



Die  
undurchsichtigen  
Methoden eines  
übermächtigen  
Konzerns



**Jetzt 100 Euro für Ärzte ohne Grenzen:** Mit zwei limitierten Sondermodellen des Klassikers Tangente – einmal größer, einmal kleiner – unterstützt NOMOS Glashütte die medizinische Nothilfeorganisation. Je 1000 Mal gibt es die schlichten Uhren mit roter Zwölf, Manufakturwerk, Saphirglasboden und kleinem Hinweis auf Ärzte ohne Grenzen. Schön: Sie kosten dennoch nicht mehr als sonst. 1240 respektive 1360 Euro.

Diese NOMOS-Fachhändler helfen beim Helfen: Augsburg: Bauer & Bauer; Berlin: Christ KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bonn: Hild; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dortmund: Rüschenbeck; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Hamburg: Becker; Koblenz: Hofacker; Köln: Berghoff, Kaufhold; Ludwigsburg: Hunke; Lübeck: Mahlberg; München: Bucherer, Fridrich, Kiefer; Münster: Freisfeld, Oeding-Erdel; Stuttgart: Niessing; Ulm: Scheuble. Überall: Wempe. [www.nomos-store.com](http://www.nomos-store.com) und [www.nomos-glashuette.com](http://www.nomos-glashuette.com)



## Hausmitteilung

22. Oktober 2012

Betr.: Titel, Afghanistan, Assange

Dieses Heft enthält, ungewöhnlich genug, gleich zwei große Unternehmensporträts: Der SPIEGEL beschreibt die Giganten Microsoft und Google. Während Microsoft in den vergangenen zehn Jahren wichtige Entwicklungen verpasst hat, hat Google im selben Zeitraum eine globale Marktmacht erobert, die historisch ohne Beispiel ist. Wie Microsoft die Wende schaffen will, haben die US-Korrespondenten Philip Bethge und Thomas Schulz recherchiert, das Unternehmen gewährte ihnen Zugang zu seinen Zukunftslaboren. Für die Titelgeschichte ging ein Team von Redakteuren der Klage zahlreicher Google-Wettbewerber und -Kunden nach, der Suchmaschinengigant missbrauche seine Macht. Klartext redete der US-Medienmagnat John Malone, selbst im Wettbewerb mit Google. Die Suchmaschine sei „extrem dominant“, sagt Malone, die Kartellbehörden müssten eingreifen. Wenn es dazu käme, hätten Microsoft und Google zumindest eines gemein: Denn auch Microsoft hat schon teure Kartellverfahren hinter sich (Seiten 68, 86).

Die Afghan Premier League, das erste nationale Fußballturnier Afghanistans, sorgte in den vergangenen Wochen für Begeisterung im kriegsversehrten Land am Hindukusch. In den Teams spielen Angehörige verschiedener Volksgruppen zusammen, der Fußball soll helfen, das zerrissene Land zu einen. SPIEGEL-Reporter



LELA AHMADZAI / DER SPIEGEL

Guido Mingels traf Menschen, die glücklich waren, einmal über andere Dinge zu sprechen als über Bombenanschläge und Fundamentalisten. Am Freitag überschattete eine Unfallmeldung das Finale: Stunden vor dem Anpfiff prallte ein Bus mit Fans des Teams aus Masar-i-Scharif mit einem Tankklaster zusammen, erste Zählungen ergaben 32 Schwerverletzte und 11 Tote. Das Finale fand trotzdem statt. Der „Sturm vom Fluss Harirod“, eine Mannschaft aus der Stadt Herat, besiegte die „Wundervögel“ aus Masar-i-Scharif mit 2:1 (Seite 60).

Mingels

Als sich die SPIEGEL-Redakteure Marcel Rosenbach und Holger Stark vor rund einem Jahr in London mit dem WikiLeaks-Gründer Julian Assange zu einer Besprechung trafen, endete das Gespräch in einem Eklat, wütend brüllte Assange die Journalisten an. Besonders getroffen hatte ihn eine vom „Guardian“ verfasste Erklärung, die SPIEGEL-Chefredakteur Georg Mascolo im September 2011 unterzeichnet hatte. Darin kritisieren die Medien die ungeschwätzte Veröffentlichung sämtlicher 251 000 diplomatischen Depeschen des amerikanischen Außenministeriums durch WikiLeaks. Als Rosenbach und Stark vergangene Woche erneut nach London fuhren, waren sie gespannt, wie Assange sie diesmal empfangen würde. Der WikiLeaks-Chef, sagt Stark, war freundlich, er geht offenbar davon aus, dass er eines Tages nach Ecuador ausreisen kann. Die SPIEGEL-Leute brachten dem in die ecuadorianische Botschaft geflüchteten Assange eine Flasche Chardonnay aus seiner australischen Heimat mit (Seite 108).



Stark, Assange, Rosenbach

Lassen Sie sich nicht vom Versicherer Ihres Unfallgegners ruhigstellen. Sprechen Sie mit Ihrem Anwalt.

Ihr Anwalt weiß, was Ihnen die gegnerische Versicherung verschweigt: zum Beispiel, dass Sie einen Anspruch auf den merkantilen Minderwert oder den entstandenen Haushaltsführungsschaden haben. Ihre Anwältin oder Ihr Anwalt holt mehr für Sie raus. Sie finden sie unter [www.anwaltauskunft.de](http://www.anwaltauskunft.de).

Vertrauen ist gut.  
Anwalt ist besser.



DeutscherAnwaltverein





## In diesem Heft

### Titel

Wie neutral ist die Suchmaschine des Internet-giganten Google wirklich? ..... 86  
US-Medienmagnat John Malone fordert eine Begrenzung von Googles Marktmacht ... 90

### Deutschland

**Panorama:** Wunsch nach Kita-Plätzen größer als Angebot / Widerstand gegen EU-Beitritt Kroatiens / Sitzplatzvermehrung im Bundestag 13  
**Außenpolitik:** Vertrauenskrise zwischen Merkel und Hollande ..... 18  
**Kommentar:** Warum die Nationalstaaten nicht stärker als Europa sind ..... 20  
**Euro:** Finanzminister Wolfgang Schäuble verwirrt mit widersprüchlichen Aussagen ..... 23  
**CDU/CSU:** Die Union sucht nach dem richtigen Umgang mit dem SPD-Kandidaten Peer Steinbrück ..... 24  
**Karrieren:** Die Liberale Silvana Koch-Mehrin kritisiert Plagiate-Jäger im Internet und die Europapolitik der FDP ..... 26  
**Piraten:** Vorbei die Euphorie – in den Länderparlamenten beschäftigt sich die Partei vor allem mit sich selbst ..... 30  
**Grüne:** Wie sich Katrin Göring-Eckardt als soziale Politikerin neu definiert ..... 33  
**Energie:** Die Ausnahmeregelungen beim Strompreis spalten die Wirtschaft ..... 34  
**Verbrechen:** Das seltsame Treiben einer deutschen Sekte in der Dominikanischen Republik ..... 36  
**Rheinland-Pfalz:** Im SPIEGEL-Gespräch redet die designierte Ministerpräsidentin Malu Dreyer über ihre unheilbare Krankheit ... 38  
**Flüchtlinge:** Roma aus Serbien hoffen in einer Kölner Turnhalle auf Asyl und ein besseres Leben ..... 41  
**Kreative:** Leipzig – neuer Sehnsuchtsort für Künstler und Start-up-Unternehmer ..... 42  
**Luftverkehr:** Frankfurter Bürger klagen beim Bundesverfassungsgericht gegen Fluglärm .... 44  
**Strafjustiz:** Polizisten verletzten Radfahrer – angeklagt wurde das Opfer ..... 46  
**Zeitgeschichte:** Sowjetische Soldaten schildern die Schlacht von Stalingrad – ein deutscher Historiker wertete Hunderte Interviews mit Rotarmisten aus ..... 48  
**Gesundheit:** Alt-68er-Frauen sterben früher ... 54

### Gesellschaft

**Szene:** Wenn Barbie-Puppen zum Leben erwachen / Wie ein YouTube-Video zur Weltmode wird ..... 57  
Eine Meldung und ihre Geschichte – warum ein Mann ohne Hände und Füße die Weltmeere durchschwimmt ..... 58  
**Helden:** Wo früher Menschen hingerichtet wurden, findet heute der erste afghanische Fußball-Cup statt ..... 60  
**Ortstermin:** Die Stadt Suhle erlangt mit einem Kinofilm historische Größe ..... 65

### Wirtschaft

**Trends:** Aus für Offshore-Windpark / Siemens spart bei Leiharbeitern / Griechen-Retter scheitern an Sprachbarriere ..... 66  
**Hightech:** Microsoft mobilisiert alle Kräfte, um Apple und Google wieder einzuholen ..... 68  
**Bekleidungswirtschaft:** Ein Brand in einer pakistanischen Fabrik bringt den deutschen Discounter Kik in Erklärungsnot ..... 78  
**Banken:** Die Dauersanierung der Commerzbank geht in die nächste Runde ..... 80  
**Geldanlagen:** Über das Internet kann sich jeder an jungen Firmen beteiligen ..... 82



## Bricht die Achse? Seite 18

Der jüngste EU-Gipfel hat die tiefen Differenzen zwischen Kanzlerin Merkel und Präsident Hollande offenbart. Berlin will mehr Macht für Brüssel, Paris fordert ein Ende des Sparkurses. Hält der Streit an, droht eine Verschärfung der europäischen Währungskrise.

## Piraten am Abgrund

Seite 30

Skurile Selbstdarsteller bestimmen die Schlagzeilen, in Parlamenten haben die Piraten wenig erreicht: Ein Jahr nach ihrem großen Wahlerfolg in Berlin suchen die Neulinge immer noch ihren Kurs. Folgt im Wahljahr 2013 der Absturz?

## Knoblochs Verzweiflung

Seite 138

Charlotte Knobloch, Präsidentin der jüdischen Gemeinde München, fühlte sich in Deutschland angekommen – bis die Beschneidungsdebatte losbrach. Nun sagt sie im SPIEGEL-Gespräch: „Ich bin schier verzweifelt.“



Treffpunkt Sachsenbrücke in Leipzig

## Arm und auch sexy Seite 42

Leipzig ist tief verschuldet, viele Menschen sind arbeitslos – und doch ziehen junge Leute in die Stadt, die ein neuer Sehnsuchtsort für Kreative aus ganz Deutschland geworden ist. Künstler und Start-up-Unternehmer haben in der Ostmetropole eine lebendige Szene geschaffen.





## Weltmacht Google

Seiten 86, 90

Die Zweifel am Geschäftsmodell des Suchmaschinenkonzerns Google wachsen. Viele Unternehmen klagen, dass der Gigant aus Kalifornien die Angebote im Netz nicht neutral sortiert. Und dass er eigene Interessen verfolgt.

## Microsoft schlägt zurück

Seite 68

Der einst einflussreichste – und am meisten gehasste – Computerkonzern hatte den Anschluss verloren, jetzt versucht Microsoft ein Comeback: Mit neuer Soft- und Hardware attackiert der Konzern die Konkurrenten Apple und Google.

## Löw in der Defensive

Seite 162

Seit dem Aus gegen Italien bei der EM steht Bundestrainer Joachim Löw in der Kritik. Das chaotische 4:4 im Länderspiel gegen Schweden weckt Zweifel an der Nationalelf: Können die Deutschen nicht mehr verteidigen?

## Afrikas nickende Kinder

Seite 146

An der Grenze zwischen Uganda und dem Südsudan ist eine mysteriöse Seuche ausgebrochen. Es beginnt damit, dass Kinder unkontrolliert nicken, wenn sie Essen sehen oder wenn sie frieren. Dann folgen Krämpfe. Wissenschaftler weltweit versuchen eine Ursache zu finden. Doch mit jeder neuen Spur werden die Fälle rätselhafter.



Junge mit Nick-Syndrom

### Medien

**Trends:** ARD verärgert Helene Fischer / Thomas Hermanns über die deutsche Comedyszene ..... 85  
**TV-Sendungen:** Wie das ZDF-Magazin „Leute heute“ Prominente bejubelt ..... 95

### Ausland

**Panorama:** Griechenlands Premier fördert Günstlinge / Anschlag auf libanesischen Geheimdienstchef ..... 96  
**USA:** Hat Präsident Barack Obama seinen Gegner Romney unterschätzt? ..... 98  
**Libyen:** Rekonstruktion der letzten Stunden des Muammar al-Gaddafi ..... 102  
**WikiLeaks:** Ein Besuch bei Julian Assange in der ecuadorianischen Botschaft in London ... 108  
**Guantanamo:** Chalid Scheich Mohammed wird der Prozess gemacht ..... 111  
**Ukraine:** Wie Julija Timoschenko um ihre politische Rückkehr kämpft ..... 114  
**Global Village:** Designertaschen, Smartphones und Prostituierte – ein Besuch auf den illegalen Märkten Neapels ..... 116

### Serie

**China (Teil II):** Ferrarirote Kommunisten – wohin steuert die Wirtschaft im Reich der Mitte? ..... 118

### Kultur

**Szene:** Ein Kopenhagener Theater zeigt ein Stück mit Texten von Anders Behring Breivik / Kafka-Biograf Reiner Stach über den Nachlass von Max Brod ..... 126  
**Autoren:** Florian Illies und sein Geschichtsroman „1913“ ..... 128  
**Bestseller** ..... 131  
**Kino:** Detlev Buck verfilmt den Kehlmann-Bestseller „Die Vermessung der Welt“ ..... 132  
**Kunstkriminalität:** Was Experten aus dem dreisten Diebstahl von Rotterdam folgern ... 136  
**Zeitgeschichte:** SPIEGEL-Gespräch mit Charlotte Knobloch über ihr gespaltenes Verhältnis zu Deutschland und ihre Rettung vor den Nazis ..... 138  
**Literaturkritik:** John Lanchester erzählt in seinem Roman „Kapital“ vom Leben in Zeiten der Globalisierung ..... 142

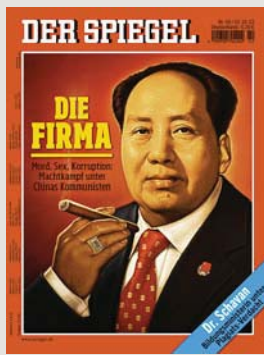
### Wissenschaft • Technik

**Prisma:** Auslöser für Vulkanexplosionen entdeckt / Sprachbegabte Fledermäuse ..... 144  
**Medizin:** Rätselhafter Seuche in Ostafrika ..... 146  
**Kriminalistik:** Können Menschen spontan Feuer fangen? ..... 150  
**Verkehr:** Wie zuverlässig sind die Geschwindigkeitsmessgeräte der Polizei? .... 152  
**Nukleartechnik:** Wie Laser den Bau von Atombomben erleichtern ..... 154  
**Psychologie:** Zwei Zürcher Forscher wollen den Menschen Humor beibringen ..... 158

### Sport

**Szene:** DOSB-Generaldirektor Michael Vesper über die künftige Förderung der Ruderin Nadja Drygalla / Härtere Sanktionen für Doper? .... 161  
**Fußball:** Die Deutschen haben das Verteidigen verlernt ..... 162

**Briefe** ..... 6  
**Impressum, Leserservice** ..... 168  
**Register** ..... 170  
**Personalien** ..... 172  
**Hohlspiegel/Rückspiegel** ..... 174



SPiegel-Titel 42/2012

„Genosse Mao mit dicker Zigarre und Kapitalistenanzug – wie ließe sich das Wesen der chinesischen KP besser karikieren?“

MATTHIAS KAISER, HAUSACH (BAD.-WÜRTT.)

Wahlentscheidung beeinflussen, was eine heute 57-jährige, angesehene Politikerin mit Mitte zwanzig getan hat?

GUIDO REINKING, PÖCKING (BAYERN)

Mit den zunehmenden Aberkennungen sehe ich den Wert meines eigenen Dokortitels schwinden. Die Dreistigkeit des Kopierens, leicht gemacht durch elektronische Verfügbarkeit und das Augenzudrücken der Professoren zur Erfüllung von Sollzahlen, hat dazu beigetragen. Nur, irgendwo sind auch Grenzen. Ohne ein Fan von Frau Dr. Schavan zu sein: Wenn 60 von 351 Seiten Fehler enthalten, sind 291 fehlerfrei, also 83 Prozent. Bei einer Mathe-Arbeit wäre das noch bestanden.

DR. ANDREAS HUTH, BERLIN

Was doch mal gefragt werden muss: Werden jetzt alle Doktorarbeiten zum zweiten Mal geprüft? Wer hat den Auftrag dazu gegeben? Wie kommt es, dass bisher nur Mitglieder der amtierenden Parteien betroffen sind? Es wäre gut, wenn die ehrenwerten Neuprüfer schnell eine überzeugende Antwort fänden.

GISELA ZITZWITZ, ZERNIEN (NIEDERS.)

Jeder, der schon wissenschaftlich gearbeitet hat, weiß, dass das Zitieren seine Tücken hat. Wo enden meine Gedanken, und wo fangen die des Autors an, auf den ich mich beziehe? Wie setze ich die Anführungszeichen korrekt – oder paraphasiere ich und fasse das Ganze dann zusammen? Offenbar liegen hier Spitzfindigkeiten vor, an die im Vor-Internet-Zeitalter noch niemand gedacht hat.

CAROLIN HAASE, BERLIN

Was mich seit Jahren ärgert, ist die Unterstellung, in früheren Zeiten hätten wohl laschere Bedingungen für den Umgang mit Forschungsliteratur bestanden. Das ist schlicht unwahr. 1970, zur Zeit meiner Promotion, und auch davor galt genau dasselbe wie heute: Übernahmen aus Werken anderer sind als solche zu kennzeichnen und auszuweisen; wer das unterlässt oder mit leichten Umformulierungen die tatsächliche Übernahme zu kaschieren trachtet, begeht einen strafwürdigen Täuschungsversuch und disqualifiziert sich selbst.

KLAUS MÜLLER-SALGET, GÖTZENS (ÖSTERR.)

Nr. 42/2012, Die Firma – Mord, Sex, Korruption: Machtkampf unter Chinas Kommunisten

## Der uralte chinesische Weg

Nach 150 Jahren der Einmischung mit der Zerstörung der Kulturwerte, Ausbeutung und Massenmord hätten Deutschland, England, Frankreich und Japan Grund genug, das chinesische Volk um Verzeihung zu bitten, anstatt es mit Belehrungen über sogenannte westliche Werte zu belästigen. 2000 Jahre chinesischer Geschichte haben gezeigt, dass dieses Volk nach Phasen der Zerstörung stets neue Dynastien mit Wohlstand und Kultur hervorgebracht hat. Eine straffe Staatsführung durch geschulte Beamte ist nicht der kommunistische, sondern der uralte chinesische Weg.

DR. RÜDIGER TESSMANN, ALBENGA (ITALIEN)

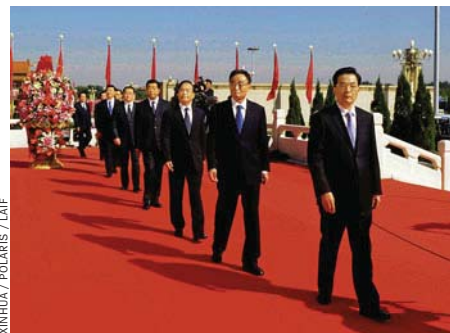
„Er, Herr Xi, ist der zukünftige Parteichef Chinas!“, erklärt mein Hintermann und zeigt auf das Bild im SPIEGEL. „Die Wahlen sind doch erst im November!“ – „Das Ergebnis haben wir schon vor zwei Jahren gekannt.“ Aus einem kurzen Gespräch mit einem bis dato unbekannten Kollegen aus China während einer Busfahrt zur Arbeit.

MAKSYM SHOSTAK, ULM

Da geben sich deutsche Manager und Spitzenpolitiker die Klinke in die Hand, um die Großen Chinas um wirtschaftliche und politische Gunst zu bitten. Da werden chinesische Unternehmen mit unseren Steuergeldern gefördert und Firmen in unserem Land dadurch in die Insolvenz getrieben. Merken unsere sogenannten Spitzenleute denn nicht, wie sie von den lächelnden Chinesen ausgenommen werden? Wo soll das noch hinführen? Einige deutsche Unternehmen sind bereits mehrheitlich in chinesischer Hand. Weiter so, und eines Tages ist es unsere gesamte Wirtschaft. Dann gute Nacht, Deutschland. Aber Geld stinkt nicht, auch nicht in diesem Fall.

WOLFGANG JÖRGENS, HARZTOR (THÜR.)

Eine Serie über China, den zukünftigen und den gefallenen Führer auf Seite 88 beginnen zu lassen zeigt: Hier sind Profis am Werk. Ist doch die 88 im chinesischen Raum eine Glückszahl, in der SMS-Sprache aber die Abschiedsformel. So schließt



KP-Führer am Tiananmen-Platz in Peking

sich der Kreis vom neuen Star der chinesischen Politik zum verglühten Stern, der nun auf seine Gerichtsverhandlung wartet. Ich freue mich auf Folge 2 und 3.

JÜRGEN SCHWARZ, WIEN

Nr. 42/2012, Laut Universitätsgutachter hat Annette Schavan in ihrer Doktorarbeit getäuscht – ein hartes Urteil

## Die Tücken des Zitierens

Frau Schavan hat möglicherweise vor über 30 Jahren bei ihrer Doktorarbeit getäuscht. Sagt das irgendetwas über die Politik der Bundesregierung oder die Alternativen dazu? Sollte mich bei meiner

## Diskutieren Sie im Internet

[www.spiegel.de/forum](http://www.spiegel.de/forum) und [www.facebook.com/DerSpiegel](http://www.facebook.com/DerSpiegel)

- **Titel** Kann man Google vertrauen?
- **Parteien** Haben die Piraten ihre beste Zeit schon hinter sich?
- **Fußball** Ist Bundestrainer Löw noch der richtige?







OYSTER PERPETUAL SUBMARINER DATE

**WEMPE**

FEINE UHREN & JUWELEN

HAMBURG BERLIN MÜNCHEN HANNOVER DÜSSELDORF  
DORTMUND FRANKFURT MANNHEIM STUTTGART BREMEN  
NÜRNBERG LEIPZIG DRESDEN KÖLN KAMPEN/SYLT  
MADRID PARIS LONDON NEW YORK WEMPE.DE



**ROLEX**

# UNSER ZUHAUSE: OPTIMAL FINANZIERT.

-  Persönliche Beratung
-  300 Banken im Vergleich
-  Beste Konditionen



Bester  
Baufinanzierer  
Testsieger  
Ausgabe 8/2012  
**euro**

 **interhyp**

DIE BAUFINANZIERUNG

[www.interhyp.de](http://www.interhyp.de)  
0800 200 15 15 23



## Briefe

Nr. 41/2012, Der Ausstieg aus der Atomenergie kostet die Verbraucher Milliarden

### Je nach Wetterlage

Der Bund der Energieverbraucher, die Verbraucherzentralen und das Bundeskartellamt sollten abklären, ob es rechtlich zulässig ist, dass die energieintensiven Industrieunternehmen auf Kosten der privaten Haushalte und der kleinen Handwerksbetriebe von der EEG-Umlage befreit werden. Energieintensive Industriebetriebe wurden auch schon beim Nachtstrom begünstigt – zu Lasten der privaten Haushaltskunden. Gleichzeitig machen diese Betriebe zum Teil Millionen- oder Milliardengewinne. Die Politik unterwirft sich dem Lobbyismus der Unternehmen.

FELIX KÖTTING, HAVIXBECK (NRW)

Um dieses Jahrhundertprojekt zu stemmen, benötigt Deutschland einen Managertypen mit Durchschlagskraft und Sachverstand – keinen gemütlichen Merkel-Getreuen aus dem Saarland, der nur ankündigt und je nach Wetterlage mal hier und mal da lustige Arbeitskreise einberuft.

THOMAS BRINKMANN, ESSEN



Windradbesitzer in Friesland

Nr. 41/2012, Wie zwei Pfleger schwerkranke Alte misshandelt haben sollen

### Lieber niemals alt

Sollten sich die Vorwürfe gegen die beiden Pfleger als gerechtfertigt herausstellen, sind ihre Verfehlungen durch nichts zu entschuldigen. Doch erst die Arbeitsbedingungen lassen derartige Missstände entstehen und gedeihen. Dem sollte man auf den Zahn fühlen – bevor wieder mal die moralische Keule geschwungen wird.

ANDREAS KUNOTH, ADLISWIL (SCHWEIZ)

Ich plädiere für eine rechtlich relevante Klausel im Arbeitsvertrag, die das Pflegepersonal verpflichtet, Beobachtungen von Misshandlungen umgehend dem Medizinischen Dienst zu melden. Dessen Aufgabe sollte es sein, eine sofortige Befragung aller Beschäftigten durchzuführen und einen durch den Amtsarzt er-



Pflegerin auf einer Station im Seniorenheim

brachten Nachweis von körperlicher Gewalt zur Anzeige zu bringen. Seitens der Heimleitung oder der Kollegen sollte der Mitarbeiter, der den Machtmissbrauch gemeldet hat, keine Repressalien zu befürchten haben und jeder, der aufgrund unangebrachter Loyalität schweigt, mit einer hohen Strafe rechnen müssen.

DR. RUTH FISCHER, WEILHEIM (BAYERN)

Diese Innenansichten eines Seniorenzentrums sind erschreckend. Strukturelle Mängel begünstigen katastrophale Zustände. Pflegende brennen aus und verkriechen sich ins innere Exil. Wenn zynischen Äußerungen tätliche Übergriffe folgen, dann schweigen Zeugen aus falsch verstandener Kollegialität oder aus Angst vor Repressalien. „Werde lieber niemals alt!“, dachte ich mir während der Lektüre, wohlwissend, dass die beiden Pfleger nicht die Regel, sondern ein warnendes Beispiel dafür sind, was geschehen kann, wenn sich Macht und Ohnmacht unter einem Dach begegnen.

MANUEL SCHIEFER, NEUSTADT (RHL.-PF.)

Nr. 41/2012, Die Schattenseiten des Geschäfts mit Schülern

### Schatzi, jetzt zu McDonald's!

Pädagogische Küche ist die Alternative: Unter Anleitung kochen Kinder ihr Mittagessen aus regionalen, frischen Produkten selbst. Das wird nicht teurer als heute, macht den Beteiligten Spaß und fördert ihre Gesundheit.

LUDWIG GÄNG, BERLIN

Als Koch eines kleinen Restaurants habe ich sechs Monate lang die Mittagsverpflegung für einen örtlichen Kindergarten übernommen. Frische, saisonale Zutaten, viel Gemüse – so wollte ich die Kinder verpflegen. Doch bei 2,60 Euro pro Kopf bleibt nicht viel übrig. Die Eltern waren nicht bereit, 40 Cent mehr zu zahlen, lieber wollten sie schlechtes Essen für ihr Kind akzeptieren. Letztendlich musste ich die Verpflegung einstellen. Aber den Satz einer Mutter werde ich nicht vergessen: „So Schatzi, jetzt geht's zu McDonald's! Das schmeckt dir ja wenigstens.“

ALEXANDER BUES, KÖNIGSWINTER (NRW)





# NOT NOR MAL

**DIE GROSSE VERSION  
VON KLEIN.**

MINI ist größer, als man denkt. Der MINI Countryman bietet richtig viel Platz für bis zu fünf Personen plus Gepäck. Seine erhöhte Sitzposition sorgt dabei für beste Rundumsicht. Und sein optionaler Allradantrieb ALL4 bringt Sie sogar dorthin, wo normale Straßen längst zu Ende sind. Mehr Infos unter **[www.MINI.de/notnormal](http://www.MINI.de/notnormal)**

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 7,4 [7,9] bis 4,4 [5,6] l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert: 172 [184] bis 115 [149] g/km. Werte in [ ] gelten für Fahrzeuge mit Automatic-Getriebe Steptronic.



**Die Bosch-Philosophie:**  
Wer weiß, wo er  
herkommt, **ist**  
**überall zu Hause.**

**Philipp Gauß**  
Junior Managers Program  
Technical Sales

Mobility Solutions | Energy & Building Technology | Automation & Control | Consumer Goods | Healthcare



Für die globalen Herausforderungen unserer Zeit entwickeln, fertigen und vertreiben wir energieeffiziente, umwelt- und ressourcenschonende Lösungen sowie internetbasierte Produkte. Mit mehr als 300.000 Mitarbeitern weltweit. Als führendes Technologie- und Dienstleistungsunternehmen tragen wir unternehmerische, gesellschaftliche wie ökologische Verantwortung. Wenn auch Sie global arbeiten wollen und sich Ihrer eigenen Stärken bewusst sind: **[www.bosch.de/bosch-denken](http://www.bosch.de/bosch-denken)**



**BOSCH**  
Technik fürs Leben



Nr. 41/2012, Die Schuldenkrise fördert Separatisten

## Die Auflösung hat begonnen

Dass Schotten, Nordiren, Südtiroler, Basen und andere nach Souveränität streben, ist nichts Neues und hat auch nichts mit Egoismus zu tun. Man hat die Südtiroler nach dem Ersten Weltkrieg nicht gefragt, ob sie zu Italien gehören wollen, und auch den anderen genannten Ethnien wurde es verwehrt, über ihre Zugehörigkeit zu einem Staat selbst zu entscheiden. Man sollte den Menschen dieser Regionen ihr demokratisches Recht gewähren, über ihr Schicksal selbst zu entscheiden.

REINHARD BÄR, EICHENAU (BAYERN)

Die Mehrheit der Katalanen ist zurzeit für die Unabhängigkeit. Das passiert nicht von heute auf morgen, es ist ein Prozess, der bereits Jahre währt. Ist es nicht auch egoistisch, so einem großen Anteil der Bevölkerung nicht einmal das Recht auf ein Referendum zuzugestehen, sondern mit der Polizei und notfalls mit dem Militär zu drohen, um die „unauflösliche Einheit“ Spaniens aufrechtzuerhalten? Die Auflösung hat bereits begonnen.

HEIKO KRAFT, TARRAGONA (SPANIEN)

Die Klagen Deutschlands darüber, es sei in Europa finanziell reines Geberland, und das ginge nicht weiter so, versuchen



Schottischer Separatist

wir Katalanen nicht als egoistischen Akt deutscher Europa-Separatisten zu betrachten. Sollten wir etwa umdenken müssen?

BÁRBARA ROVIRÓ, HAMBURG

Nr. 41/2012, SPIEGEL-Gespräch mit dem Ehepaar Jörg und Miriam Kachelmann über den Wahnsinn der deutschen Justiz

## Literarischer Rachefeldzug

Auch ich war Opfer falscher Beschuldigungen, hatte mit Polizisten, Staatsanwälten und Jugendamtsmitarbeitern zu tun, für die jedes Wort einer Frau bare Münze ist, während die Darstellung des Mannes überhaupt nicht interessiert.

TORSTEN SOMMER, NÜRNBERG



Angeklagter Kachelmann (2. v. l.) 2010

Beschuldigte müssen sich nicht nur gegen die handwerklich oft erbärmliche Arbeit von Polizei und Staatsanwaltschaft wehren, sondern auch gegen Medien. Ich bin einverstanden mit Kachelmanns literarischem Rachefeldzug gegen seine Feinde in Medien und Gerichtsbarkeit. Wer das anders sieht, ist vermutlich noch nie wegen einer mutwilligen Anzeige unschuldig in die Mühlen der Justiz geraten.

ALFRED PFEIFFER, WARDENBURG (NIEDERS.)

Ich hätte es sehr stilvoll gefunden, wenn Sie Herrn Kachelmann ignoriert hätten – das hätte auch große Aussagekraft gehabt.

CLAUDIA GÖGE, VOERDE (NRW)

Nr. 41/2012, Warum uns der Abschied vom Papierbuch schwerfällt – Erfahrungsbericht des E-Book-Fans Hilmar Schmundt

## Sand zwischen den Seiten

E-Books haben schwerwiegende Nachteile, etwa dass Unternehmen Lesegewohnheiten mitverfolgen und speichern und fremde Firmen sogar im Nachhinein Inhalte zensieren können. Auch ist der Lesekomfort schlicht nicht vergleichbar.

GIORGIO FORLIANO, BERLIN

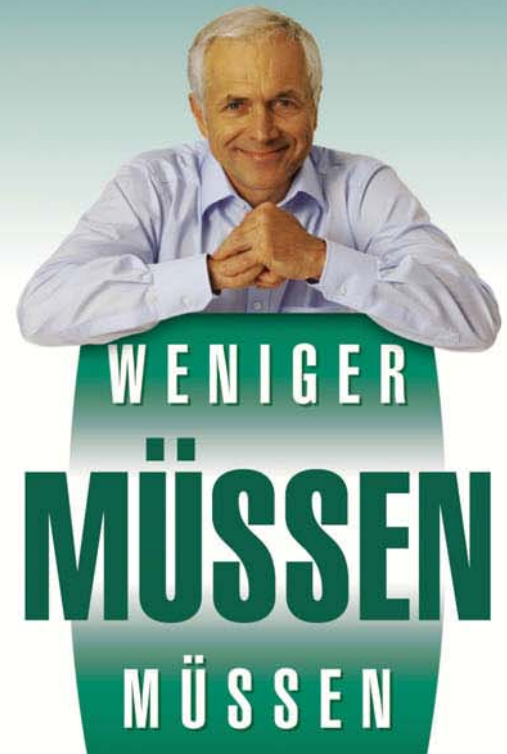
E-Books sind Büchern wirklich in all den Details überlegen, die der Autor hier schildert. Nicht zuletzt schaffen sie auch die persönliche Freiheit, überall zu lesen, ohne planen zu müssen. Und gelesene Exemplare rauben keinen Platz mehr.

BERNHARD TASCHNER, FRANKFURT AM MAIN

Sie scheinen nie das Vergnügen verspürt zu haben, ein antiquarisches Buch in der Hand zu halten, das phantastisch illustriert, großartig gebunden und durch zig Hände gegangen ist. Nie scheinen Sie Sand zwischen den Seiten gefunden zu haben, nie scheint Ihr Vater Ihnen ein Buch geschenkt zu haben mit dem Hinweis, dass es einst in einer Bombennacht Schutz und Trost gespendet hat.

ANDREAS GROELL-DÖHRING, EUSKIRCHEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de



Lassen Sie Ihr Leben nicht länger vom **nächtlichen und häufigen**

## HARNDRANG\*

bestimmen. Nutzen Sie aus der Apotheke die doppelte Pflanzenkraft von **Prostagutt® forte** 160|120 mg.

### ➤ Stark bei nächtlichem Harndrang\*

Vermindert **spürbar und dauerhaft** häufigen Harndrang – besonders in der Nacht.

### ➤ Intensive Doppelwirkung

Profitieren Sie von den **wirksamen Spezialextrakten** aus Sägepalme und Brennnessel.

### ➤ Pflanzlich und gut verträglich

**Reduzieren** Sie den Harndrang auf **verträgliche Weise**, damit Sie wieder **ausgeschlafen** in den Tag starten können.



[www.prostagutt.de](http://www.prostagutt.de)

\* bei gutartiger Prostatavergrößerung

**Prostagutt® forte 160|120 mg.** 160/120 mg/Kapsel. **Wirkstoffe:** Sabal-Dickextrakt und Brennnesseltrockenextrakt. **Anwendungsgebiete:** Beschwerden beim Wasserlassen bei gutartiger Prostatavergrößerung. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. **Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe** Stand: 03/2012 P/03/12/2



Mit 15 Jahren steht für Jonas Hirschenberger fest:

„Ich will Schornsteinfeger werden.“ Die Gründe

liegen für ihn auf der Hand. „Das macht Spaß!

Und die Aussicht ist auch ganz schön“, findet der

Azubi. Sein Vater hingegen war anfangs nicht

so begeistert, ließ sich aber überzeugen und

beugte sich letztendlich dem Willen seines Sohnes.

So konkret wie sein Berufswunsch sind auch

Jonas' Pläne für die Zukunft:

# „Mich durchsetzen. Nicht nur bei der Berufswahl.“

Jonas Hirschenberger ist seit seiner Geburt Genossenschaftsmitglied und möchte Schornsteinfeger werden. Was ihn außerdem antreibt und wie ihm unsere Kraft der Genossenschaft auf seinem Weg hilft, erfahren Sie auf [was-uns-antreibt.de](http://was-uns-antreibt.de)

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

**Volksbanken  
Raiffeisenbanken**



Wir machen den Weg frei. Gemeinsam mit den Spezialisten der Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken: DZ BANK, WGZ BANK, Bausparkasse Schwäbisch Hall, DG Hyp, DZ PRIVATBANK, easyCredit, Münchener Hyp, R+V Versicherung, Union Investment, VR LEASING, WL Bank.





KATHRIN HARMIS / ZEITUNGSPICHEL

### Fehlende Kita-Plätze

in Prozent des Bedarfs

|                    |      |
|--------------------|------|
| Bremen             | 21,8 |
| Nordrhein-Westf.   | 17,8 |
| Hessen             | 16,7 |
| Baden-Württemb.    | 16,2 |
| Rheinland-Pfalz    | 15,5 |
| Berlin             | 15,3 |
| Niedersachsen      | 15,3 |
| Saarland           | 14,4 |
| Schleswig-Holstein | 12,6 |
| Hamburg            | 12,2 |
| Bayern             | 10,8 |
| Mecklenburg-Vorp.  | 9,3  |
| Sachsen            | 8,2  |
| Thüringen          | 6,3  |
| Brandenburg        | 6,3  |
| Sachsen-Anhalt     | 4,9  |

Quelle: DJI

KITAS

## Der Westen liegt zurück

Der Ausbau von Kita-Plätzen bleibt vor allem in den westdeutschen Bundesländern deutlich hinter den Betreuungswünschen der Eltern zurück. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie, die das Deutsche Jugendinstitut in München für Bundesfamilienministerin Kristina Schröder (CDU) erstellt hat. Grundlage der Zahlen ist eine Befragung von Eltern mit Kindern im Alter von unter 36 Monaten. Diese Ergebnisse wurden den tatsächlichen Betreuungsquoten gegenübergestellt.

Danach finden in Bremen 21,8 Prozent der Familien keinen Kita-Platz, weil das Angebot fehlt. Nur wenig besser ist die Lage in Nordrhein-Westfalen und Hessen. Hier gehen 17,8 beziehungs-

weise 16,7 Prozent der Interessierten leer aus. Diese Länder dürften es schwer haben, den für 2013 beschlossenen Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz zu erfüllen. Am besten steht unter den westdeutschen Ländern Bayern da, wo die Differenz zwischen Betreuungswunsch und Betreuungsquote 10,8 Prozent beträgt. In Ostdeutschland fehlen in Mecklenburg-Vorpommern die meisten Plätze. Bundesweit die geringste Versorgungslücke gibt es in Sachsen-Anhalt: mit 4,9 Prozent. Die Untersuchung entfaltet Sprengkraft vor dem Hintergrund des Streits zwischen Ministerin Schröder und den Ländern über die Verwendung von zusätzlichen 580 Millionen Euro, die der Bund für den Ausbau der Einrichtungen bereitstellen will. Wegen des hohen Bedarfs sollen mit dem Geld über die für 2013 vorgesehenen 750 000 Kita-Plätze hinaus weitere 30 000 geschaffen werden. Die Länder hatten im Bundesrat die Annahme der Mittel verweigert. Sie stört vor allem die vom Bund geforderte Berichtspflicht über die Verwendung der Gelder.



PHOTOTHEK VIA GETTY IMAGES

Schröder

GRÜNE

## Lust an der Urwahl

Die Urwahl der Grünen-Spitzenkandidaten für die Bundestagswahl 2013 trifft auf hohe Resonanz. Bereits in den ersten Tagen trafen in der Parteizentrale rund 17 000 Wahlbriefe ein. Die Frist für die Stimmabgabe läuft Ende des Monats ab. Die Lust der Mitglieder an der Urwahl sei „offensichtlich richtig groß“, sagt Bundesgeschäftsführerin Steffi Lemke. Insgesamt sind knapp 60 000 Mitglieder stimmberechtigt. Die Briefe werden in der Parteizentrale in Urnen verpackt und bis zur Auszählung Anfang November beim Notar gelagert.

VERFASSUNGSSCHUTZ

## V-Leute gegen Linke

Die Linkspartei drängt auf eine schnellere Entscheidung des Karlsruher Bundesverfassungsgerichts wegen der Überwachung von Abgeordneten durch den Verfassungsschutz. Nachdem vergangene Woche der thüringische Dienst versucht hatte, einen ehemaligen Mitarbeiter der Landtagsabgeordneten Katharina König anzuwerben, sei nun „das Fass übergelaufen“, sagte Fraktionschef Bodo Ramelow: „Vor allem vor dem Hintergrund, dass es sich bei Katharina König um ein Mitglied des Thüringer

NSU-Untersuchungsausschusses handelt, ist dieser Anwerbeversuch ein Skandal.“ Landesinnenminister Jörg Geibert hatte den Anwerbeversuch am Freitag bestätigt; der Verfassungsschutz habe aber nicht gewusst, dass der Mann in engem Kontakt zu der Abgeordneten König stehe. Linken-Bundesgeschäftsführer Matthias Höhn fordert nun von Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU), „offenzulegen, wo und wann es bundesweit ähnliche Vorgänge gab“. Friedrich hatte erst kürzlich die Beobachtung der Linkspartei verteidigt, dabei aber betont, gegen deren Abgeordnete würden keine nachrichtendienstlichen Mittel, wie zum Beispiel V-Leute, eingesetzt.

## Geplantes Wahlrecht

Umgerechnete Sitzverteilung der Bundestagswahl 2009

Quelle:  
Joachim  
Behnke

DER SPIEGEL

|       | SITZE<br>NACH<br>ZWEIT-<br>STIMMEN | ÜBER-<br>HANG-<br>MANDATE | AUS-<br>GLEICHS-<br>MANDATE | GESAMT-<br>MANDATE |
|-------|------------------------------------|---------------------------|-----------------------------|--------------------|
| CDU   | 174                                | 21                        | 0                           | <b>195</b>         |
| CSU   | 42                                 | 3                         | 2                           | <b>47</b>          |
| SPD   | 145                                | 1                         | 18                          | <b>164</b>         |
| FDP   | 91                                 | 0                         | 13                          | <b>104</b>         |
| Linke | 77                                 | 0                         | 8                           | <b>85</b>          |
| Grüne | 69                                 | 0                         | 7                           | <b>76</b>          |
| Summe | 598                                | 25                        | 48                          | <b>671</b>         |



Plenarsaal des Bundestags

STEFAN BONESS / IPON

### BUNDESTAGSWAHLRECHT

## Gefährlicher Blindgänger

Das geplante neue Wahlrecht könnte den Bundestag auf weit mehr als 700 Sitze anwachsen lassen. Nach dem Reformansatz, den die Fraktionen nun weiterverfolgen wollen, sollen Überhangmandate einzelner Parteien durch zusätzliche „Ausgleichsmandate“ kompensiert werden; das heißt, anders als heute entspräche das Sitzverhältnis der Fraktionen zueinander wieder dem Zweitstimmenergebnis bei der Wahl. Die Normalgröße des Bundestags liegt

bei 598 Abgeordneten; nach der letzten Wahl gab es aufgrund von Überhangmandaten zunächst 622 Sitze. Legt man aktuelle Umfrageergebnisse zugrunde, könnten nach Berechnungen des Friedrichshafener Politologen Joachim Behnke beispielsweise 642 Abgeordnete ins Parlament einziehen. Nahezu groteske Weiterungen hätte es etwa, wenn etwa die CSU in Bayern nur knapp 37 Prozent der Stimmen erzielte: Dann wäre es möglich, dass die Christsozialen sechs Über-

hangmandate bekämen, was insgesamt 129 Ausgleichsmandate für die übrigen Parteien nach sich zöge. Im Hohen Haus würden dann 751 Parlamentarier Platz nehmen. Ein mögliches schwaches Abschneiden der CSU sei damit die „Achillesferse“ des neuen Wahlrechts, so Behnke; das Ausgleichsverfahren verhalte sich dabei wie ein „Blindgänger, der theoretisch jederzeit detonieren könnte“. Bei der nächsten Wahl sei derzeit zwar nur eine „eher gemäßigte Aufblähung“ zu erwarten; dies könnte sich allerdings auch schnell ändern. Ausgleichsmodelle seien zwar jetzt als „Zwischenlösung“ sinnvoll, so Behnke – danach müsste aber eine grundlegende Reform mit einem Neuzuschnitt der Wahlkreise erfolgen.

### PLAGIATSAFFÄRE SCHAVAN

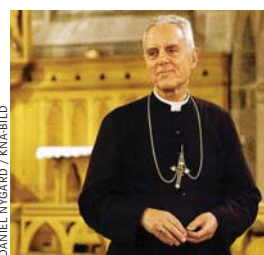
## Gutachterin sagte ab

Der in die Kritik geratene Gutachter zur Dissertation von Bundesbildungsministerin Annette Schavan war offenbar nicht die erste Wahl der Uni Düsseldorf. Als Vorsitzender des Promotionsausschusses der Philosophischen Fakultät hatte Stefan Rohrbacher der CDU-Politikerin in einer akribischen Expertise eine „leitende Täuschungsabsicht“ attestiert (SPIEGEL 42/2012). Bevor Rohrbacher den Auftrag erhielt, hatte sich der Ausschuss für die Erziehungswissenschaftlerin und ehemalige Lehrstuhlinhaberin Christine Schwarzer entschieden. Im Gegensatz zu Rohrbacher gehört sie keinem der Gremien an, die über einen möglichen Entzug des Dokortitels von Schavan – und damit vermutlich über das Schicksal ihrer politischen Karriere – urteilen. Die Schavan-Arbeit sei ihr damals bereits in Kopie übermittelt worden, bestätigte die Professorin. Nach einer Bedenkzeit habe sie den Auftrag „aus persönlichen Gründen“ wieder zurückgegeben. Die Universität erklärte, für die Prüfung sollte „ein Mitglied oder Angehöriger der Universität gewonnen werden“. Nach dem Rückzug von Schwarzer sei Rohrbacher beauftragt worden. Es handele sich um ein „übliches Vorgehen“.

### PIUSBRÜDER

## „Bösartiger Geist“

Die Piusbruderschaft will den als Holocaust-Leugner bekanntgewordenen Bischof Richard Williamson aus ihrer Glaubensgemeinschaft werfen. Grund ist ein Streit über den religiösen Kurs innerhalb der katholischen Traditionalisten mit dem in London lebenden Bischof. Williamson wurde bereits aus dem Generalkapitel, der Führungsspitze der Bruderschaft, ausgeschlossen. Bis auf Predigten ist ihm jegliche öffentliche Tätigkeit verboten. Zuletzt hatte der Rechtsaußen in seinen Web-Botschaften den Chef der Bruderschaft,



DANIEL NYGARD / KNA-BILD

Williamson

Bernard Fellay, als „durchtrieben“ beschimpft sowie dessen Mitstreiter Niklaus Pfluger vorgeworfen, er sei „absolut fanatisiert“ und ein „bösartiger Geist“. Fellay, der sich dazu nicht äußern will, forderte Williamson jetzt ultimativ auf, seine seit langem umstrittenen Kommentare auf der Website dinoscopus.org zu löschen. Andernfalls drohe umgehender Rauswurf.



# Bedürftige Villenbewohner

**ARMUT:** Über den Unsinn gewisser Erhebungen

Es war eine für viele verblüffende Botschaft, die das Statistische Bundesamt vergangene Woche verkündete. Sie lautete: 15,8 Prozent der Menschen hierzulande sind armutsgefährdet; das sei ein zentrales Ergebnis der Erhebung „Leben in Europa“. Wie ist das nur möglich in wirtschaftlich so erfolgreichen Zeiten, fragten Wohlfahrtsverbände und Sozialpolitiker. Forderungen nach höheren Löhnen und Transferleistungen wurden laut. Medien veröffentlichten Bilder von Bettlern und Suppenküchen. Das wirkte dramatisch – und war albern. Denn die „Armutsgefährdungsquote“ und ihre Entwicklung sagen wenig über Lebensverhältnisse oder Geldsorgen der Bevölkerung aus, schon gar nichts über Hunger und Obdachlosigkeit. Der Dortmunder Statistikprofessor Walter Krämer und zwei seiner Kollegen haben die Meldung nun sogar zur „Unstatistik des Monats“ auserkoren. Damit warnen die Wissenschaftler vor Statistiken, die irreführend sind. Als armutsgefährdet gilt derjenige, der weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens zur Verfügung hat – gegenwärtig trifft das auf 12,8 Millionen aller in Deutschland lebenden Menschen zu. Die Zahl klingt bedrohlich. Allerdings müssten auch

**„Laut Statistik haben ein Millionär und ein armer Schlucker jeder durchschnittlich eine halbe Million.“**

in einem Land, in dem alle Menschen Millionäre oder Milliardäre wären, ein paar Superreiche wohl notgedrungen mit weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens auskommen. So würden Menschen als „armutsgefährdet“ gelten, die zum Beispiel in Villen lebten und Ferrari führen. Wie irrelevant Durchschnittseinkommen und Arbeitslosenzahlen für die Höhe der „Armutsgefährdungsquote“ sind, zeigt auch der Vergleich von armen mit vergleichsweise reichen deutschen Großstädten. So hatte zum

Beispiel Stuttgart im Jahr 2011 für sich betrachtet die höchste Armutsgefährdungsquote, 20,8 Prozent nämlich. Berlin dagegen, wo jeder fünfte Bewohner von Hartz IV lebt, kam laut Mikrozensus der Statistischen Landesämter gerade mal auf 15,5 Prozent. Statistisch betrachtet ist es also möglich, dass die Armutsgefährdungsquote in einer Region steigt, wenn man Sozialleistungen und Löhne gleichzeitig anhebt.

„Ich stehe Statistiken etwas skeptisch gegenüber“, soll einst schon US-Präsident Franklin D. Roosevelt (1882 bis 1945) gelästert haben, „laut Statistik haben ein Millionär und ein armer Schlucker jeder durchschnittlich eine halbe Million.“



Volksfest Canstatter Wasen in Stuttgart



Alles in einem:  
Ihrem Stil.

Briefkastenanlagen von Siedle verbinden Türkommunikation und Postempfang in einem einzigartigen Stil: Ihrem.

[www.siedle.de/briefkasten](http://www.siedle.de/briefkasten)

## KRIMINALITÄT

## Junge Schläger

Die Gefahr, in der Öffentlichkeit Opfer schwerer Gewalt zu werden, ist zwar seit vier Jahren leicht rückläufig – langfristig betrachtet ist die Zahl dieser Straftaten indes immer noch deutlich höher als vor 10 oder 19 Jahren. „Die massive Zunahme in diesem Deliktsbereich ist nicht mehr mit gestiegenem Anzeigeverhalten der Opfer oder erhöhter polizeilicher Aktivität erklärbar“, sagt Rudolf Egg, Leiter der Kriminologischen Zentralstelle in Wiesbaden. Grundsätzliche Faktoren, die das Gewaltgeschehen beeinflussen, seien insbesondere der Anteil von jungen Männern zwischen 18 und 24 Jahren in der Bevölkerung, der Anteil an männlichen Zuwanderern, sowie die Armut in bestimmten Regionen.

### Körperverletzung auf Straßen, Wegen und Plätzen, erfasste Fälle\*

\* gefährliche und schwere Körperverletzung  
Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik



Kernkraftwerk Brunsbüttel

RAINER WEISFLOG

## ATOMAUSSTIEG

## Kiel will Rückbau erzwingen

Fast eineinhalb Jahre nach dem Beschluss der Regierung, acht Atomkraftwerke stillzulegen, haben die Stromkonzerne erst für drei der Meiler ein Verfahren zum Rückbau eingeleitet. Deshalb will Schleswig-Holstein die Unternehmen jetzt zum schnelleren Handeln zwingen. In einer Bundesratsinitiative schlägt die rot-grün-blaue Regierung vor, das Atomgesetz so zu verändern, dass entsprechende Genehmigungen „unverzüglich“ nach der Betriebseinstellung zu beantragen sind. Eine solche Regelung zielt vor allem auf den Vattenfall-Konzern, der für die abgeschalteten Reaktoren in Krümmel und Brunsbüttel zuständig ist. Bislang sei weder eine Entscheidung über die

Zukunft der Reaktoren gefallen, noch gebe es einen entsprechenden Zeitplan. Derzeit sieht das Atomgesetz keine Fristen vor, bis wann der Rückbau eines ausgedienten Kraftwerks erfolgen muss. Stattdessen ist sogar der jahrzehntelange „sichere Einschluss“ der stillgelegten Anlage möglich. Schleswig-Holstein will diese Passage aus dem Gesetz streichen. Zudem müsse für die noch arbeitenden Anlagen vorgeschrieben werden, dass derartige Anträge schon zwei Jahre vor Betriebsende zu stellen seien. In der Regel dauere es nämlich drei bis vier Jahre, bis die Behörden eine Stilllegungsgenehmigung erteilen können, heißt es aus der Landesregierung.

## EUROPA

## Kein Hoffnungsrabatt

Im Bundestag wächst der Widerstand gegen eine übereilte Aufnahme Kroatiens in die Europäische Union. „Einen Hoffnungsrabatt darf es nicht geben“, sagte der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, Ruprecht Polenz (CDU). Nur wenn der nächste EU-Kommissionsbericht positiv ausfalle, könne Kroatien am 1. Juli 2013 beitreten. Der SPD-Europapolitiker Michael Roth äußerte sich noch drastischer: „Wir müssen an Kroatien ein politisches Exempel statuieren.“ Das Land habe die von der EU-Kommission festgestellten

Mängel, wie etwa zu lange Justizverfahren, zunächst zu beheben: „Sonst sollte der Bundestag den Beitrittsvertrag nicht ratifizieren.“ Auch Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) ist skeptisch: „Das Beispiel von Rumänien und Bulgarien zeigt, dass die Erwartung, die Probleme ließen sich leichter nach einem Beitritt zur EU bewältigen, in der Praxis nicht funktioniert. Wir dürfen diesen Fehler nicht ein zweites Mal machen.“ Lammert forderte eine Konsolidierungsphase: „Es wäre zu überlegen, ob nicht auch ein jährlicher Fortschrittsbericht zur inneren Verfassung der EU sinnvoll wäre. Das könnte manchem die Augen dafür öffnen, welche Probleme wir seit Jahren ungelöst mit uns herumschleppen.“

## ZEITGESCHICHTE

## Bedrohte Erinnerung

Die Gedenkstätte im ehemals größten Stasi-Gefängnis der DDR, „Kaßberg“ in Chemnitz, soll keine staatlichen Fördermittel erhalten. Das hat der sächsische Landtag entschieden. Die Gedenkstätte bleibt weiterhin auf private Spenden angewiesen. Besondere Bedeutung erlangte das Kaßberg-Gefängnis als sogenanntes Tor zur Freiheit: Seit Mitte der sechziger Jahre hatte die Stasi alle Transporte der von Bonn freigekauften Häftlinge (SPIEGEL 37/2012) ausschließlich über die Chemnitzer Haftanstalt abgewickelt.



# Eingecheckt. Zugedeckt. Amerika entdeckt.

Die neue Lufthansa Business Class ist derzeit auf ausgewählten Langstrecken verfügbar. Die Umrüstung der kompletten Langstreckenflotte erfolgt sukzessive.

**Perfekter Komfort  
in der neuen  
Business Class**

**Nonstop  
you**

Kein Wunder, dass die Zeit an Bord wie im Flug vergeht: Sie genießen internationale Spitzenküche, handverlesene Weine und ein umfangreiches Unterhaltungsprogramm. Wenn Sie dann noch Ihren Sitz in ein flaches, bequemes Bett verwandeln, erreichen Sie noch schneller Ihr Ziel: den perfekten Start nach der Landung.



# Lufthansa

# Im Parallel-Universum

In der tiefsten Krise der EU verschärft sich der Konflikt zwischen Berlin und Paris. Präsident Hollande wehrt sich gegen deutsche Sparvorgaben, Kanzlerin Merkel fürchtet Frankreichs wirtschaftlichen Absturz. Bricht die wichtigste Achse Europas?

**Z**u den altbekannten Übungen europäischer Politik gehört, selbst freudigste Nachrichten in Botschaften der Uneinigkeit zu verwandeln. Neu ist, dass sich in dieser merkwürdigen Disziplin ausgerechnet die Regierungen in Paris und Berlin besonders hervortun.

Es war am vergangenen Donnerstagabend im tristen Brüsseler Ratsgebäude. Die Staats- und Regierungschefs der 27 EU-Staaten hatten sich gerade zu ihrem Krisengipfel versammelt, als Kanzlerin Angela Merkel sie mit einem Vorstoß aus Anlass der Verleihung des Friedensnobelpreises überraschte. Wie wäre es denn, schlug sie vor, wenn im Dezember alle Gipfelteilnehmer gemeinsam nach Oslo fliegen würden, um die Ehrung entgegenzunehmen, als Signal europäischer Geschlossenheit sozusagen?

Die Kollegen reagierten reserviert. Italiens Ministerpräsident Mario Monti sagte, es reiche doch, wenn die Chefs von EU-Kommission, Europäischem Rat und Europaparlament hinführen. Großbritanniens Premierminister David Cameron schlug vor, aus jedem Mitgliedsland ein Kind nach Oslo zu schicken. Den Ausschlag gab schließlich die Absage von Frankreichs Staatspräsident François Hollande. An einer Sammelfahrt werde er sich nicht beteiligen, ätzte der Franzose: „Ich bin doch kein Statist.“

Europas mächtigstes Politikergespann findet keinen gemeinsamen Nenner, nicht bei der Frage, wer Preise abholen darf, und schon gar nicht beim alles überragenden Thema Euro-Rettung. Beim Brüsseler Gipfel Ende vergangener Woche einigten sich Merkel und Hollande nach stundenlangem Krach auf einen dünnen Formelkompromiss zur Bankenunion, alle übrigen Streitfragen blieben ungelöst.

Seit den Tagen Konrad Adenauers und Charles de Gaulles wurden Deutsche und Franzosen meist von Politikern regiert, denen das Verbindende wichtiger war als das Trennende. Die Achse Schmidt/Giscard erwies sich als genauso belastbar wie das Duo Kohl/Mitterrand.

Unter Merkel und Hollande dagegen droht die deutsch-französische Partnerschaft zur Fassade zu verkommen. Das

Duo, von dem das Schicksal des Kontinents abhängt, begrüßt sich artig mit Wangenküssen, und seine Öffentlichkeitsarbeiter rühmen die „sachliche“ und „vertrauensvolle“ Zusammenarbeit.

Doch in Wahrheit hat das Verhältnis der beiden kühl begonnen – und ist inzwischen

unter den Gefrierpunkt gerutscht. Hollande hat Merkel nicht verziehen, dass sie Wahlkampf für seinen konservativen Gegenspieler Nicolas Sarkozy gemacht hat. Jetzt argwöhnt das Kanzleramt, dass Hollande heimlich eine Kampagne für Merkels SPD-Konkurrenten Peer Steinbrück plant.



**„Es ist Aufgabe Frankreichs, zu sagen, dass es Alternativen zur Sparpolitik gibt.“**

François Hollande

Europapolitiker Hollande, Merkel



Misstrauen bestimmt das Verhältnis zwischen Paris und Berlin, bei der künftigen europäischen Bankenaufsicht genauso wie beim gemeinsamen Rüstungskonzern EADS und der künftigen Architektur Europas. Hollande argwöhnt, dass Berlin unter dem Deckmantel der Haushalts-sanierung nach europäischer Vorherrschaft strebt. Merkel sieht mit Unbehagen, wie Hollande gemeinsam mit Rom und Madrid eine Achse gegen Deutschland baut.

Wie tief der Graben ist, erlebten am vergangenen Montag die Redakteure von sechs europäischen Tageszeitungen. Der französische Staatspräsident empfing sie zu einem Interview im Elysée-Palast. In dem einstündigen Gespräch kritisierte er die deutsche Politik so hart wie nie zuvor seit seinem Amtsantritt und erteilte Merckels Sparpolitik eine Abfuhr: „Es ist die Aufgabe Frankreichs, unseren Partnern unermüdlich zu sagen, dass es Alternativen zur Sparpolitik gibt.“

Auch sein Vorgänger Sarkozy hatte Meinungsverschiedenheiten mit Merkel. Allerdings schafften es die beiden stets, sich rechtzeitig vor einem Gipfel auf eine gemeinsame Linie zu verständigen. Das hat sich geändert, jetzt heizen beide Seiten die Konflikte vor ihren Treffen an.

Als Hollande am Donnerstag vor dem EU-Ratsgebäude in Brüssel vorfuhr, sagte er giftig: Merkel bremse in europäischen Fragen, weil sie bekanntlich „ihren eigenen Wahlkalender“ habe. Zuvor hatte Merkel im Bundestag erneut europäische Durchgriffsrechte auf die nationalen Haushalte gefordert, eine Idee, die Paris entschieden ablehnt.

Dann trafen sich die beiden unter vier Augen. Es war ein Versuch, ihre gegensätzlichen Standpunkte anzunähern. Doch das Treffen endete unversöhnlich, wie alle sehen konnten, als Merkel und Hollande von ihrem Sitzungsraum zum Ratssaal marschierten. Die beiden rede-

ten mit angespanntem Gesicht aufeinander ein, die Übersetzer kamen kaum mit, Merkel schüttelte energisch den Kopf. Erst als sie im Saal anlangten, setzten beide ruckartig ein Lächeln auf.

So geht das nun schon seit Monaten. In der Öffentlichkeit inszenieren sie Harmonie, doch in Wahrheit leben Merkel und Hollande in Parallel-Universen. Ihr Blick auf die Welt könnte unterschiedlicher nicht sein.

Im Elysée-Palast wächst sich die Ungeduld mit Deutschland seit einigen Monaten zu offenem Unmut aus. Hollande glaubt, die Krise könne nur gelöst werden, wenn Europa eine gemeinsame Schuldenhaftung einführt. Seine Leute bringen unter wechselnden Namen ständig neue Vorschläge dafür ein: Euro-Bonds, Euro-Bills, Schuldentilgungsfonds.

Zudem sind die Franzosen genervt, dass Berlin ohne Unterlass nach strengen Budgetkontrollen ruft, während der Kontinent in die Rezession rutscht. Von obsessivem Sparwahn ist in Paris die Rede, es sei falsch, die Ausgaben zu kürzen, wenn die Wirtschaft lahme. „Es liegt in ganz Europa eine grundsätzliche Diskussion über diese Sparpolitik in der Luft“, heißt es im Elysée.

Hollande wirft den Deutschen Doppelmoral vor. Sie würden den anderen Europäern viel abverlangen, aber selbst einseitig nationale Interessen verfolgen, wie beim Fall des Flugzeugbauers EADS. Der deutsch-französische Konzern wollte mit dem britischen Rüstungsunternehmen BAE fusionieren, dadurch wäre der größte Luft- und Raumfahrtkonzern der Welt entstanden, allerdings hätte das Jobs in Bayern gefährdet.

Merkel habe ihr Veto eingelegt, so lautet die Klage aus dem Umfeld Hollandes, ohne Gründe zu nennen oder sich auf neue Verhandlungen einzulassen. Ausgerechnet Merkel, die stets mehr Wettbewerbskraft und weniger Staat fordere, verhindere mit ihrem Eingriff, dass Europas Rüstungsindustrie konkurrenzfähiger werde.

Im Elysée versteht man das Kanzleramt nicht, umgekehrt fremdelt Berlin mit der neuen Regierung in Paris. Schon vor Hollandes Start waren die Erwartungen gedämpft, seitdem ist das Verhältnis beständig schlechter geworden.

Die publizistische Breitseite, die Hollande vor dem EU-Gipfel gegen die Deutschen abgefeuert hat, sei ein „bemerkenswerter Vorgang“, heißt es in Merckels Umgebung. Das ist Diplomatendeutsch und bedeutet so viel wie „ungeheure Frechheit“.

Merkel werte das Interview als Beleg für die politische Unreife des Franzosen. Hollande sei ein Novize im Regierungsgeschäft, heißt es in Berlin abschätzig. Anders als sein Vorgänger Sarkozy hatte er kein Regierungsamt inne, bevor er zum



**„Wir sollten Europa echte Durchgriffsrechte gegenüber den nationalen Haushalten gewähren.“**

Angela Merkel

THOMAS NIEDERWÜLLER / GETTY IMAGES

Staatschef aufstieg. Deshalb macht er aus deutscher Sicht gerade in der Europapolitik Dummheiten, die seinen Vorgängern nicht passiert seien.

Auf den Unwillen Berlins stößt vor allem Hollandes Versuch, sich als Sprecher der südlichen EU-Mitglieder zu inszenieren. So stört die Deutschen, dass der Franzose alte Pläne für eine Mittelmeerunion an der Südflanke Europas wieder belebt. Anfang Oktober hatte Hollande sich mit den Spitzen von vier weiteren südeuropäischen und fünf nordafrikanischen Staaten zu einer Konferenz auf Malta getroffen. Nachdem man Sarkozy mühsam von der Idee einer neuen Südachse abgebracht habe, müsse man jetzt wieder von vorn anfangen, ärgert man sich in Berlin.

Hollande, so fürchten Merkmals Vertrautheit, beschleunigt den wirtschaftlichen Nie-



dergang Frankreichs, zum Schaden ganz Europas. Der Präsident habe zwar den Fiskalpakt durchgesetzt, ansonsten aber nicht viel getan, um sein Land zu modernisieren.

„Mit Steuererhöhungen und einer Senkung des Rentenalters bekommt man die Probleme Frankreichs jedenfalls nicht in

den Griff“, spottet ein Regierungsmitglied.

Reformieren oder Geld ausgeben, mehr Solidarität oder mehr Integration – es gab schon viele Krisen im deutsch-französischen Verhältnis, doch so tief wie dieses Mal war das Zerwürfnis noch nie. Spätestens seit dem missglückten Juni-Gipfel in Brüssel werfen sich die beiden Lager vor, mit gezinkten Karten zu spielen.

Damals hatten sich Deutsche und Franzosen geeinigt, eine gemeinsame europäische Finanzaufsicht aufzubauen, die im Notfall auch schlingende Kreditinstitute auffangen sollte. Nach französischer Lesart sollte die sogenannte Bankenunion zum 1. Januar 2013 starten, doch das hatten die Deutschen offenbar anders verstanden. Sie fürchten, dass bei einem zu frühen Starttermin Deutschland in großem Stil

## KOMMENTAR

# Der wahre Moloch

Von Hans Hoyng

Als wir alle Friedensnobelpreisträger wurden und die ersten Selbstbeweihräucherungen vorbei waren, begannen die Realisten unter den Experten ihre Nase zu rümpfen: Ganz nett, aber richtige Politik gehe anders. „Frieden kostet Geld“, warnte etwa der Verfassungsrechtler Paul Kirchhof. Er meinte: unseres.

Als Ulrich Beck im SPIEGEL schrieb, Deutschland stehe vor der „Entscheidung über Sein oder Nichtsein Europas“, eine Aussage, die derzeit gefühlte 70 Prozent aller EU-Politiker unterschreiben würden, bekam er zu hören, das sei doch schrecklich übertrieben.

Und als Robert Menasse, der österreichische Wutbürger, in seinem jüngsten Pamphlet forderte, den Europäischen Rat abzuschaffen, diesen Hort nationaler Kleingeisterei – eine Bitte übrigens, die EU-Kommissionspräsident Barroso vermutlich jeden Abend in sein Nachtgebet einschließt –, druckte die „Zeit“ eine ganze Seite Empörung: „Ideologen“ seines Kalibers seien schlimmer als all die populistischen EU-Feinde in Rom oder Den Haag.

Warum ist das so? Warum soll der Supereuropäer Daniel Cohn-Bendit gefährlicher sein als der superblonde Europahasser Geert Wilders? Warum

wird jede Stimme, die mahnt, das Ziel Europa nicht aus den Augen zu verlieren, abgetan als bestenfalls blauäugig? Warum muss Brüssel immer und ewig nur ein „bürokratischer Moloch“ sein? Warum wird – rätselhafter noch als alles andere – ausgerechnet der europäische Nationalstaat als das rundum demokratische Ideal dagegegehalten?

Es kann doch nicht wahr sein, dass wir alle viel lieber in einer Art Super-Österreich leben würden, wo der Ausdruck Konsenspolitik gemeinhin so gedeutet wird, dass alles am besten läuft, wenn eine Hand einvernehmlich die andere wäscht. Oder in Italien, das vom Sturz in den Abgrund nur durch das Abtreten der gesamten politischen Kaste gerettet werden konnte zugunsten eines Diktators auf Zeit, der „Technokrat“ genannt wird, um das ganze Manöver nicht allzu beschämend aussehen zu lassen.

Auch mit dem Modell Deutschland, das Politiker wie Medien so gern in die hintersten Winkel Europas exportieren würden, ist es nicht weit her – nicht nur wegen all der Politikblockaden durch Parteienstaat oder Besitzstände wahrenen Föderalismus, sondern auch, weil nicht einmal wir unsere Staatsschulden in den Griff kriegen, die wir das doch am lautesten von anderen verlangen. Es

war Helmut Kohl, der Einiger Deutschlands, der vor einem deutschen Europa warnte.

Im Verweis auf die vielen Fehler und Unzulänglichkeiten Europas neigen wir dazu, diese an den angeblichen Vorzügen von Nationalstaaten zu messen, die doch ihrerseits in den größten Schwierigkeiten stecken, sich den supranationalen Bedingungen einer globalisierten Welt anzupassen.

Warum schämen wir uns für Europa? Eine Zeitlang hisste die deutsche Botschaft in London jeden Morgen voller Stolz die Europaflagge, weil die Beamten wussten, dass das Margaret Thatcher im Büro gegenüber bis zur Weißglut reizte. Damals wurde das Modell Europa bewundert, weil es armen Staaten wie Irland und Portugal den Anschluss ermöglicht hatte. Auf einmal gibt es da nur noch Faulpelze? Zuweilen hat Europa schon funktioniert, als es die EU noch gar nicht gab: 1953 bei der Londoner Schuldenkonferenz erließen die Teilnehmer der Bundesrepublik drückende Zahlungsverpflichtungen – auch Griechenland stimmte für den Schuldenerlass.

Zugegeben, Europa steckt in der Krise. Aber ganz sicher wird es nicht die Rückbesinnung auf den Nationalstaat sein, die uns da rausholt.



# Endlich eine Versicherung, bei der ich entscheiden kann, was versichert ist.

Bei ERGO können Sie jetzt einzelne Gegenstände, die Ihnen besonders wertvoll sind, rundum versichern. Ob es ein Erbstück ist, ein Gemälde, Ihre neue Hi-Fi-Anlage oder Ihr Smartphone: eben alles, was Ihnen wichtig ist. Mehr auf [ergo.de](http://ergo.de) und bei Ihrem Versicherungsexperten vor Ort.

# ERGO

Versichern heißt verstehen.



für marode Geldhäuser im Süden Europas haften muss.

Es kam zum Krach. Mitte September legte sich Wolfgang Schäuble öffentlich fest, dass es mit dem Starttermin nichts werde. Sein französischer Amtskollege Pierre Moscovici tobte. „Nein, ich bin mit Herrn Schäuble nicht einverstanden“, sagte er nach einem Treffen auf Zypern. Es gebe keinen Grund, das jetzt zu verzögern.

Auf dem Gipfel in der vergangenen Woche wurde der Konflikt vertagt. Zwar setzte Deutschland durch, dass Gemeinschaftsgelder erst dann an Banken fließen können, wenn die neuen Aufsichtsbehörden arbeitsfähig sind. Doch Frankreich dringt weiter darauf, dafür bereits im kommenden Jahr die Voraussetzungen zu schaffen.

Nicht weniger verfahren ist die Lage beim deutsch-französischen EADS-Konzern. Nachdem die Fusion mit der britischen BAE geplatzt ist, will die Bundesregierung in den kommenden Wochen EADS-Anteile von Daimler kaufen und braucht dafür dringend Paris. Hollande muss nämlich zustimmen, damit die Deutschen in einen Aktionärspekt aufgenommen werden, der wichtige Mitspracherechte im Konzern sichert.

Doch Berlin tut nicht viel, um die Hollande-Regierung zu besänftigen. Im Gegenteil: Die Bundesregierung verweigert

derzeit die Auszahlung von Finanzhilfen für die Entwicklung des neuen Großraum-Airbus A350. 600 Millionen Euro hält das Bundeswirtschaftsministerium zurück. Paris hingegen hat seinen Anteil längst gezahlt.

So wächst die Zahl der deutsch-französischen Konflikte, der einstige Motor der europäischen Einigung ist längst zum Bremsfaktor geworden. Die gesamte EU wartet darauf, dass sich Deutschland und Frankreich in der Frage der künftigen Euro-Architektur endlich auf einen Kompromiss verständigen. Doch die Vorstellungen dafür liegen in Berlin und Paris weit auseinander.

Kanzlerin Angela Merkel pocht darauf, die nationalen Haushalte künftig in Brüssel kontrollieren zu lassen. „Wir sollten der europäischen Ebene echte Durchgriffsrechte gegenüber den nationalen Haushalten gewähren“, forderte sie vergangene Woche im Bundestag.

Hollande lehnt das ab. Zudem würde eine Verlagerung von Souveränitätsrechten eine Vertragsänderung erfordern, die auf einem EU-Konvent diskutiert werden könnte. Die Ergebnisse müssen in Frankreich vom Volk abgesegnet werden. Hollande aber fürchtet, die Mehrheit der Franzosen könnte ein Referendum mit „non“ beantworten, so wie 2005, als es um die Europäische Verfassung ging. Dem fran-

zösischen Präsidenten schwebt vor, dass es in Europa im Grundsatz so weitergeht wie bisher – und die Staats- und Regierungschefs das letzte Wort behalten.

Wenn man schon über eine Vertragsänderung rede, dann müsse diese auch eine Vergemeinschaftung der Schulden beinhalten, kontert Hollande die deutschen Überlegungen. Das wieder komme aus ihrer Sicht „nicht in Frage“, so lange es „einzelne nationale Budgets gibt“, sagte die Kanzlerin nach dem Gipfel.

Die Fronten sind verhärtet, und die Zeit drängt. Im Dezember, so haben es die Staats- und Regierungschefs beschlossen, soll die Reform der EU möglichst verabschiedet werden.

Es steht viel auf dem Spiel. Finden die zerstrittenen Partner keine überzeugende Lösung, droht sich die Euro-Krise erneut zu verschärfen, mit unkalkulierbaren Folgen für ganz Europa. Die Angst vor dem Crash – das ist die letzte Gemeinsamkeit, die in Paris und Berlin noch uneingeschränkt geteilt wird. Darauf müssen die Europäer nun vertrauen.

„Am Ende werden sich Deutschland und Frankreich einigen“, sagt ein hoher EU-Beamter, „weil sie sich einigen müssen.“

RALF NEUKIRCH, MATHIEU VON ROHR,  
MICHAEL SAUGA, CHRISTOPH SCHULT,  
GERALD TRAUFTETTER

**bugatti**  
THE EUROPEAN BRAND

ENTRANCE TO  
SUPREME COURTS  
No 11 PARLIAMENT SQUARE.

**WELCOME TO THE  
NEIGHBOURHOOD**

SCOTLAND [2012], EUROPE

**b** MENSWEAR | WOMENSWEAR | LEATHERWEAR | SHOES | BAGS | ACCESSORIES | HOMEWEAR | UNDERWEAR | SHOP ONLINE AT BUGATTI-FASHION.COM





Vertraute Schäuble, Lagarde in Tokio am 12. Oktober: Chance zur Frontbegradigung

EURO

## Lost in Translation

Mit widersprüchlichen Aussagen zur Griechenland-Rettung sorgt Finanzminister Wolfgang Schäuble für Unmut. Und schon droht neue Verwirrung.

In der Euro-Krise lässt sich Wolfgang Schäuble von zwei Maximen leiten: Er weiß, wo es langgeht, und wenn etwas schief läuft, sind im Zweifel die anderen schuld.

Gern regt sich der deutsche Finanzminister beispielsweise auf, wenn seine europäischen Kollegen, die Regierungschefs und Vertreter der EU-Kommission wieder einmal gemeinsam gefasste Beschlüsse vergessen und gleichzeitig durcheinanderplappern.

Den Grund für diese Art von Kakophonie hat Schäuble erkannt. Anders als er selbst und vielleicht noch seine Kanzlerin seien viele Entscheidungsträger in Europa von der Krise überfordert, glaubt er. Details der Rettungspolitik verstünden sie oft nicht, die Kommunikation in der Euro-Zone sei deshalb häufig ein „Desaster“.

Nun hat sich auch Schäuble an dieser Praxis ein Beispiel genommen. Und im Gegensatz zu seinen europäischen Kollegen war er Manns genug, allein für ein beispielloses Kommunikationschaos zu sorgen.

Auf seiner Tour durch Asien Mitte Oktober ging es wieder einmal um die Schicksalsfrage der Währungsunion: Bleibt Griechenland Mitglied oder nicht?

Das Schauspiel begann bei einer Diskussionsveranstaltung der BBC in Tokio, als Schäuble gemeinsam mit seiner Vertrauten Christine Lagarde, der Chefin des Internationalen Währungsfonds (IWF), auftrat. Gewöhnlich genießt der Deutsche die Treffen mit der Französin, doch dieses Mal gerieten die Freunde aneinander.

Schäuble wiederholte, was die Berliner Regierung seit Monaten herunterbetet: Man warte den Bericht der Troika von IWF, EU-Kommission und Europäischer Zentralbank (EZB) ab und entscheide dann. Lagarde widersprach. Der gebeutelte Staat brauche mehr Zeit, um die Auflagen seiner Kreditgeber zu erfüllen.

Die IWF-Chefin sprach nur aus, was alle wissen und was auch die Kanzlerin längst entschieden hat: Griechenland soll gerettet werden. Weil das aktuelle Sanierungsprogramm unrealistisch ist, wird die Aktion aber teurer als geplant.

Der Vorstoß hätte für Schäuble die Chance sein können, die eigene Front zu begradigen. Doch er witterte einen Affront – und erklärte, solche Spekulationen seien nicht hilfreich. Es war seine Art der Vergeltung.

In Singapur, bei der nächsten Etappe seiner Reise, hatte sich Schäubles Meinung offenbar geändert. Auf einer Veranstaltung der deutsch-singapurischen Handelskammer erklärte er in einer unnachahmlichen Mischung aus Deutsch und Englisch: „It will not happen that there will be a Staatsbankrott in Greece.“ Eine Griechenland-Pleite werde es nicht geben.

Die Nachricht sorgte vor allem in Europa für Aufsehen. Doch da war Schäuble bereits in Bangkok und ärgerte sich. Der Minister fühlte sich missverstanden. Es könne gar keine Rede davon sein, dass er in Singapur etwas anderes gesagt habe als sonst auch.

Eine halbe Stunde lang wand sich Schäuble vor den mitreisenden Journalisten. Eine Rede, die an asiatische Investoren gerichtet sei, müsse eben klarer sein als eine, die er daheim halte. Außerdem sei es für ihn schwierig, sich auf Englisch auszudrücken. Auf gut Deutsch: Lost in Translation.

Beide Argumente, Schäuble weiß es, überzeugen nicht. Nachrichten verbreiten sich in Sekundenschnelle von jedem Ort der Welt, besonders wenn zwei Dutzend Journalisten aus der Heimat mitreisen. Und Schäubles Englisch reichte zwei Tage zuvor noch problemlos für die BBC-Sendung mit Christine Lagarde.

In Wahrheit ist Schäuble hin- und hergerissen zwischen europapolitischer Verantwortung und innenpolitischer Rücksichtnahme. Er weiß, dass die Euro-Rettung mehr Geld kostet, gleichzeitig hat er Angst vor dem Widerstand in der Koalition und in der Bevölkerung. Deshalb nimmt er mal die eine, mal die andere Position ein.

So war es auch, als Jörg Asmussen, der deutsche Vertreter im Direktorium der EZB, den Plan für ein Rückkaufprogramm griechischer Staatsanleihen in Tokio wieder ins Gespräch brachte.

Dabei würde sich die griechische Regierung beim ständigen Rettungsschirm ESM Geld leihen, mit dem sie alte Anleihen zum aktuellen Kurs zurückkaufen könnte.

Im Schnitt rangieren griechische Staatspapiere derzeit bei einem Wert von 25 Prozent ihres Nennwerts. Mit jedem geliehenen Euro könnten also vier Euro Alt-schulden vom Markt genommen werden.

Kaum war die Idee in der Welt, tat Schäuble so, als sei ihm der Vorschlag neu. Er hätte es besser wissen müssen. Denn längst arbeiten seine Leute selbst an einem solchen Programm und haben bereits konkrete Vorstellungen entwickelt. Mit einem Einsatz von zehn Milliarden Euro ließe sich die Schuldenlast Griechenlands im Optimalfall um 40 Milliarden Euro mindern, rechnen sie vor.

Um dieses Ergebnis zu erreichen, müssten allerdings zuvor Gespräche mit den größten Anlegern geführt werden, damit sie sich tatsächlich mit einem Viertel ihrer Forderungen abfinden. Nach der Operation, so die Hoffnung der Finanzministerialen, wäre Griechenland fast schon wieder in der Lage, sich selbst Geld an den Märkten zu besorgen. Und Schäuble müsste einen weiteren Positionswechsel begründen.

SVEN BÖLL, CHRISTIAN REIERMANN



MS-UNGER/DE

**Merkel-Herausforderer Steinbrück:** Auseinandersetzung in der Breite

CDU/CSU

# Schweigen wäre schlauer

Peer Steinbrücks Kandidatur macht die Parteistrategen der Union ratlos, ihre Kritik an den Nebeneinkünften des Sozialdemokraten wird zum Rohrkrepierer.

**G**laubt man führenden Politikern der Union, dann ist ein SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück das Beste, was CDU und CSU passieren konnte. „Sigmar Gabriel wäre für die Kanzlerin und die Union der wesentlich unangenehmere Gegner gewesen“, befand Horst Seehofer in der „Bild“ nach Steinbrücks Nominierung. Und Michael Grosse-Brömer, der Parlamentarische Geschäftsführer der Unionsfraktion im Bundestag, spottete auf Twitter: „Gabriel kann nicht, Steinmeier will nicht – da blieb nur einer übrig.“

Mit der Wahrheit haben die öffentlichen Bekenntnisse nur wenig zu tun. Kurz nach der Nominierung verschickte die CDU-Parteizentrale an 327 Kreisverbände ein elfseitiges Dossier. Das Papier aus dem Berliner Konrad-Adenauer-Haus („Informationen zum Kandidaten Steinbrück“) zeigt, wie ernst die CDU Merckels Herausforderer nimmt.

Die Handreichung soll die Unionsleute an den Wahlständen für den Fall munitionieren, dass sie auf bürgerliche Wähler treffen, die Steinbrück „eigentlich ganz gut“ finden. Ein ziemlich realistisches Szenario. Der Kandidat, das ist die Botenschaft des Papiers, habe mit dem verläss-

lichen Finanzminister der Großen Koalition nichts mehr gemeinsam.

Die CDU-Spitze ist aufgeschreckt von den guten Umfragewerten des Kandidaten. Der Abstand zwischen den Beliebtheitswerten von Steinbrück und Angela Merkel ist auf neun Prozentpunkte geschmolzen, und die Wahlkampfberater der Kanzlerin haben noch keine Idee, wie sie den Herausforderer stellen wollen. Steinbrück, sagt ein Vertrauter der Kanzlerin, sei eine Mischung aus „Gabriels Aggressivität und Steinmeiers Seriosität“.

Die ersten Attacken gegen den Kandidaten werden intern mittlerweile als Rohrkrepierer bewertet. Dabei hatten Steinbrücks zahllose Honorarauftritte bei Banken und Kanzleien eine gute Vorlage geboten. „Wer in den Mittelpunkt seines Wahlkampfes den Kampf gegen die Banken stellt, sollte sich nicht gleichzeitig in Salonvorträgen von ihnen bezahlen lassen“, kritisiert Volker Bouffier, Hessens Ministerpräsident und CDU-Vize.

Doch Alexander Dobrindt und Patrick Döring, die Generalsekretäre von CSU und FDP, lenkten mit ihren Einlassungen ab, unter anderem Dobrindt mit der Forderung, Steinbrück solle alle Nebeneinkünfte

offenlegen. Und schon standen nicht mehr die Charaktereigenschaften des Kandidaten im Mittelpunkt der Debatte, sondern die Transparenzregeln für Abgeordnete. Die SPD konterte mit einem Vorschlag für völlige Transparenz, die CDU lehnte ab und steht auf einmal als Blockiererin da.

Es wäre schlauer gewesen, einfach zu schweigen, erregte sich der Merkel-Vertraute Peter Hintze am vorigen Montag bei der Sitzung der NRW-Landesgruppe. „Das war kein Ausweis von Professionalität“, schimpfte Steffen Kampeter, Parlamentarischer Staatssekretär beim Bundesfinanzminister. „Statt die charakterliche Eignung Steinbrücks für den Job als Kanzler in Frage zu stellen, lassen wir uns eine Debatte über Transparenzregeln aufzwingen.“

Auch in der Parteizentrale herrscht Unmut über das unkoordinierte Vorgehen der Koalitionspartner. Dafür werde man keine Schönheitspunkte bekommen, heißt es. In der Union fragt man sich nun, ob Steinbrück seine gutbezahlten Reden selbst geschrieben hat. Waren es seine Bundestagsmitarbeiter, hätte er gegen die Regeln des Parlaments verstoßen.

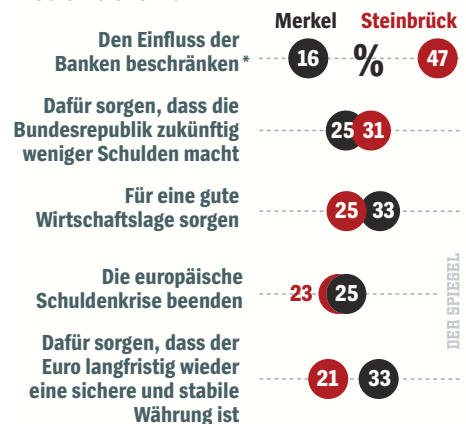
In der Partei haben viele die Ratlosigkeit ihrer Führung mitbekommen. So traf sich am vergangenen Dienstag Kanzleramtschef Ronald Pofalla mit CDU-Wirtschaftspolitikern. „Da wir unter uns sind, können wir über Steinbrück reden“, setzte Pofalla geheimnisvoll an. Doch dann referierte Merckels Chefstrategie ausschließlich Zeitungswissen, über das die Unionsmittelständler genauso verfügten.

Das hielt Pofalla nicht davon ab, großspurig 40 bis 42 Prozent zur Zielmarke bei der Bundestagswahl zu erklären. „In welcher Welt lebt der denn eigentlich?“, fragte sich ein Teilnehmer anschließend.

Merkel wollte sich im Wahlkampf als Kanzlerpräsidentin darstellen, als Politikerin, die sich um die großen, wichtigen

## Kopf-an-Kopf-Rennen

„Wem trauen Sie die Lösung folgender Probleme eher zu?“



Infratest dimap für ARD-Deutschlandtrend, vom 1. und 2. Oktober; rund 1000 Befragte, an 100 fehlende Prozent: „Beiden gleichermaßen“; „Keinem von beiden“, weiß nicht/keine Angaben; \* 500 Befragte



Fragen kümmert. Um das Schicksal des Kontinents und nicht um die Rentenformel. Die Rettung des Euro sollte im Vordergrund stehen und nicht Mindestlohn, Frauenquote oder das Betreuungsgeld.

Doch schon im ersten Schlagabtausch mit Merkel am vergangenen Donnerstag im Parlament ließ Steinbrück keinen Zweifel daran, dass er die Auseinandersetzung in der Breite führen will. Beim Euro ist die Amtsinhaberin kaum zu schlagen, so das sozialdemokratische Kalkül. Also griff er sie in der Gesellschaftspolitik an und forderte einen „Verzicht auf das unsägliche Betreuungsgeld“.

Dass Steinbrück so Punkte machen kann, zeigen die Regionalkonferenzen der CDU, auf denen Merkel im Moment die Basis auf ihre Ideen einschwören will. Am vergangenen Montag redete sie in Potsdam lange über den Euro und die Bedeutung der Europäischen Union für Wohlfahrt und Zukunft der Deutschen. Keine schlechte Rede, doch das Parteivolk hatte andere Sorgen: Mindestlohn, Strompreis, die Anrechnung von Kindererziehungszeiten für Mütter bei der Rente, die Frauenquote. Nur 2 von 20 Fragen beschäftigten sich mit der gemeinsamen Währung.

Die Schwächen im Wahlkampfkonzept der Kanzlerin sind dem Gegner nicht verborgen geblieben. Die SPD versucht, den Kandidaten und sich selbst entsprechend zu positionieren. In einem internen Papier analysierten die Genossen, auf welchen Politikfeldern Merkel angreifbar ist: bei den sozialen Fragen Mindestlohn, Quote und Gerechtigkeit. Deshalb sei die „Demobilisierung der SPD“ Merkels Ziel. Sie wolle eine „Verhinderung der Wahlausinandersetzung auf diesem Feld“, schreiben die SPD-Strategen.

Doch Merkel steuert bereits um. Bevor der ausgewiesene Finanzexperte Steinbrück sich zum Gefallen der SPD-Linken auch noch als fürsorglicher Sozialpolitiker profilieren kann, will die Kanzlerin jetzt schnell Entscheidungen herbeiführen. Sie weiß, dass ihr dafür nur noch ein kleines Zeitfenster bleibt. Was bis Ende November gesetzgeberisch nicht auf den Weg gebracht ist, bleibt liegen. Für den 4. November ist daher ein Spitzentreffen der Koalitionäre geplant. Dort sollen die Altlasten abgeräumt werden, an denen sich die Koalition bislang aufreibt: Betreuungsgeld, Rente, Praxisgebühr. Selbst das seit 2010 versprochene Gesetz zur Tarifeinheit will Merkel wieder angehen – ein Herzensanliegen von Arbeitgebern und Gewerkschaften.

Steinbrück wirkt bei all diesen Themen wie ein Katalysator. Als in Potsdam ein Parteifreund Merkel vorwarf, ihre Regierung habe sozialpolitisch nichts erreicht, wehrte sich die Kanzlerin nur kurz. Dann beteuerte sie: „Das Signal ist angekommen.“

MARKUS DETTMER, PETER MÜLLER



Hanseatisches Wein & Sekt Kontor

# AUSGEZEICHNET!

Goldmedaille

Concours Général Agricole 2011

„...eine der spannendsten  
Weinregionen Frankreichs.“

Oz Clarke, Pocket Wine Book 2012



2010er  
Domaine de Massia  
Merlot, Pays d'Oc IGP  
Frankreich

Der 2010er Domaine de Massia ist purpurfarben, noch jugendlich und mit opulentem Fruchtgeschmack und einem würzigen Bouquet ausgestattet. Ein runder, vollmundiger Wein, der wirklich begeistert.

**Einzelpreis pro Flasche**  
€ 6,90 (1L € 9,20)



Zusammen mit **10** Flaschen **Domaine de Massia** erhalten Sie 2 Weingläser von Riedel, Österreichs renommiertem Glashersteller, im Wert von € 19,90

## ICH BESTELLE JETZT OHNE RISIKO

Ja, bitte senden Sie mir **versandkostenfrei\***  
(\*innerhalb Deutschlands und nur solange der Vorrat reicht!)

|         |                                                                                                                      |
|---------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Anzahl  | Probierpaket(e) mit <b>10 Flaschen</b><br>inkl. Riedel-Gläser<br>Art. Nr. 932 998<br>statt € 88,90 nur <b>€ 49,-</b> |
| Gratis! | Bitte senden Sie mir den<br>aktuellen großen Wein-<br>Katalog gratis!                                                |

|                          |                                  |
|--------------------------|----------------------------------|
| VORNAME / NAME           |                                  |
| STRASSE / HAUS - NR.     |                                  |
| PLZ / ORT                | GEB. DATUM                       |
| TELEFON (FÜR RÜCKFRAGEN) | VORTEILSNUMMER<br><b>1034005</b> |

Ausführliche Hinweise zu den Bestellbedingungen siehe unten.  
Es handelt sich um Flaschen von 0,75 Liter Inhalt.

Bitte ausfüllen und senden an:  
Hanseatisches Wein- und Sekt-Kontor • Hawesko GmbH  
Hamburger Straße 14-20 • 25436 Tornesch  
Maximal 3 Pakete pro Kunde.

**10 Flaschen + Riedel-Gläser**  
im Probierpaket statt € 88,90 nur € **49,-**

**JETZT BESTELLEN:**

TEL 04122 - 50 44 33

FAX 04122 - 50 44 77

**Rückgabebelchung: Rückgaberecht:** Sie können die erhaltene Ware ohne Angabe von Gründen innerhalb von 12 Wochen durch Rücksendung der Ware zurückgeben. Die Frist beginnt nach Erhalt dieser Belchung in Textform, jedoch nicht vor Eingang der Ware beim Empfänger und auch nicht vor Erfüllung unserer Informationspflichten gemäß Artikel 246 § 2 in Verbindung mit § 1 Absatz 1 und 2 EGBGB. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung der Ware. In jedem Fall erfolgt die Rücksendung auf unsere Kosten und Gefahr. Die Rücksendung oder das Rücknahmeverlangen hat zu erfolgen an: Hawesko GmbH, Hamburger Str. 14-20, 25436 Tornesch. Rückgabefolgen: Im Falle einer wirksamen Rückgabe sind die beiderseits empfangenen Leistungen zurückzugewähren und ggf. gezogene Nutzungen herauszugeben. Bei einer Verschlechterung der Sache und für gezogene Nutzungen müssen Sie Wertersatz nur leisten, soweit die Verschlechterung auf einen Umgang mit der Sache zurückzuführen ist, der über die Prüfung der Eigenschaften und der Funktionsweise hinausgeht. Unter „Prüfung der Eigenschaften und der Funktionsweise“ versteht man das Testen und Ausprobieren der jeweiligen Ware, wie es etwa im Ladengeschäft möglich und üblich ist. Verpflichtungen zur Erstattung von Zahlungen müssen innerhalb von 30 Tagen erfüllt werden. Die Frist beginnt für Sie mit der Absendung der Ware, für uns mit dem Empfang. **Alkoholische Getränke werden nur an Personen ab dem vollendeten 18. Lebensjahr geliefert. Informationen zu Lieferbedingungen und Datenschutz finden Sie unter [www.hawesko.de/datenschutz](http://www.hawesko.de/datenschutz).** Ihre Hanseatische Wein- und Sekt-Kontor Hawesko GmbH, Geschäftsführer: Nikolas von Hangwitz, Gerd Stemmann, Anschrift: Hamburger Straße 14-20, 25436 Tornesch, Handelsregister: HRB 99024 Amtsgericht Hamburg, USt-Identifikationsnr.: DE 25 00 25 694.

[www.hawesko.de/spiegel](http://www.hawesko.de/spiegel)

Jetzt scannen  
und bestellen!



KARRIEREN

# „Ich trete nicht wieder an“

Die FDP-Europaabgeordnete Silvana Koch-Mehrin, 41, kritisiert die Plagiatsjagd im Internet sowie die Europaskepsis in ihrer Partei – und kündigt den Rückzug aus dem Parlament an.

**SPIEGEL:** Frau Koch-Mehrin, wenn man wie Sie seinen Dokortitel wegen Plagiatsvorwürfen verloren hat: Freut es einen dann zu hören, dass auch andere sich rechtfertigen müssen?

**Koch-Mehrin:** Nein, ganz im Gegenteil. Ich halte diese öffentliche Jagd auf Plagiatoren für ein Übel. Sie erzeugt enorme Aufregung und Aufmerksamkeit, was die anonymen Jäger noch mehr anzustacheln scheint. Die Methoden in den einschlägigen Internetforen entspringen einer Blockwartmentalität.

**SPIEGEL:** Moment mal, ohne diese eifrigen Jäger blieben viele Plagiate unentdeckt.

**Koch-Mehrin:** Aber es stört mich, dass im Schutz der Anonymität Beschuldigungen erhoben und Urteile gefällt werden. Und es ist doch auffällig, dass es vor allem Politiker von FDP und Union trifft. Da geht es nicht um die Reinheit der Wissenschaft, sondern um den Skandal. Die wenigen, die sich geoutet haben, gehören jedenfalls dem linken politischen Lager an. Der eine ist SPD-Mitglied, eine Professorin in Berlin beschimpft in ihrem Blog mit viel Hämie die FDP.

**SPIEGEL:** Selbst wenn mit einer bestimmten Gesinnung gesucht würde: Das Ergebnis der Nachweis wissenschaftlicher Fehler ...

**Koch-Mehrin:** ... ohne dass es möglich ist festzustellen, wer dahintersteckt, und sich dagegen zu wehren. Diese öffentliche Vorverurteilung stört mich zutiefst. Das Internet darf unseren Rechtsstaat nicht unterminieren. Wo soll das hinführen – werden im Internet bald Plagiatsvorwürfe gegen den unfreundlichen Chef erhoben oder gegen den Nachbarn, weil er die Hecke nicht geschnitten hat?

**SPIEGEL:** Die Vorwürfe gegen die Bundesbildungsministerin Annette Schavan wurden erstmals im Internet veröffentlicht, aber die Analyse, über die nun diskutiert wird, stammt von einem Gutachter der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf, einem Professor, der im Auftrag der zuständigen Gremien und Organe handelte.

**Koch-Mehrin:** Auch wenn das Gutachten im SPIEGEL zitiert wird, basiert die öffentliche Diskussion auf Meinungsäußerungen und Vermutungen. Nicht einmal die Beschuldigte kannte das Gutachten. Ich bleibe dabei: Da findet eine Vor-

ururteilung statt, die ich ausgesprochen problematisch finde. Auch eine Bundesministerin hat Anspruch auf ein ordentliches rechtsstaatliches Verfahren. Sie muss die Möglichkeit bekommen, das Gutachten als Erste zu lesen und dazu Stellung zu nehmen.

**SPIEGEL:** Als die Universität Heidelberg vor anderthalb Jahren ankündigte, Ihre Doktorarbeit zu prüfen, legten Sie sofort Ihre Ämter nieder: als Vizepräsidentin des EU-Parlaments, als Leiterin der FDP-Delegation im Parlament, als FDP-Präsidiumsmitglied. Finden Sie es richtig, dass Frau Schavan noch Ministerin ist?



**Koch-Mehrin-Plakat zur Europawahl 2009**

„Für mich ist Politik kein Beruf“

**Koch-Mehrin:** Ja, ich habe großen Respekt davor, dass Frau Schavan um ihren Titel kämpft und nicht gleich zurücktritt. Ich hatte damals die Hoffnung, dass das Verfahren ohne Ansehen der Ämter und Positionen, die ich innehatte, fairer geführt wird. Es zeigt sich ja immer wieder, dass der Druck auf die jeweilige Kommission der Universität enorm hoch ist, wenn es sich um eine öffentliche Person handelt.

**SPIEGEL:** Für Schavan könnte die Öffentlichkeit von Vorteil sein: Wissenschaftler springen ihr bei, eine Debatte über Regeln und Standards hat begonnen.

**Koch-Mehrin:** Diese Debatte ist auch dringend erforderlich. Grundsätzliche Fragen sind zu klären: Qualitätskontrolle durch die Universitäten, Verjährung, nachträgliche Veränderungen der Maßstäbe, um nur einige zu nennen. Dafür müssen klare rechtliche Regeln geschaffen werden. Trotzdem ist es falsch, wenn Fälle wie der von Annette Schavan in der Öffentlichkeit mit Vorverurteilungen und ohne Kenntnis des Sachverhalts diskutiert werden. Das belastet ein Verfahren.

**SPIEGEL:** Halten Sie es für ungerecht, dass Politiker viel eher damit rechnen müssen, als Promotionsbetrüger aufzufliegen?

**Koch-Mehrin:** Wenn man in der Öffentlichkeit steht, steht man unter verschärfter Beobachtung. Das ist unvermeidbar, das kritisiere ich nicht.

**SPIEGEL:** Warum kämpften Sie vor Gericht gegen die Entscheidung der Universität?

**Koch-Mehrin:** Ich habe Fehler in meiner Dissertation gemacht, das bestreite ich nicht, nur hat die Fakultät mir in Kenntnis dieser Fehler den Titel verliehen; ich fühle mich nicht korrekt behandelt, und der Rechtsweg steht auch Politikern offen. Weil der Prozess noch läuft, will ich nicht über Einzelheiten reden. Aber unabhängig vom Ausgang des Verfahrens werde ich den Titel nicht mehr führen.

**SPIEGEL:** Dann lassen Sie uns eine allgemeine Frage stellen: Wie arbeitet man als Politikerin, wenn die Glaubwürdigkeit in Frage gestellt ist?

**Koch-Mehrin:** Wenn man Politik als Beruf wählt, dann darf man nicht zartbesaitet sein. Es wird mit harten Bandagen gearbeitet, das habe ich zigfach auch an anderen beobachten können. Ich hatte nie die Vermutung, dass eine politische Partei ein Freundeskreis ist. Es ist eine Zweckgemeinschaft, man hat bestimmte gemeinsame Ziele, gleichzeitig konkurriert man miteinander – und Vorwürfe, egal welcher Art, werden gern genutzt, um alte offene Rechnungen zu begleichen.

**SPIEGEL:** Sie waren erfolgreich, obwohl Sie nicht als besonders fleißig galten. Ist das der Grund, warum niemand Sie öffentlich in Schutz genommen hat?

**Koch-Mehrin:** In der Politik gilt: Neid ist die höchste Form des Komplimentes. Eine solche Krise hat auch Vorteile. Am Ende weiß man, wer Freund ist und wer nicht.

**SPIEGEL:** Ihr Mandat als Europaparlamentarier haben Sie behalten. Treten Sie 2014 bei der nächsten Wahl wieder an?

**Koch-Mehrin:** Ich bin gespannt, wie sich die FDP bis dahin entwickelt. Sie hat im kommenden Jahr mit den Wahlen in Niedersachsen und im Bund zwei große Hürden zu nehmen.

**SPIEGEL:** Aber Ihre Kandidatur hängt doch nicht vom Zustand der FDP ab, sondern von der Frage, ob Sie nach der Dokortitel-Affäre wieder aufgestellt werden.

**Koch-Mehrin:** Meine bisher acht Jahre im Europäischen Parlament sind sehr spannend: Osterweiterung, Lissabon-Vertrag, Euro-Krise. 2014 werden es zehn Jahre sein, ich werde dann nicht wieder antreten. Für mich ist Politik kein Beruf, sondern ein Mandat auf Zeit. Ich war vorher anders beruflich tätig und kann mir auch für die Zeit nach 2014 interessante Tätigkeiten vorstellen. Mindestens bis dahin aber will ich versuchen, in meinen Fachbereichen Internationaler Handel und Frauenrechte politisch so viel wie möglich zu erreichen.





Parlamentarierin Koch-Mehrin

**SPIEGEL:** Zum Beispiel?

**Koch-Mehrin:** Die FDP ist die einzige im Bundestag vertretene Partei, die keine Frauenquote hat. Das Ergebnis: Wir haben nur noch knapp 20 Prozent weibliche Mitglieder. In der Diskussion um eine gesetzliche Frauenquote für Aufsichtsräte hat die FDP daher wenig Glaubwürdigkeit. Ich unterstütze EU-Justizkommissarin Viviane Reding in ihrem Vorhaben, eine entsprechende europaweite Richtlinie für Quoten durchzusetzen. Der Wettbewerb auf dem Arbeitsmarkt funktioniert auf dieser Ebene nicht, Veränderungen können nur mit gesetzlichem Druck herbeigeführt werden.

**SPIEGEL:** Und was will die Europapolitikerin Koch-Mehrin erreichen?

**Koch-Mehrin:** Das klare Ja zu mehr Europa. Die FDP muss sich entscheiden: Will sie mehr Europa, oder verfolgt sie eine Politik wie die britische Tory-Partei, die in der EU nicht mehr als einen gemeinsamen Markt sieht? Derzeit sehe ich die Euro-Skeptiker auf dem Vormarsch. Selbst der Mitgliederentscheid war ja nicht die Wahl zwischen weniger und mehr Europa. Der Inhalt des Mehrheitsbeschlusses, von der Parteiführung als pro-europäisch gefeiert, war aus meiner europäischen Sicht eine Enttäuschung.

**SPIEGEL:** Der Fraktionsvorsitzende der Liberalen im Europaparlament, Guy Verhofstadt, fordert die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa.

**Koch-Mehrin:** Ich unterstütze ausdrücklich die Idee eines föderalen europäischen Bundesstaats. Wir riskieren unsere Zukunft, wenn wir auf kleinstaatliche Nationalinteressen pochen, die Europa auseinanderdividieren. Mit China, Indien oder Brasilien kann die EU nur als Einheit in der Konkurrenz bestehen. In der Handelspolitik ist das überdeutlich. Deshalb freue ich mich über Vorschläge von Außenminister Guido Westerwelle und zuletzt Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble, einen Verfassungskonvent einzuberufen und die EU-Verträge zu ändern. Endlich kommen konstruktive Vorschläge von führenden deutschen Politikern. Wir Deutsche gelten in Brüssel ja als die Blockierer, die die Krisenbewältigung teurer und komplizierter als notwendig machen.

**SPIEGEL:** Sollten dann auch die Schulden vergemeinschaftet werden?

**Koch-Mehrin:** Das ist ein wesentliches Element, das wir nicht aussparen können. Natürlich müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, die übermäßiges Schuldenmachen verhindern, wie eine stärkere Haushaltskontrolle auf europäischer Ebene und klare Stabilitätskriterien. Eine pauschale Absage an Euro-Bonds, wie sie die Bundesregierung und die FDP propagieren, halte ich für falsch.

INTERVIEW: CHRISTOPH SCHULT,  
MARKUS VERBEET



"WER MIT 800 KM/H IM 2-METER-ABSTAND  
ZU DEN ANDEREN STAFFELFLUGZEUGEN FLIEGT,  
VERLÄSST SICH AUF DIE **AUSSERORDENTLICHE  
LEISTUNGSSTÄRKE DER CHRONOMAT.**"



Frédéric Schwebel beherrscht die "Slot"-Rolle im Breitling Jet Team perfekt. Diese schwierigste Staffelposition in der Formationsmitte ohne Ausweichmöglichkeit lässt keine Fehler zu. An seinem Handgelenk die Chronomat mit dem von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) Chronometer-zertifizierten Breitling Hochleistungschronografenkaliber 01 – einem vollständig in Eigenregie konzipierten und konstruierten Ausnahmemotor. Das ultrarobuste, ultrazuverlässige und bis 500 m superwasserdichte Modell Chronomat besticht zudem durch sein einzigartiges Design und die beispiellose Detailpflege. Für Frédéric Schwebel ganz einfach der beste Flugbegleiter.

**5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE** € 7500 unverbindliche Preisempfehlung

**BREITLING.COM**





INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™





Polit-Manager Ponader\*, Piraten-Abgeordnete in Berlin, Parteitagsbesucherin\*: „Wir bieten kein Programm, sondern ein Betriebssystem“

PIRATEN

# Selbst entzaubert

Die Piratenpartei kann nicht erklären, wofür sie eigentlich steht. Ihre Abgeordneten in den Landesparlamenten beschäftigen sich am liebsten mit Software-Problemen und sich selbst. Ein Jahr vor der Bundestagswahl wenden sich die Anhänger ab.

**M**artin Delius weiß jetzt, wie nah Macht und Ohnmacht beisammenliegen. Vorigen Freitag trat der Hauptstadt-Pirat erstmals als Vorsitzender eines Untersuchungsausschusses auf, der das Debakel um den Berliner Flughafen aufklären soll. „Das Vertrauen in die Politik muss wiederhergestellt werden“, sagte Delius. Es klang sehr staatsmännisch und verantwortungsbewusst.

Leider gehörte ihm an diesem Tag die Aufmerksamkeit nicht allein. Am selben Morgen geisterte mal wieder der politische Geschäftsführer der Piraten, Johannes Ponader, durch die Presse, weil er sich in einer Talkshow die Füße massieren ließ, dem Moderator um den Hals fiel und über seinen polyamanten Lebensstil Auskunft gab, worunter mehrere Liebesbeziehungen zur gleichen Zeit zu verstehen sind.

Mit dem Versprechen von Transparenz statt Politik im Hinterzimmer traten die Piraten vor gut einem Jahr von Berlin aus ihren Siegeszug an, als Protestbewegung gegen das Establishment. Noch im Frühjahr erreichten sie in einer Umfrage 13 Prozent. Doch inzwischen begreifen

die Wähler, dass es bei den Piraten häufig nur ums Spektakel geht.

In Umfragen liegen die Neulinge nun dicht an der Fünf-Prozent-Hürde, ihr Einzug in den Bundestag im kommenden Jahr ist gefährdet. Auch in den Ländern scheint die Erfolgsserie gestoppt. Nach Wahlsiegen in Berlin, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein und im Saarland droht in Niedersachsen, wo im Januar gewählt wird, eine Niederlage: Wochenlang kämpften die Piraten mit der Aufstellung einer eigenen Landesliste, zweimal musste ihr Parteitag deshalb wiederholt werden. Zurzeit prüft die Landeswahlleiterin, ob es dennoch zu Rechtsverstößen kam. Die Umfragewerte stürzten auch in Niedersachsen ab, auf vier Prozent.

Endlose Debatten und Machtkämpfe haben das eigene Personal ermüdet und Anhänger verjagt. Zudem rächt sich nun, dass die Neuen wie Software-Experten nur die Prozesse der Politik modernisieren wollten. „Wir bieten kein Programm, sondern ein Betriebssystem“, hatte vor einem Jahr die damalige Piraten-Geschäftsführerin Marina Weisband selbstbewusst erklärt. Was zu Beginn als Mut zur Lücke gelten konnte, wird mittlerweile zum größten Problem der jungen Partei. Ein paar Updates am Betriebssystem reichen nicht aus, um die Wähler zu über-

zeugen. Es müssten auch mal Programme installiert werden.

Vor allem Weisbands Nachfolger Johannes Ponader verschreckt Parteifreunde wie Publikum. Dass er zeitweise von Hartz IV lebte und dann Anhänger um Spenden für seinen Unterhalt bat, sorgte für schlechte Presse und Frust in der Parteispitze. Die Bitte anderer Führungsleute, seine Medienauftritte zu reduzieren, um der Partei nicht weiter zu schaden, ignorierte der Geschäftsführer souverän. Vorige Woche eskalierte der Streit. „Ich würde Johannes Ponader raten, mal zu arbeiten“, schimpfte Parteichef Bernd Schlömer auf SPIEGEL ONLINE.

Wer die Partei in den Bundestagswahlkampf führen könnte, ist bis heute ungeklärt. Sympathieträger wie Weisband haben sich, vom Dauerstreit erschöpft, zurückgezogen. Die aktuellen Frontleute tun sich erkennbar schwer, eine Schwarmpartei zu führen, in der Hierarchien verpönt sind. Beispiel Schlömer: Vor sechs Monaten wurde der Hamburger zum neuen Bundesvorsitzenden gewählt. Seine Rolle hat er bis heute nicht gefunden: „Einige sagen, ich soll mehr auf den Tisch hauen. Andere meinen, ich solle mich zurückhalten“, sagt Schlömer.

Andere Vorstände teilen diese Verunsicherung. Sebastian Nerz, Schlömers Vorgänger und heutiger Stellvertreter, kündigt

\* Links: mit TV-Moderator Benjamin von Stuckrad-Barre (l.) am 11. Oktober; rechts: Bezirksabgeordnete Anne Helm aus Berlin-Neukölln am 28. April in Neumünster.





BERND FRIEDEL / BILDMASSCHNEDE

HERMANN BREDEHORN / POLARIS / LAIF

an, nicht wieder zu kandidieren. „Unser größtes Problem ist, dass wir es nicht schaffen, außer persönlichen Skandalen irgendwas zu kommunizieren“, sagt er. Auch die Berliner Julia Schramm will sich zurückziehen – sie hat viele Piraten erzürnt, weil sie ein Buch geschrieben hat und ihr Verlag entgegen der Parteilinie gegen Gratis-Downloads vorgehen konnte.

Echter Teamgeist stellt sich nicht ein. Zu unterschiedlich sind die Lebensentwürfe und Überzeugungen des Spitzenpersonals. Ponader befürwortet die freie Liebe, ein bedingungsloses Grundeinkommen und besetzte vor seiner Parteikarriere monatelang mit Occupy-Aktivisten den ehemaligen Berliner Bundespressestand. Schlömer dagegen ist ein Familienvater, arbeitet als Beamter im Bundesverteidigungsministerium und bezeichnet sich als sozial-liberal. Parteivize Markus Barenhoff wiederum wurde vorige Woche von der Polizei mit zwei Gramm Marihuana ertappt, was sein Vorstandskollege Matthias Schrade, von Beruf Finanz-Analyst, auf Twitter befremdet kommentierte: „Ist beim Kiffen erwischte werden etwa eine politische Leistung?!“

Entsprechend groß ist die Verwirrung bei der politischen Konkurrenz. Vor allem in jenen vier Bundesländern, in denen die Piraten in den Parlamenten vertreten sind, sorgen die ersten Laufübungen der Polit-Anfänger in den anderen Parteien für Verwunderung und Spott.

Am vergangenen Mittwoch sitzen Abgeordnete der saarländischen Piraten im Landtagsrestaurant. An der Tafel vis-à-vis nimmt die Regierungschefin Annegret Kramp-Karrenbauer Platz. Piratin Jasmin Maurer, 23, zieht beim Mittagessen eine Zwischenbilanz. „Das ist hier wie ein Mini-Studium“, sagt sie. Jeden Tag lerne sie etwas Neues dazu. Es klingt, als besuche Maurer einen Volkshochschulkurs. Vor sechs Monaten war sie noch eine Auszubildende mit abgebrochenem Jura-

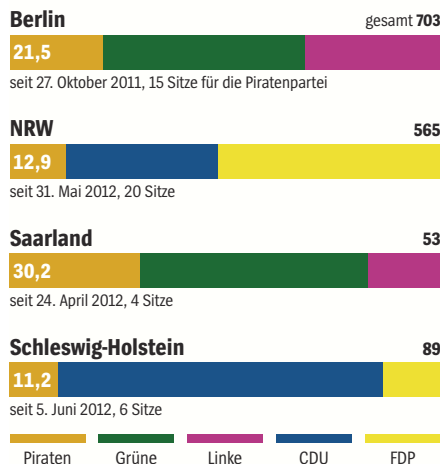
studium, jetzt ist sie eine von vier Abgeordneten der Piraten, Mitglied im Bildungsausschuss – und soll zu allem eine Meinung haben. „Das geht ja gar nicht“, findet Maurer.

Schon vor ihren Berliner Parteifreunden haben die saarländischen Piraten einen Untersuchungsausschuss ins Rollen gebracht, er soll aufklären, warum ein Museumsneubau zu teuer wurde. Die Piraten versprochen volle Transparenz. Weit kamen sie damit jedoch nicht. Der Versuch, Dokumente auf dem Fraktionsblog zu veröffentlichen, scheiterte. Nicht mal die Protokolle der öffentlichen Anhörungen durften im Netz stehen – dafür sorgte die Landtagsverwaltung. „Uns sind die Hände gebunden“, bedauert Pirat Michael Neyses. „Aber wenn wir hier reüsilieren wollen, müssen wir das Spiel zu einem gewissen Maß auch mitspielen.“

Vier Gesetzesentwürfe haben die Saar-Piraten bislang eingebracht. Drei davon

## Schlaaffe Piraten

Anteil der von den Oppositionsparteien gestellten Kleinen Anfragen in der aktuellen Legislaturperiode, in Prozent



befassen sich mit ihrem Lieblingsthema Bürgerbeteiligung. Zum Beispiel sollte der Schülersprecher direkt gewählt werden. Wirklich verändert haben die Piraten eigentlich nur einige Abläufe im Parlament. Sie legten für ihre Abgeordneten den Fraktionszwang ab, führten anonymisierte Bewerbungsverfahren für ihre Referenten ein, und im Restaurant schenkt man auf ihren Wunsch nun auch Orangina-Limonade aus.

Piraten-Fraktionen befassen sich vor allem mit den Prozessen, nicht mit Inhalten, da sind die Saarländer ihren Kollegen in den anderen Landtagen ähnlich. Die Berliner führten als erste Live-Übertragungen von Fraktionsitzungen im Internet ein. In Nordrhein-Westfalen beschwerte sich die Fraktion darüber, dass der Internetkonzern Google den Spamfilter für die E-Mails der Abgeordneten festlegt. Und in Schleswig-Holstein kämpfen die Parteifreunde für die Nutzung von Laptops im Plenum.

Manchmal wirkten die Piraten wie Unternehmensberater, die in eine Firma gerufen wurden, um überkommene Traditionen zu beseitigen.

Anfangs vermochte ihre Vorliebe für neue Haustechnik inhaltliche Schwächen zu überdecken. Mittlerweile wird jedoch deutlich, dass der Partei ein Leitfaden fehlt, der ihre politischen Forderungen zusammenbindet. Die Wähler wissen nicht, wofür die Piraten stehen. Und die Parteimitglieder wissen es selbst auch nicht so genau.

Die Folgen der Inhaltsleere lassen sich schon jetzt in den Landesparlamenten beobachten: Die Newcomer geraten in den Ruf, eine Partei der Selbstdarsteller zu sein. Die größten Schlagzeilen gibt es oft für die skurrilsten Auftritte: zum Beispiel wenn eine Abgeordnete in NRW via Twitter über ihre One-Night-Stands und geplätzte Kondome unterrichtet. Inhaltliche Vorstöße hängen vom Geschick einzelner Abgeordneter ab, ob die Sache nun piratig ist oder nicht.

In Schleswig-Holstein haben die Wahlen im Mai so unterschiedliche Piraten in den Landtag gespült, dass sie wie Freie Wähler anmuten. Ein Zollbeamter macht sich gern mal für die Interessen der Zollbeamten stark, während Angelika Beer, die ehemalige Bundesvorsitzende der Grünen, wieder Umweltpolitik wie in alten Zeiten betreibt.

Als Einzelgänger der besonderen Art gilt der Fraktionsvorsitzende Patrick Breyer. Der promovierte Jurist kämpft im Parlament gegen jede Form staatlicher Überwachung: Vorratsdatenspeicherung, Drohnen, strenge Meldegesetze und Handy-Ortung. Nicht mal seine Fraktionskollegen wissen, wo Breyer genau wohnt. Regelmäßig tauscht er auch die Prepaid-Karte seines Handys aus.

Breyer weigert sich sogar, der Parlamentsverwaltung seine aktuelle Anschrift, sein Geburtsdatum und den Geburtsort mitzuteilen. Monatelang verzichtete er da-

für auf seine Bezüge. Am Ende einigte man sich darauf, dass Breyer nur seine Anschrift mitteilen muss. Nun fließt das Geld.

Den anderen Parteien geht das Verhalten der Piraten schon aus Prinzip auf die Nerven. „Da gibt es keine Fraktionsbeschlüsse, da macht jeder seine eigene Politik“, sagt Ralf Stegner, der Chef der Kieler SPD-Fraktion. Überdies habe der Transparenzbegriff der Piraten „ansatzweise totalitäre Züge“. So sei deren Forderung, Sitzungen des Ältestenrats vollständig öffentlich zu machen, „absolut lebensfremd und nackte Prinzipienreiterei“. Der Generalverdacht gegen jede Form von Vertraulichkeit bediene „antiparlamentarische Reflexe in der Bevölkerung“, sagt Stegner. Letztlich hätten die Piraten dafür gesorgt, dass Teile der Opposition näher an die Regierung gerückt seien – und sei es nur, um dem größten Unfug Einhalt zu gebieten. Auch eine Art, sich selbst zu entzaubern.

Als die Partei 2006 in Deutschland gegründet wurde, standen noch der Kampf für Bürgerrechte und ein wenig reglementiertes Internet im Vordergrund. Nerds



**Pirat Delius**

*Macht und Ohnmacht*

sahen ihren virtuellen Lebensraum durch Netzsperrungen und Vorratsdatenspeicherung bedroht. Erfolgreich besetzten sie ein Thema, um das sich andere Parteien kaum kümmerten.

Erst viel später führten die Piraten ihre Wahlkämpfe bewusst als Anti-Establishment-Partei.

Nun traten Forderungen wie Bürgerbeteiligung und Transparenz nach vorne. Das Kapitel zur Basisdemokratie

zum Beispiel wurde erst im Mai 2010 ins Grundsatzprogramm aufgenommen.

Damit aktivierten sie zwar kurzfristig viele Protestwähler. Doch in der Praxis erweist sich die Umsetzung als schwierig. Die Abstimmungssoftware Liquid Feedback etwa wird nur von der Berliner Fraktion regelmäßig eingesetzt, um die Meinung der Mitglieder einzuholen. In Schleswig-Holstein und im Saarland wurde die Software noch gar nicht eingeführt.

In Nordrhein-Westfalen holten die Landtagsabgeordneten der Piraten bislang bei nur zwei Themen über Liquid Feedback ein Stimmungsbild ein. Beim Thema Beschneidung wünschten sich 17

Basis-Piraten, gegen das neue Gesetz vorzugehen, zwei enthielten sich und einer stimmte dagegen. 20 Stimmen in einem Land mit knapp 18 Millionen Einwohnern: Stell dir vor, es ist Basisdemokratie – und keiner geht hin.

So kommt es wieder verstärkt aufs Parteivolk an. Beim Bundesparteitag im November sollen endlich Lücken im Grundsatzprogramm geschlossen werden. Manche Piraten wollen zudem erzwingen, dass der Bundesvorstand im Januar neu bestimmt wird – eigentlich fände die Wahl erst Monate später statt.

Parteichef Schlömer zweifelt noch, ob er wieder antreten soll. Es brauche bessere Strukturen, sagt der Bundesvorsitzende, bezahlte Bürokräfte zum Beispiel. Doch dafür fehlt den Piraten das Geld. Der Führung bleibt nur das Prinzip Hoffnung. „Wir sind eine Turniermannschaft“, sagt Schrade. „Wenn wir etwas können, dann ist es Wahlkampf.“

Mittlerweile scheint aber auch die sonst so engagierte Basis ausgebrannt. Auf die Bitte des Bundesvorstands, in einer Arbeitsgruppe Ideen für den Wahlkampf einzubringen, kamen aus der Partei kaum Vorschläge – nicht mal die Hälfte der Landesverbände nahm an der Aktion teil.

SVEN BECKER, SIMONE KAISER,  
GUNTHER LATSCH, FIDELIUS SCHMIDT,  
MERLIND THEILE

**MS 170-D**  
**199 €**  
statt 239 €

**MS 181**  
**299 €**  
statt 339 €

**MS 251**  
**499 €**  
statt 579 €

Alle Preise sind unverbindliche Preisempfehlungen des Herstellers. Aktionspreis, solange Vorrat reicht.

## Starke Leistung. Starker Preis. Starkes Stück. Jetzt im Fachhandel.

Qualität kann so preiswert sein: STIHL Motorsägen erleichtern Ihnen jetzt schon ab 199 Euro die Arbeit. Dafür bekommen Sie gewohnt

kraftvolle Leistung – und dazu jede Menge Komfort, Sicherheit und Sägespaß. Denn STIHL Motorsägen verfügen über viele praktische Ausstat-

tungsdetails, die Ihnen das Anlassen und die Handhabung deutlich erleichtern. Probieren Sie es aus! STIHL Motorsägen erhalten Sie nicht

im Baumarkt, sondern ausschließlich bei Ihrem STIHL Fachhändler. Einen Fachhändler in Ihrer Nähe finden Sie unter [www.stihl.de](http://www.stihl.de)





## Urwahl-Kandidatin Göring-Eckardt

Die Reform-Dividende fiel bei anderen an

Beherzt konzentriert sich Göring-Eckardt zugleich auf das Politikfeld der Barmherzigkeit. „In der Sozialpolitik stehe ich weiter links als viele andere“, sagt die Protestantin mittlerweile von sich.

Im Juni verfasste sie gemeinsam mit dem Sozialpolitiker Markus Kurth vom linken Flügel der Grünen ein Thesenpapier, in dem sie kritisch mit den Positionen ihrer eigenen Realo-Freunde ins Gericht geht. „Der herrschende Diskurs der vergangenen 10 bis 20 Jahre hat soziale Sicherung auf eine abhängige Variable der Ökonomie reduziert.“ Mit Göring-Eckardt, so die Botschaft, wird es solche Exzesse nicht noch einmal geben.

Auch für die sozialpolitische Debatte beim Parteitag im November ist sie gewappnet. Sie unterstützt einen Antrag, der den finanzpolitischen Kurs von Fraktionschef Trittin attackiert. Es geht um den Aufbau einer Kindergrundsicherung, die unter anderem dadurch finanziert werden soll, dass das Ehegattensplitting abgesenkt würde. Trittin möchte das teure Transferprogramm auf die lange Bank schieben, ausgerechnet Göring-Eckardt will es dem Linken Trittin aufnötigen.

„Ich war nie neoliberal, genauso wie ich bis heute nicht schwarz-grün bin“, verteidigt sie sich, „das sind Zuschreibungen, die nichts mit meiner politischen Überzeugung zu tun haben.“ Die Sorge um die künftigen Generationen sei ihr immer das Wichtigste gewesen, deswegen habe sie sich für Reformen eingesetzt.

Und die gemeinsamen Essen mit der damaligen Oppositionsführerin Angela Merkel? Das habe es nur einmal gegeben. Oder die Treffen der schwarz-grünen Piza-Connection mit jungen CDU-Abgeordneten? Da sei sie selten gewesen. Dafür distanziert sie sich heute heftiger von der CDU als selbst Trittin. Für Schwarz-Grün wolle sie nicht mal „irgendeine Hintertür offen lassen“, ruft sie in Hamburg.

Im Urwahlkampf kommt sie mit ihrer Neuinszenierung bisher gut durch. Etwa 50 Prozent der Mitglieder sind erst nach 2005 beigetreten. Es ist eine Zahl, die Göring-Eckardt häufig nennt. Wer von den Neuen weiß schon, welche Positionen sie früher vertreten hat?

Markus Kurth dagegen kann sich noch gut an die Reformeiferin von damals erinnern. 2004 trat er gegen die Fraktionschefin an, als es um einen Platz im Parteirat ging. Der Sozialexperte wollte seinen Zorn auf den Agenda-Kurs dokumentieren.

Heute ist er froh, eine prominente Unterstützerin für seine Positionen gefunden zu haben. Göring-Eckardt, bescheinigt ihr der alte Gegenspieler, habe offenbar „einen Lernprozess durchgemacht“.

RALF BESTE

GRÜNE

## Operation Mutter Teresa

Kaum jemand war von den Agenda-Reformen so überzeugt wie Katrin Göring-Eckardt. Für ihr Comeback hat sie sich nun als Herz-Jesu-Linke neu erfunden.

Endlich kommt die Frage. Eine Stunde lang wartet Katrin Göring-Eckardt und muss sich anhören, wie der grüne Fraktionschef Jürgen Trittin die Energiewende retten würde. Doch dann – endlich – wird sie nach ihren Ideen für die Sozialpolitik gefragt.

Und da sprudelt es aus ihr heraus, hier im Wilhelmsburger Bürgerhaus, wo sich am vergangenen Mittwoch elf Bewerber für die grüne Spitzenkandidatur der Hamburger Parteibasis präsentieren.

Sozialpolitik müsse „zuallererst den Menschen im Blick haben, mit allem, was er oder sie braucht“, sagt die Bundestagsvizepräsidentin und zählt auf: Natürlich müsse der Hartz-IV-Regelsatz erhöht werden, die Arbeitslosen müssten besser gefördert werden, und: „Sie brauchen ausdrücklich keine Sanktionen.“ Strafmaßnahmen gegen Leute zu verhängen, die keine Arbeit aufnehmen, sagt sie, sei „einer der größten Fehler bei den Sozialreformen“ gewesen.

Ausgerechnet Göring-Eckardt sagt das. Die Frau, die all die Sozialreformen, die sie in Hamburg kritisiert, in den rot-grü-

nen Regierungsjahren unterstützt hat wie wenige andere.

Als Fraktionschefin der Grünen führte sie die Verhandlungen mit SPD-Minister Wolfgang Clement über die Reform des Arbeitsmarktes. Im Bundestag nannte sie die Reformen „mutig“ und „notwendig für das Gemeinwohl“, sie schwärmte von einem „Frühling der Erneuerung“, der jetzt in Deutschland anbreche.

Die Arbeitsvermittlung bei angedrohter Leistungskürzung pries sie 2003 als „persönliches Coaching durch das Job-Center“, das letztlich ein „Bewegungsangebot“ unterbreite. Es müsse „sehr schnell weitere Schritte bei der Rente und der Gesundheit“ geben.

Doch die Reform-Dividende fiel bei anderen an. Göring-Eckardt hat von der Agenda 2010 nicht profitiert. In der Partei galt sie fortan als Galionsfigur der verhassten neoliberalen Reformpolitik.

2005 verlor sie ihren Posten als Fraktionschefin, ein Jahr später flog sie aus dem Parteirat. Sie wurde mit einem Job im Bundestagspräsidium abgefunden, einige Zeit später wählte die Synode der Evangelischen Kirche sie zur Vorsitzenden. Schöne Ämter, doch für eine ehrgeizige Frau mit Mitte 40 kann das nicht alles gewesen sein.

Jetzt versucht Göring-Eckardt ein Comeback. Bei der Urwahl ist sie nur Außenseiterin, aber schafft sie ein passables Ergebnis, wird das ihrer Karriere weiterhelfen. Im November kandidiert sie für den Parteirat, nach der Bundestagswahl könnte sie Fraktionschefin werden.

Damit die Operation gelingt, muss sie sich ein neues Image zulegen. Weg von der neoliberalen Reformerin, hin zur Mutter Teresa der Sozialpolitik. Auf ihrer Homepage finden sich inzwischen nur noch Interviews und Reden seit 2009.





Aluminiumerzeugung im Rheinwerk in Neuss: „Es geht wieder aufwärts hier“

THOMAS ERNSTING / LAIF

ENERGIE

## Im Zwei-Strom-Land

Der Großindustrie werden Kosten der Energiewende erlassen,  
die kleinen Verbraucher müssen doppelt zahlen.  
Und der Mittelstand ist erbost über die Tricks der Konzerne.

**N**och sind die Werkshallen 1 und 3 gespenstisch leer. Dort, wo Platz für mehrere Fußballfelder ist, stehen erkaltete Schmelzöfen. Ein Arbeiter im roten Overall lackiert den Handlauf eines Notausgangs, ohne erkennbare Eile.

Doch schon bald soll am Neusser Silbersee wieder Goldgräberstimmung herrschen. Wenn alles nach Plan läuft, werden sich die Hallen des Aluminiumkonzerns Norsk Hydro Anfang des Jahres mit Leben füllen. In einem Großteil der 474 Elektrolyse-Öfen soll erstmals seit vier Jahren flüssiges Leichtmetall schwappen.

600 Arbeiter können im Rheinwerk auf Vollzeitstellen zurückkehren. Vorbei die bleiernen Zeiten der Kurzarbeit. „Es geht wieder aufwärts hier“, freut sich Firmensprecher Michael Peter Steffen.

Es ist ein kleines Wirtschaftswunder, das sich da gerade am Niederrhein vollzieht. Seit Anfang 2009 die Finanzkrise durchschlug, produzierte Norsk Hydro in

seinem Rheinwerk noch ganze 50 000 Tonnen Aluminium jährlich – ein Fünftel seiner Kapazität.

Jetzt aber werden die Beschäftigten plötzlich wieder gebraucht. Auf 150 000 Tonnen will Norsk Hydro schon bald seine Produktion steigern. Qualitäts- und Logistikgründe, sagt Steffen, hätten dabei eine Rolle gespielt. Aber natürlich sei auch die Entwicklung des Strompreises durchaus erfreulich.

Das ist sie in der Tat. Auch wenn das Klagelied der Industrie gerade anders klingt: Der Börsenpreis für Strom ist zuletzt wieder gesunken. Einen nicht unerheblichen Anteil daran haben ausgerechnet die erneuerbaren Energien, sie sorgen zu bestimmten Zeiten für Überkapazitäten, das drückt den sogenannten Spotpreis. Einem stromintensiven Konzern wie Norsk Hydro, der in Neuss so viel Strom verbraucht wie die benachbarte Großstadt Düsseldorf, kann es recht sein.

Und nicht nur das. „Die ganzen politischen Rahmenbedingungen beim Strompreis waren ein weiterer Grund für unsere Entscheidung“, sagt Steffen. Was er damit meint, ist: Die deutsche Politik pappelt große Stromverbraucher mit einer Reihe von Vergünstigungen und Subventionen.

Ein Riss geht durch das Land. Einerseits gibt es Unternehmen wie Norsk Hydro, die gleich mehrfach von Vergünstigungen profitieren. Und dann gibt es viele kleine und mittelständische Betriebe, die nicht in den Genuss großzügiger Ausnahmeregeln kommen.

Unternehmen wie die Parfümeriekette Pieper, die mit ihren sechs Gigawattstunden Verbrauch nicht profitiert, weil sie im Handel und nicht im produzierenden Gewerbe tätig ist. „Die Großindustrie zieht sich raus, und wir sind die Gelackmeierten“, schimpft Gerd Pieper, Chef des Familienunternehmens mit über hundert Filialen.

Oder die Tausenden Edeka-Läden, in denen Kühltruhen summen und Wärmeschleier über den Eingangstüren rauschen. „Die Lasten der Energiewende müssen auf alle Schultern verteilt werden“, fordert Reinhard Schütte, Vorstand der Edeka AG: „Die Ausnahmeregeln müssen abgeschafft werden.“

Mittelständler wie Schütte und Pieper gehen dabei einen bemerkenswerten Schulterschluss mit dem Durchschnittstromkunden ein, der mittlerweile über



25 Cent für die Kilowattstunde zahlt – Tendenz stetig steigend.

Deutschland zerfällt immer mehr in ein Zwei-Strom-Land. In ein Land derer, die für die Energiewende blechen, und jener, die sich auf Kosten anderer schadlos halten.

Die Ungerechtigkeit wirkt doppelt und dreifach: Was die Großindustrie einspart, wird bei den normalen Stromverbrauchern draufgeschlagen. Außerdem beziehen Großkunden wie Stahlhütten ihren Strom am Spotmarkt der Leipziger Energiebörse EEX. Nur sechs Cent pro Kilowattstunde zahlen die Großverbraucher aus der Industrie.

Auslöser der Gerechtigkeitsdebatte ist die Erhöhung der Umlage für jene Kosten, die durch die höheren Herstellungspreise für Ökostrom entstehen. Diese werden, das garantiert das Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG), auf die Stromkunden umgelegt: 3,6 Cent pro Kilowattstunde sind es dieses Jahr, nächstes werden es 5,28 Cent sein. Für den Normalkunden macht das 50 Euro und mehr pro Jahr aus. Der Edeka-Verbund zusammen muss statt 170 Millionen Euro in diesem Jahr wohl 250 Millionen Euro im nächsten zahlen.

„Eine große Koalition zur Befreiung der Industrie von Lasten“, beklagt Uwe Leprich, Leiter am Institut für Zukunfts-EnergieSysteme. „Im Zweifel gehören sogar Grüne und Linke dazu.“

Tatsächlich hat die Politik in den vergangenen Jahren im Stromsektor ein schwer zu durchdringendes Geflecht aus Entlastungen, Subventionen und Gebührenbefreiungen geschaffen, meist mit dem Ziel, die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Großindustrie nicht zu gefährden. Im Kern sei das durchaus sinnvoll gewesen, sagt Leprich, nun aber sprengte die Zahl der Trittbrettfahrer jedes vernünftige Maß.

Die Hälfte des gesamten Stromverbrauchs in Deutschland sei inzwischen privilegiert oder von Entgelten befreit. Die Dummen seien kleine und mittelständische Betriebe, für die der Strom umso teurer werde. „Das Signal ist verheerend“, so Leprich.

Zwar sind hauptsächlich die höheren Erzeugungspreise der Windparks und Solaranlagen für die hohen Stromkosten verantwortlich. Doch auch die Ausnahmetatbestände schlagen zu Buche, eine Lösung ist überfällig. Denn die Neid-Diskussion hat das Potential, die Unterstützung der Bürger für die Energiewende erodieren zu lassen.

Die Summe der Preis- und Steuernachlässe für die Industrie beziffert die Beratungsfirma Arepo Consult für dieses Jahr auf über neun Milliarden Euro. Den größten Batzen davon macht die 1999 unter Rot-Grün eingeführte Öko- und Stromsteuer aus. Die Vergünstigun-



Mittelständler Götz

„So einen Irrsinn mache ich nicht mit“

gen für die Wirtschaft betragen rund fünf Milliarden Euro.

Auch von der Umlage, die für den Aufbau neuer Stromnetze zu zahlen ist, kann man sich vom Staat befreien lassen. Selbst Golfplätze sind dabei. Die Gesamtsumme dieser Entlastung beträgt laut Bundesnetzagentur 1,1 Milliarden Euro. Am Oberlandesgericht Düsseldorf beginnt in dieser Woche ein Musterprozess gegen diese Regelung.

Ursprünglich sollten nur besonders belastete Unternehmen, vor allem solche, die im internationalen Wettbewerb stehen, in den Genuss dieser Privilegien kommen. Doch es werden auch Möbelfirmen, Keramikhersteller und Bergbauunternehmen entlastet, für die diese Voraussetzung wohl kaum zutrifft. Im Bundesumweltministerium ist von einem „Trend zur missbräuchlichen Inanspruchnahme“ der Ausnahmeregelung die Rede.

Ein jüngst bekanntgewordenes Gutachten des Ministeriums spricht von „gestei-

gerter Kreativität“ der Wirtschaft, wenn es darum geht, Stromkosten zu sparen. Mit anderen Worten: Es wird getrickst und geflunkert, was das Zeug hält.

So berichten etwa Insider davon, wie in Großbäckereien oder Chemiebetrieben die Maschinen schon mal nutzlos Volllast laufen, um am Ende des Jahres auf eine Gigawattstunde Strom zu kommen.

Mit einem Kniff können selbst Unternehmen zu dem Umlage-Privileg kommen, die dafür gar nicht vorgesehen sind. Dienstleister wie die Deutsche Telekom etwa, die jährlich 3200 Gigawattstunden verbraucht. Zehn Prozent davon, also stolze 320 Gigawattstunden, sind teilweise von der EEG-Umlage befreit. Sie werden von einer 100-prozentigen Tochter namens Power and Air Condition Solution Management bereitgestellt.

Nachrichten wie diese geben mittlerweile auch Umweltminister Altmayer zu denken. „Ich bin sehr dafür, dass wir uns mögliche Fehlentwicklungen genau anschauen“, sagt der CDU-Mann. Es dürfte sich lohnen, dabei auch das sogenannte Eigenstromprivileg ins Auge zu fassen. Dahinter verbirgt sich die Regel, dass Strom, den Unternehmen für sich produzieren, von der EEG-Umlage befreit ist. Auch diese Ausnahme hat findige Unternehmen auf neue Ideen gebracht, wie das Beispiel Saarstahl zeigt.

Im Sommer 2011 entfaltete der Konzern rege Aktivitäten auf dem Energiemarkt. In Ensdorf, dem Geburtsort von Umweltminister Altmayer, pachtete die Saarstahl AG einen Block des hochbetagten Kohlekraftwerks. Damit erfüllte das Unternehmen auf einen Schlag die Bedingungen zum Eigenstromprivileg. Knapp 25 Millionen Euro an EEG-Umlage hat der Konzern so wohl gespart.

Über derlei Erfindungsreichtum können aufrechte Mittelständler wie Gregor Götz nur staunen. In seiner Firma Vowalon beschichtet er Textilstoffe, etwa für Autositze. Das kostet eine Menge Energie, fünf Gigawattstunden. Pech nur, dass Götz eine andere Bedingung für die Ermäßigung bei der EEG-Umlage nicht erfüllt, was ihn immerhin 180 000 Euro im Jahr kostet. „Bei uns machen die Energiekosten keine 14 Prozent der Wertschöpfung aus“, sagt der Unternehmer aus dem Vogtland.

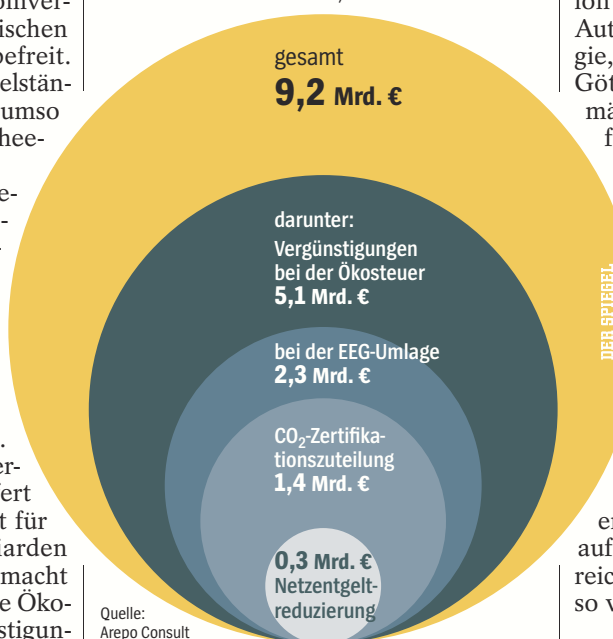
Er will nicht weiter 180 000 Euro EEG-Umlage zahlen. „Ich will aber auch nicht herumtricksen“, sagt er, obwohl sich ständig Energieberater bei ihm melden. „So einen Irrsinn mache ich nicht mit.“

Deshalb klagt er vor dem Landgericht Chemnitz. Noch dieses Jahr soll die Verhandlung sein. Dann will er dem Richter eine simple Rechnung aufmachen: „Mein Konkurrent in Frankreich, der bezahlt für die Kilowattstunde so viel wie ich für die EEG-Umlage.“

JÖRG SCHINDLER, GERALD TRAUFTETTER

## Bonus für die Industrie

Entlastungen der energieintensiven Industrie in Deutschland, 2012





Getöteter Peter D. (Polizeivideo)



Bewohnerin Platen

**Anwesen von B. in Sosúa**  
Sturmgewehre und 68 Arten von Aliens

Bewaffnete Polizisten sichern jetzt das Grundstück, auf dem noch Sektenmitglieder ausharren. Am Freitagnachmittag kommt eine brünette Frau mittleren Alters hinter dem schmiedeeisernen Tor hervor, auf ihrer Stirn stehen Schweißperlen. Sie stellt sich als Ellen Platen vor, Apothekerin aus Deutschland. Sie spricht davon, dass ein anderer aus der Sekte, der selbst die Macht übernehmen wollte, B. angezeigt habe und dass die Polizei deshalb gekommen sei. Außerdem hätten sie das Recht gehabt, Waffen zu besitzen. „Wir sind überfallen worden“, behauptet sie. „Wir haben nur verlangt, den Durchsuchungsbeschluss sehen zu können und einen Übersetzer“, sagt sie. Der Abtrünnige habe dann das Tor geöffnet, und als die Polizisten aufs Grundstück kamen, habe man auf sie geschossen.

Sie hätten sich nichts vorzuwerfen, sagt Ellen Platen, sie seien friedlich und wollten ihren Traum leben. Leisten könnten sie sich so ein Anwesen nur, weil jeder etwas dazu beitrage. Und die Außerirdischen? „Die gibt es, da bin ich mir sicher“, sagt sie noch, bevor sie wieder hinter dem Tor verschwindet.

Vermutlich sind auch die Eltern des getöteten Peter D. auf dem Gelände; sie sollen mit ihm zusammen in der Sekte gelebt haben.

Anführer Peter B. stammt aus Meisenheim in Rheinland-Pfalz, er habe das Städtchen vor rund 20 Jahren „Richtung Afrika verlassen und ist nie wieder aufgetaucht“, sagt Bürgermeister Alfons Schneider. B. ist ein korpulenter Mann mit fast weißem Haar, der offenbar eine große Überzeugungskraft auf seine Anhänger ausübt. In der Schweiz und in Deutschland zahlten esoterisch Interessierte schon mal 150 Euro Eintritt, um seine Vorträge hören zu können, zu denen der Guru aus der Karibik anreiste.

Auch das Bundeskriminalamt kennt seine Sekte. Nach Sosúa in der Karibik kam er vermutlich vor knapp zehn Jahren, spirituelle Gruppen siedeln sich gern dort an, wo es schön ist und die Sonne scheint. B. erklärte sich bald zum Chef des Villenhügels.

Doch bei den Menschen vor Ort konnte er offenbar wenig Sympathie erwerben. Es gab Gerüchte über Organe auf dem Anwesen, örtliche Zeitungen berichteten gar über Organhandel – was wahrscheinlich Unsinn ist, aber zeigt, wie misstrauisch die Bevölkerung auf den Sektenführer reagierte.

Auch B.s deutscher Nachbar Klaus Steinberg, der oberhalb des Sektengrundstücks wohnt, begrüßt die Polizeiaktion: „Jetzt haben wir endlich mal Ruhe.“ Deshalb sei er schließlich nach Sosúa gekommen.

ANDREAS ULRICH

VERBRECHEN

## Gewehr unterm Traumfänger

In der Dominikanischen Republik hat die Polizei das Domizil einer deutschen Psycho-Sekte gestürmt.

War in der Gruppe ein Machtkampf ausgebrochen?

Das Zuhause der Sekte ist umgeben von Palmen und Blumengärten, ein automatisches Tor aus Schmiedeeisen und ein Wachmann in einem orangefarbenen Häuschen versperren normalerweise den Zugang. Das Anwesen gehört zum Villenhügel „La Mulata“ des Badeorts Sosúa in der Dominikanischen Republik. Ein Ferienparadies für Menschen, die nicht mehr arbeiten müssen. Reiche Ausländer haben hier ihre Residenzen, es gibt eine internationale Schule, einen deutschen Metzger.

Das wohl größte Grundstück aber gehört dem 61-jährigen Deutschen Peter B.: Mehrere Häuser und ein großer Pool befinden sich auf der Liegenschaft. Eine deutsche und eine EU-Flagge flattern im warmen Wind, die Kieswege sind ordentlich geharkt.

Mit etwa 30 Erwachsenen und fünf Kindern soll B. hier gelebt haben, die meisten von ihnen Deutsche. Peter B. nannte sich „kosmischer Heiler“ und sein Unterfan-

gen die „Akademie für zukünftige Gesundheit“. Er versprach Erlösung und gab vor, alles über Aliens zu wissen, von denen 68 Arten auf der Erde lebten, was Regierungen wüssten, aber verheimlichten. Ganz irdisch war aber die Schießbahn, die B. auf dem Gelände hatte installieren lassen. Seine Nachbarn hörten regelmäßig die Schüsse.

Nach diesen Waffen wollte die dominikanische Polizei suchen, als sie vergangenen Mittwoch mit einem Beschluss nach „Mulata 3“ kam. Außerdem hätte sie Hinweise gehabt, dass ein Blutbad bevorstehe, sagt ein Sprecher der örtlichen Polizei, man habe Dutzende Tote verhindern können. Tatsächlich hatte B. seinen Jüngern wohl vorausgesagt, die Welt in ihrer bisherigen Form werde noch in diesem Jahr untergehen.

Doch statt an diesem Morgen das Tor zu öffnen, hätten die Bewohner geschossen. Eine Stunde dauerte das Feuergefecht, dann lag der Deutsche Peter D. tot in einer Blutlache. Der 31-Jährige trug eine kugelsichere Weste, neben ihm lag ein großkalibriges Gewehr. Drei Polizisten wurden verletzt, ihre Kollegen nahmen drei Sektenmitglieder fest, auch Anführer Peter B. und die Frau von D., sie trug ebenfalls eine kugelsichere Weste.

Die Sekte hatte ein ganzes Arsenal von Kriegswaffen gehortet: Die Polizei fand Sturmgewehre und Gewehre mit Laserpointer, dazu schussichere Westen, ein gepanzertes Auto und sogar einen Krankenwagen auf dem Gelände. Ein Video der Durchsuchung zeigt, wie ein Automatikgewehr unter einem Traumfänger lehnt.



# Europas Beste Airline. 2012 aufs Neue.

Über 18 Millionen Passagiere wurden 2011 bei den Skytrax World Airline Awards befragt – die größte Erhebung zur Zufriedenheit von Fluggästen weltweit.  
Wir wurden „Europas Beste Airline“.

Die Auszeichnung hat uns beflügelt...

Unsere Sitze sind noch bequemer, unsere Bordmahlzeiten sind noch köstlicher,  
unser Streckennetz ist noch größer geworden.

Deshalb sind wir auch 2012 „Europas Beste Airline“.

Wir danken unseren Fluggästen!



*Globally Yours*

**TURKISH  
AIRLINES**



SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Das ist meine Sache“

Malu Dreyer, designierte Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz, über ihre Multiple-Sklerose-Erkrankung, die neue Wahrnehmung von behinderten Menschen in Deutschland und ihr Leben in einem integrativen Wohnprojekt

*Im Januar soll die rheinland-pfälzische Sozialministerin als Nachfolgerin von Kurt Beck zur Ministerpräsidentin gewählt werden. Sie studierte Jura, arbeitete als Staatsanwältin und leidet seit etwa zwei Jahrzehnten an Multipler Sklerose (MS), einer bislang unheilbaren und meist in Schüben verlaufenden Krankheit des Nervensystems, die zu Lähmungen, Sehstörungen und Erschöpfungszuständen führen kann. Dreyer, 51, ist kinderlos, sie lebt mit ihrem Mann und dessen drei Kindern in einem Wohnprojekt für Behinderte und Nichtbehinderte in Trier.*

**SPIEGEL:** Frau Dreyer, wir sehen in Ihrem Büro gar keinen Rollstuhl.

**Dreyer:** Der steht hinter der Tür, in meinem Hinterzimmer. Er ist da abgestellt, weil ich den hier im Ministerium normalerweise nicht brauche. Wenn es vor die Tür geht, nehmen wir ihn meistens mit.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie herausgefunden, dass Sie Multiple Sklerose haben?

**Dreyer:** Die Diagnose bekam ich vor 17 Jahren, erkrankt bin ich wohl schon vor 20 Jahren. Wie die meisten MS-Kranken spürte ich irgendwann bestimmte Symptome wie Kribbeln. Dann bin ich zum Arzt gegangen.

**SPIEGEL:** Was dachten Sie, als der Arzt Ihnen sagte, was los ist?

**Dreyer:** Es war ein Schock, es fühlte sich an wie eine Zäsur. Ich dachte: Mein Leben ändert sich jetzt völlig.

**SPIEGEL:** Hat es aber nicht?

**Dreyer:** Nein. Ich habe einen Weg gewählt, mein Leben zu leben und die Krankheit nicht überzubewerten. Ich will mich durch die Krankheit nicht behindern lassen. Ich glaube daran, dass sie positiv verlaufen wird.

**SPIEGEL:** Wie verlief sie denn bislang?

**Dreyer:** Die Multiple Sklerose hat tausend Gesichter, sie entwickelt sich bei jedem Betroffenen unterschiedlich. Die Mehrheit der Patienten hat diese klassische schubförmige MS. Ich dagegen habe eine primär chronisch-progrediente Verlaufsform, auf Deutsch: eine schleichende Form der MS. In den letzten Jahren ist zum Glück nichts mehr geschlichen. Mein Zustand hat sich stabilisiert.



**SPD-Politikerin Dreyer:** „Ich habe nicht das Gefühl, dass man mitleidig mit mir umgeht“



**SPIEGEL:** Haben Sie keine Angst, dass er sich verschlechtern könnte?

**Dreyer:** Warum sollte ich mein Leben damit verbringen, täglich darüber nachzudenken, was meine Krankheit übermorgen macht?

**SPIEGEL:** Ein eher ängstlicher Mensch würde sich solche Gedanken machen.

**Dreyer:** Ich bin aber kein ängstlicher Mensch. Meine Einstellung zum Leben ist positiv, bejahend. Ich habe sehr viel Energie, ich habe eine große innere Kraft.

**SPIEGEL:** Wo kommt die her?

**Dreyer:** Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass man mit eigener Kraft alles in der Welt bewegen kann. Es bedarf auch des Glücks. Natürlich gehöre ich zu den Beschenkt und Privilegierten. Ich hatte das Glück, tolle Eltern zu haben. Heute habe ich eine tolle Familie, Freunde, nette Nachbarn. Das alles gibt Kraft.

**SPIEGEL:** Welche Einschränkungen haben Sie konkret?

**Dreyer:** Eine Mobilitätseinschränkung. Ich kann nicht gut laufen, kann bestimmte Strecken nur mit Unterstützung anderer bewältigen, indem ich mich bei ihnen aufstütze oder einhake. Manchmal gehe ich mit einem Stock. Wenn es längere Strecken sind, nehme ich den Rollstuhl.

**SPIEGEL:** Können Sie Auto fahren?

**Dreyer:** Ich fahre nicht mehr selbst. Zum Glück habe ich als Ministerin und demnächst als Ministerpräsidentin einen Fahrer. Wenn ich morgen in Rente ginge, was ich nicht tue, würde ich mein Privatauto vielleicht umbauen lassen, man kann das ja auch per Hand steuern. Die Barriere Gas- und Bremspedal ließe sich jedenfalls überwinden.

**SPIEGEL:** Von welchem Krankheitsverlauf gehen Sie realistisch aus?

**Dreyer:** Aufgrund der Erfahrungen der letzten Jahre von einem positiven.

**SPIEGEL:** Geben die Ärzte Ihnen nicht den Rat, sich mehr zu schonen?

**Dreyer:** Wenn Sie vor ein paar Jahren einen Arzt gefragt hätten, wie sich eine MS-Patientin verhalten soll, hätte er garantiert gesagt: Werden Sie nicht Sozialdezernentin! Werden Sie bitte nicht Bürgermeisterin! Werden Sie bloß nicht Ministerin oder gar Ministerpräsidentin! Die Leute, die mit mir zu tun haben, wissen jedoch, dass ich unter starken Stresssituationen sehr, sehr gut leben kann. Heute geben Ärzte andere Ratschläge. Es hat sich viel geändert in letzter Zeit.

**SPIEGEL:** Sie sind im Sommer drei Wochen durch die USA gereist. Wie reist es sich mit Ihrer Krankheit?

**Dreyer:** Durch die USA sehr gut. Dort gibt es schon seit vielen Jahrzehnten ein Antidiskriminierungsgesetz – für Rollstuhlfahrer ist das klasse. Überall finden Sie abgeflachte Bürgersteige, man kann wunderbar Metro fahren, in Banken oder Hotels gibt es abgesenkte Schalter extra für Rollis. Wir waren auch am Grand Canyon, direkt oben an der Kante, dort kann

man 13 Meilen lang direkt am Canyon entlangrollen, auf einem barrierefreien Weg. Phantastisch! Außerdem sind die Menschen drüben extrem freundlich, nicht aufgesetzt, sondern zuvorkommend. Sie gehen viel normaler mit Behinderung um als viele Deutsche. Der Rollstuhl steht in Amerika mitten in der Gesellschaft.

**SPIEGEL:** Wurden die Behinderten bei uns denn versteckt?

**Dreyer:** Nicht versteckt. Aber nach der schrecklichen Nazi-Zeit, als sehr viele Behinderte ermordet wurden, hat die Gesellschaft eine große Verantwortung entwi-

dem Geld können sich Menschen, die früher in einer Behindertenwerkstatt waren, die Unterstützung und Assistenz leisten, um an einem normalen Arbeitsplatz zu arbeiten. Wir haben auch Integrationsunternehmen, denen geben wir Geld als Ausgleich dafür, dass sie Menschen mit Behinderung anstellen. Das kostet Land und Kommunen irre viel. Hier müsste sich auch die Bundesregierung engagieren.

**SPIEGEL:** Unternehmen sind verpflichtet, Behinderte einzustellen; sie können sich aus dieser Pflicht aber herauskaufen.



**Amts-inhaber Beck, Rosenkönigin\*:** „Frauen haben einen kommunikativeren Führungsstil“

ckelt, die sich vor allem in Förderung und Fürsorge äußerte. Man baute Behinderteneinrichtungen, Werkstätten, Wohnheime, Tagesförderstätten. Dort lebten die behinderten Menschen und nicht mitten in der Gesellschaft. Erst später kam dann der Anspruch gleichberechtigter Teilhabe auf.

**SPIEGEL:** Es war also gut gemeint, aber schlecht gemacht?

**Dreyer:** Für die damalige Zeit war es ein großer Fortschritt. Die behinderten Menschen hatten Arbeit, Ausbildung und Betreuung. Heute muss der Anspruch aber ein anderer sein. Behinderte Menschen gehören in die Mitte der Gesellschaft – und nicht an deren Rand. Also weg von der Fürsorge, hin zur Selbstbestimmung, zur Teilhabe. Ein sehr treffendes Motto lautet: „Behindert ist man nicht, behindert wird man.“

**SPIEGEL:** Für Sie ist es leicht, von Eigenverantwortlichkeit zu reden. Viele Gehbehinderte träumen von den Möglichkeiten, die Sie als Ministerin haben.

**Dreyer:** Aus diesem Grund zahlen wir in Rheinland-Pfalz für behinderte Menschen schon lange ein persönliches Budget. Mit

**Dreyer:** Ja, das ist die berühmte Ausgleichs-abgabe. Mit der bezahlen wir unter anderem die Arbeitsplätze in den Integrationsbetrieben. Der zunehmende Fachkräftemangel wird hoffentlich dazu führen, dass die Fähigkeiten und Ressourcen von Menschen mit Behinderung stärker geschätzt werden. Sie können davon ausgehen, dass ein Mensch mit Behinderung, der einen Arbeitsplatz und einen Arbeitsvertrag hat, ein super engagierter Mitarbeiter ist.

**SPIEGEL:** Der CDU-Politiker Wolfgang Bosbach hatte Angst, seine Herzschwäche öffentlich zu machen, weil sich die Wähler fragen könnten: Ist der im Vollbesitz seiner Kräfte? Kann er das Pensum tatsächlich bewältigen? Kennen Sie diese Sorge?

**Dreyer:** Jetzt nicht mehr. Vielleicht hatte ich sie früher mal, bevor ich mich vor sechs Jahren entschied, meine Krankheit auf einer Pressekonferenz öffentlich zu machen. Die Entscheidung fiel mir nicht leicht, sie ist lange in mir gereift.

**SPIEGEL:** Was hat es für Sie so schwierig gemacht?

**Dreyer:** Dass die Menschen nicht viel wussten über meine Erkrankung. Für viele ist MS einfach nur eine schreckliche Krank-

\* In Ingelheim im Juni.

heit – was sie auch sein kann. Ich fürchtete, plötzlich undifferenziert betrachtet und nur noch über die Krankheit definiert zu werden. Niemand will über seine Krankheit definiert werden.

**SPIEGEL:** Hatten Sie vor Ihrer Pressekonferenz manchmal den Gedanken: „Ich verheimliche hier etwas“?

**Dreyer:** Nein, weil ich denke, meine Erkrankung ist Privatsache. Ich bin immer noch fest davon überzeugt, dass niemand, nicht mal eine öffentliche Person, verpflichtet ist zu erklären, warum er komisch geht oder im Rollstuhl sitzt.

**SPIEGEL:** Sie haben früher in der Öffentlichkeit trotz Beschwerden auf Ihren Rollstuhl verzichtet, um keine Zweifel an Ihrer Leistungsfähigkeit aufkommen zu lassen. Warum?

**Dreyer:** Nach der Veröffentlichung war es für mich sehr, sehr wichtig, dass ich nicht nur unter dieser Erkrankung betrachtet werde. Deshalb war ich eine Zeitlang etwas zurückhaltender mit dem Rollstuhl. Heute kann ich viel selbstbewusster damit umgehen.

**SPIEGEL:** Wolfgang Schäuble hat Mitte der Neunziger die Frage aufgeworfen: „Ein Krüppel als Kanzler? – Ja, die Frage muss man stellen.“ Fanden Sie das in Ordnung?

**Dreyer:** Ich habe Probleme mit dem Begriff „Krüppel“, der stammt nämlich aus dem letzten Jahrhundert. Ansonsten bin ich eher der offensive Typ. Wir wünschen uns eine inklusive Gesellschaft, und das bedeutet, dass man chronische Erkrankungen oder Behinderungen nicht tabuisieren sollte. Wolfgang Schäuble ist für viele ein Vorbild. Ich selbst wünsche mir, für manchen Betroffenen ebenfalls Vorbild sein zu können.

**SPIEGEL:** Hatten Sie Vorbilder, Prominente, die mit Ihrer Erkrankung erkennbar gut leben konnten?

**Dreyer:** Leider nicht. Vor 10, 15 Jahren war die MS noch sehr stark mit Tabus belegt. Da traute sich noch niemand, sich zu outen. Dabei ist eines ganz wichtig. Wenn man diese Diagnose bekommt, fällt es viel leichter, wenn man weiß: Da gibt es Leute, die mit dieser Krankheit gut umgehen und leben können.

**SPIEGEL:** Kränkt es Sie, wenn man sagt, dass Sie in Ihrer politischen Karriere von einer doppelten Quote profitieren – als Frau und als Rollstuhlfahrerin?

**Dreyer:** Nein. Ich habe schon immer für die Frauenquote gekämpft. Und eine Behindertenquote gibt es ja gar nicht.

**SPIEGEL:** Gibt es vielleicht so etwas wie eine positive Diskriminierung, so dass der politische Gegner sich denkt: Die Frau Dreyer kann ich nicht richtig attackieren, die hat ja diese schlimme Krankheit?

**Dreyer:** Ich habe nicht das Gefühl, dass man mitleidig mit mir umgeht. So habe ich die



**Rollstuhlfahrerin Dreyer\***  
„Behinderte gehören in die Mitte“

letzten Jahre nicht erlebt, und ich gehe auch nicht davon aus, dass es in Zukunft der Fall sein wird. Ich bin ja ansonsten kerngesund, bin nie erkältet oder vergrippt. Wenn Leute fragen, wie es mir geht, sage ich: „Prima, ich war das ganze Jahr noch nicht krank.“ Dann schauen die mit großen Augen.

**SPIEGEL:** Wenn Sie Ihr Amt im Januar antreten, sind Sie eine von vier Ministerpräsidentinnen. Gäbe es ohne die Quote weniger Landesmütter?

**Dreyer:** Natürlich hat es viel mit der Quote zu tun, dass Frauen endlich die Chance bekommen zu zeigen, was sie können. Am Ende zählt aber die Qualität. Ich wünsche mir, dass es bald egal ist, welches Geschlecht ein Politiker hat.

**SPIEGEL:** Dann wird es in Zukunft auch nicht mehr vorkommen, dass drei ältere Herren Ihrer Partei unter sich auskungeln, wer der nächste Kanzlerkandidat wird?

**Dreyer:** Dass die Entscheidung bei der SPD zwischen drei Männern fiel, hat einfach damit zu tun, dass mit Hannelore Kraft eine nicht weniger gut qualifizierte Frau von sich aus abgesagt hat.



**Dreyer, SPIEGEL-Redakteure\***  
„Ich bin ja ansonsten kerngesund“

**SPIEGEL:** Regieren Frauen anders?

**Dreyer:** Ich erlebe oft, dass Frauen einen kommunikativeren Führungsstil haben. Aber das ist auch eine Generationsfrage. Die Männer meiner Generation agieren auch schon offener und transparenter als die der Generationen davor.

**SPIEGEL:** Sie leben in einem Viertel, das extra für das Zusammenleben von Behinderten und Nichtbehinderten geplant wurde. Warum sind Sie dorthin gezogen?

**Dreyer:** Mein Mann war Witwer und wohnte mit seinen Kindern im Schammatdorf in Trier. Ich bin einfach zu ihnen gezogen. Es ist ein integratives Wohnprojekt, wie ich es mir nicht nur als Politikerin wünsche, sondern auch als Bewohnerin.

**SPIEGEL:** Was ist das Besondere?

**Dreyer:** Es ist wie ein kleines Dorf mitten in der Stadt. Es gibt Höfe, in denen jeweils zwölf Familien oder Singles wohnen, Behinderte und Nichtbehinderte, Reiche und Arme. Wer dort einzieht, muss Interesse an der Nachbarschaft mitbringen und bereit sein, sich gegenseitig zu helfen.

**SPIEGEL:** Und abends müssen dann alle zusammen kochen?

**Dreyer:** Jeder kann selbst entscheiden, wie weit er sich einbringt. In der Mitte des Dorfs gibt es ein Zentrum mit einer Kneipe, wo wir uns treffen können, aber nicht müssen. Es gibt Sportangebote, manchmal organisieren wir ein Frühstück für unsere älteren Nachbarn.

**SPIEGEL:** Welche Vorteile hat es für Sie, dort zu wohnen?

**Dreyer:** Dass ich dort genauso normal bin wie die Oma von nebenan. Dass mein Rollstuhl gar keine Rolle spielt. Neben uns wohnte lange eine alte Frau, die inzwischen leider verstorben ist. Jeden Morgen hat mein Mann ihr unsere Zeitung, nachdem wir sie gelesen hatten, an die Tür gesteckt. Am Nachmittag hat meine andere Nachbarin nachgeschaut, ob die Zeitung noch immer steckt und ob alles in Ordnung ist. Irgendjemand ist immer im Hof, jeder passt ein bisschen auf den anderen auf, das ist das Prinzip.

**SPIEGEL:** Gelten Sie in Ihrem Dorf als Behinderte oder Nichtbehinderte?

**Dreyer:** Ich bin dort die Malu. Behindert oder nicht ist bei uns keine Kategorie.

**SPIEGEL:** Wann haben Sie eigentlich beschlossen, nicht mehr Marie-Luise heißen zu wollen, wie es in Ihrem Pass steht?

**Dreyer:** Das muss so mit 13 gewesen sein. Damals klang Marie-Luise total bieder und altmodisch, das passte überhaupt nicht zu mir. Ich bin dann zu meinen Eltern gegangen und habe gesagt: „Ab heute heiße ich Malu.“ Irgendwann hat mich jeder so genannt. Das ist übrigens das einzig Ärgerliche an der ganzen Ministerpräsidentensache: dass alle Welt jetzt wieder die Marie-Luise rauskramt.

**SPIEGEL:** Frau Dreyer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

\* Oben: beim Besuch einer Senioren-WG im Westerwald im September; unten: Markus Feldenkirchen, Matthias Bartsch in Mainz.



# Besser hier

Roma aus Serbien hoffen in einer Kölner Turnhalle auf Arbeit in Deutschland – die Innenminister setzen darauf, sie schnell loszuwerden.

In den Lichtkegeln der Laternen vor der Turnhalle dampft ihr Atem, so kühl ist es geworden in Köln-Deutz. Olivera Stanojević zieht ihre Kapuzenjacke enger um die Schultern und wackelt mit den Zehen. Sie hat nur diese Sandalen, die Sportsocken, die sie an den Füßen trägt, wärmen kaum. „Es ist so kalt hier“, sagt die 31-Jährige, „überall.“ Ihr Mann Trajman Rami, mit einem dünnen roten Anorak bekleidet, hält dagegen. „Es ist besser hier als in Serbien. Hier hat man Chancen.“

Chancen, das ist keine Kategorie für Roma in Sumatovačka, einem Vorort von Belgrad. Dort wohnte das Paar mit seinen drei Söhnen in einer Hütte mit Wellblechdach – bis seine Behausung in eine Baugrube auf dem Nachbargrundstück rutschte. Trajman Rami, 32, trägt den Artikel einer serbischen Zeitung über den Vorfall bis heute wie ein Beweismittel bei sich. Verwandte nahmen die Familie mit ihren drei Jungen auf. Sie schlugen Brennholz, sammelten Sperrmüll, verkauften ihn, um über die Runden zu kommen.

Richtige Jobs gab es für sie nicht. Wenn Rami zum Arbeitsamt ging, habe er nur seinen Namen nennen müssen, um zu erfahren, dass es keine freien Stellen gebe. Er sagt, er kannte das vom Sozialamt, wo er keine Sozialhilfe bekommen habe.

Rami ertrug das bis zu jenem Tag, an dem ihm seine älteren Söhne berichteten, dass sie wieder einmal als „dreckige Zigeuner“ beschimpft worden seien. Da rief er einen Mann an, der den Weg nach Deutschland kannte. Rami ließ sich die 400 Euro für den Schlepper. Nun würde alles besser werden, hoffte er.

Nach 24 Stunden Fahrt in einem Kleinbus landeten sie in Dortmund, man brachte sie in einer Schule unter. Am Tag darauf ging es weiter in die Turnhalle in Köln-Deutz. Die regulären Unterkünfte für Asylbewerber in Köln sind alle voll. Deshalb zwang das nordrhein-westfälische Innenministerium die Stadt, zusätzlich 200

Plätze zu schaffen. Jetzt sind Menschen aus sehr unterschiedlichen Armuts- und Krisenregionen in der Sporthalle gelandet. Sie haben ihre Schlafpritschen in Grüppchen zusammengeschoben, unter den Basketballkörben, am Mittelkreis, vor der Zuschauertribüne: hier die Afrikaner, dort die Araber, von denen viele aus Syrien kommen. Die größte Gruppe sind Roma, vor allem aus Serbien und Mazedonien.

Fast die Hälfte aller Asylbewerber in Deutschland kommt inzwischen aus diesen beiden Ländern. Im Januar 2010 stammten nur 68 Asylbewerber aus Serbien, dem EU-Beitritts-Kandidaten, in diesem Januar waren es schon knapp 700, im September 1400. Von einem „Ansturm“, wie manche Zeitungen schrieben, kann jedoch keine Rede sein: Während

würden. Erst vorigen Mittwoch berichtete die Menschenrechtsorganisation, dass serbische Behörden eine Siedlung von tausend Roma in Belgrad zwangsgeräumt. Sie wurden in Containerdörfer außerhalb der Stadt verlegt.

Die Rechtslage kümmert die Roma nicht. Sie versuchen es trotzdem, seit knapp drei Jahren brauchen Serben und Mazedonier für Schengen-Länder kein Visum mehr. Die Bundesregierung möchte das wieder rückgängig machen. Sie hat sich an die EU-Kommission gewandt, um die Visumpflicht zeitweilig wieder einzuführen.

Seit drei Monaten steht Asylbewerbern in Deutschland mehr zu: Das Bundesverfassungsgericht entschied, dass sie ähnlich viel bekommen sollen wie Hartz-IV-Empfänger. Danach würden Ramis Familie Leis-

tungen im Wert von um die 1300 Euro monatlich zustehen, plus Unterkunft. Rami sagt, davon wisse er nichts, er wolle arbeiten.

Sein Landsmann Igor Petrović, 26, berichtet in der Turnhalle, dass die Polizei seinen Marktstand in der Stadt Niš konfiszierte, dass die Uniformierten ihn schlugen und schikanierten. Es sei ihm zu viel geworden, als serbische Kinder seiner fünfjährigen Tochter die vordere Zahnreihe ausgeschlagen hätten. Er bezahlte 800 Euro für die Fahrt nach Deutschland. „Wir brauchen nicht viel. Ein Zimmer, Küche, Bad, ich kann putzen gehen. Nur in Serbien bleiben können wir nicht.“

Weder Petrović noch Rami haben in den ersten Tagen einen Euro bekommen. Sie sind auf der Suche nach einem besseren Leben; ob sie nach internationalem Recht als politisch verfolgt gelten, das wissen sie wohl selbst nicht. Sie wiederholen nur ihre Geschichte, mit der sie den Deutschen beweisen wollen, dass sie unmöglich in ihrer Heimat bleiben konnten. Petrović hat ein Vi-

deo auf seinem Handy, das angeblich zeigt, wie ein Roma auf einer Polizeiwache verprügelt wird. Rami hütet den Zeitungsartikel über seine Familie mit der Überschrift: „Wo sollen wir jetzt wohnen?“

Nach drei Nächten in der Kölner Turnhalle werden am Mittwochmorgen über Lautsprecher Namen durchgesagt. Die Halle wird bald wieder für den Schulsport gebraucht. Die Ramis, die Petrovićs und die anderen schleppen Taschen, Koffer und Müllsäcke zu einem Bus. Wohin es geht, wissen sie nicht. Der Busfahrer sagt, es gehe nach Düsseldorf. Stunden später kommen sie in Bremen an. Nun hofft Trajman Rami dort auf seine deutsche Chance.



Asylbewerber in Köln-Deutz: 400 Euro für den Schlepper

der Jugoslawien-Kriege Anfang der neunziger Jahre stellten bis zu 430 000 Menschen im Jahr einen Asylantrag in Deutschland, bis 2008 sank diese Zahl auf weniger als 30 000. Seitdem steigen die Zahlen wieder, 2012 baten bislang knapp 50 000 Menschen um Asyl.

Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) und sein NRW-Kollege Ralf Jäger (SPD) planen nun, die Anträge der Menschen aus Serbien und Mazedonien zügig zu prüfen: damit man sie schneller abschieben kann. Die Aussicht, als politisch Verfolgte anerkannt zu werden, liegt für diese Flüchtlinge nahe null – auch wenn Amnesty International wiederholt anprangerte, dass Roma in Serbien und Mazedonien systematisch diskriminiert





Künstler Sippel, Willmann in ihrem Laden im Stadtteil Plagwitz

KREATIVE

# Hauptstadt der Träumer

Aus dem ganzen Land ziehen junge Menschen nach Leipzig.  
Künstler und Start-up-Unternehmer beschenken der Stadt  
eine neue Gründerzeit. Ist die Ostmetropole das „bessere Berlin“?

**B**evor die Sonne versinkt, dringt sie noch einmal als rote Scheibe durch die Wolken. Aus Gründerzeitvillen und Plattenbauten eilen die Menschen in den Park. Abenteuer und Hedonisten, Maler, Studenten, Punks, Internetunternehmer. Sie kommen allein und in Gruppen, auf Fahrrädern und Skateboards, mit Gitarren und Bierkästen unterm Arm.

Seit Monaten feiern die Leipziger an den Abenden auf der Sachsenbrücke im Clara-Zetkin-Park. Die Partys begannen, als der Schnee gerade geschmolzen war, sie dauerten den Sommer über an, und sie enden auch jetzt nicht, da die Tage kürzer werden und die Nächte kalt. Ein Gaukler schluckt Feuer, ein Straßenmusiker singt ein Lied von Leonard Cohen, Pärchen knutschen am Ufer des Kanals.

Die Menschen auf der Brücke reden, lachen, tanzen.

Lange Zeit verkümmerte Leipzig vor sich hin, eine Stadt in der Mitte Ostdeutschlands, aber am Rande der Wahrnehmung. Leipzig nannte sich selbst die „Stadt der friedlichen Revolution“, denn die Proteste gegen das SED-Regime, die „Montagsdemonstrationen“, nahmen hier ihren Anfang. Das war 1989. Der Wandel kam aber erst später nach Leipzig. Er hatte Vorboten mit dem Erfolg Neo Rauchs und den anderen Malern der Neuen Leipziger Schule. Alle zwei, drei Jahre funkte Leipzig ein Lebenszeichen in die Welt: Der Flughafen wurde ausgebaut, Leipzig bewarb sich für Olympia.

Inzwischen hat ein Hauch von Euphorie die Stadt ergriffen. Das Rathaus meldet einen positiven Wanderungssaldo von

9000 Bürgern für das vergangene Jahr. 533 000 Menschen leben in Leipzig – zum ersten Mal wieder so viele wie vor der Wende. Es sind vor allem junge Kreative, die es nach Leipzig zieht.

Einige hundert Meter vom Clara-Zetkin-Park entfernt, im Stadtteil Plagwitz, läuft der Künstler Julian Sippel, 31, über die Karl-Heine-Straße, eine breite Verkehrsader mit Jugendstilhäusern und Industriebrachen an den Rändern. Er zeigt auf die Galerien, die hier in den vergangenen Jahren entstanden sind, auf die Bars, das Theater. „Der Aufbruch hat begonnen in Plagwitz“, sagt er.

Sippel trägt Dreitagebart und die Haare sorgfältig zerzaust. Er studierte in Frankfurt am Main Kunst und in Hamburg Stadtplanung. Vor einem Jahr kam er gemeinsam mit Künstlern aus Hamburg nach Leipzig, um einige seiner Installationen auszustellen. Sippel erinnert sich, wie er schon damals rastlos durch Plagwitz lief. In den Altbauten hatten Künstler Ateliers bezogen. Freunde nahmen ihn mit auf Partys in Lagerhallen. Die Stadt war unaufgeräumt, wild. In Hamburg kämpften Künstler um jeden Quadratmeter. In Leipzig konnten Sippel und seine Kollegen über scheinbar grenzenlosen Raum verfügen. Der Wunsch, nach Leipzig zu ziehen, sagt Sippel, habe





Posaunist auf der Sachsenbrücke



Restaurierungsarbeiten im Kino UT Connewitz

sich damals wie ein Virus in seinem Kopf festgesetzt.

Sippel bleibt vor einer Fabrik stehen. Die Wände sind mit Graffiti besprüht, die Fensterscheiben zersprungen, Stahlträger zerschneiden das Gebäude. Im Westwerk, erzählt Sippel, wurden vor der Wende Armaturen gefertigt, heute nutzen Künstler und Musiker die Räume. In Werkstätten beugen Maler sich über Skizzen, aus einer Halle dringt Musik, eine Frau mit Dreadlocks schleppt Klamotten in einen Vintage-Store. „In jeder anderen Stadt hätten Investoren das Gebäude längst aufgekauft“, sagt Sippel.

Drei Monate nach seiner ersten Ausstellung in Leipzig kündigte er seine Hamburger Wohnung und zog mit Andi Willmann, die ebenfalls Künstlerin ist, in den Osten. Inzwischen haben sie nahe dem Westwerk einen Laden gemietet, den sie als Wohnzimmer und Atelier nutzen.

In einer anderen Halle organisierte Sippel mit Freunden eine Ausstellung junger Leipziger Maler. Abstrakte Kunst. Für die Vernissage zimmerte er einen Tresen aus Holzplatten, ein Kumpel legte Musik auf. In Leipzig rechnet niemand mit großem kommerziellem Erfolg, sagt er. Die Künstler unterstützen sich gegenseitig.

Die Schriftstellerin Juli Zeh, die am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig studiert hat, beschreibt das Lebensgefühl der Stadt in einem Essay: „Was macht eine mittelgroße mitteldeutsche Stadt, die kein Gebirge vor der Tür, keinen majestätisch sich dahinwälzenden Strom im Herzen, keinen Wald außen herum, keine Küste in der Nähe, keinen Regierungssitz, keine Drogenszene, keine Heilquellen und auch sonst eigentlich nichts zu melden hat? Natürlich: Sie beginnt zu träumen.“

In der DDR war Leipzig ein Industriezentrum. In den Kombinat wurden Chemie-Anlagen gebaut und Textilien produziert. Nach der Wende schlossen die Fabriken. Die Menschen wanderten auf der Suche nach Jobs in den Westen. Bis heute sind in Leipzig Leerstand und Arbeitslosigkeit hoch. Fast jeder fünfte Bewohner lebt von Hartz IV. Einem Vergleich mit Dresden, der sächsischen Landeshauptstadt, hält Leipzig in vielerlei Hinsicht nicht stand. In Dresden sind die Einkommen höher, ist die Kriminalität niedriger. Dresden ist schul-

denfrei, Leipzig hat ein Defizit von über 700 Millionen Euro angehäuft.

Trotzdem gehen viele junge Menschen lieber nach Leipzig. Die Stadt hat einen Vorteil, der sich in keiner Statistik niederschlägt: Sie gibt ihren Bewohnern Freiraum. In Dresden residieren Staatsoper und Sächsische Kunstsammlung, doch die Subkultur entfaltet sich in Leipzig. Während Dresden zu einem Museum für Beamte und das Bildungsbürgertum zu erstarren droht, hat sich in Leipzig eine deutschlandweit einzigartige alternative Szene entwickelt. Wer hierherkommt, sucht nach neuen Wegen des Arbeitens und Zusammenlebens.

Ähnlich wie im Berlin der frühen neunziger Jahre ziehen in Leipzig Künstler, Studenten und Unternehmensgründer in die leeren Altbauten. Die Kaltmiete liegt bei rund fünf Euro pro Quadratmeter. In Berlin ist der Preis mittlerweile beinahe doppelt, in München zweieinhalbmal so hoch. Leipzig ist zum Fluchtpunkt für junge Deutsche geworden, die Hamburg für teuer, München für teuer und spießig und Berlin für überdreht halten. Die Bewerberzahl an der Leipziger Universität hat sich in den vergangenen zwei Jahren beinahe verdoppelt. Als das „bessere Berlin“ hat die „New York Times“ die Stadt beschrieben.

Im UT Connewitz, Leipzigs ältestem Lichtspieltheater im Süden der Stadt, treten Bands aus aller Welt auf. Mädchen in Röhrenjeans und Jungs in Retro-Jacken tanzen spätnachts in einem Saal, der mit den breiten Trägern und der hohen Decke aussieht wie eine Kirche. „Leipzig ist für junge Musiker ein perfekter Ort“, sagt Claudia Göhler, Sängerin der Band Talking To Turtles. In den Bars und Clubs der Stadt spielen jeden Abend eine neue Band. Die Szene ist so vielfältig wie in Hamburg, aber offener.

Leipzig erlebt eine Gründerzeit. Die Aufbruchstimmung zieht nicht nur Künstler und Studenten an, sondern auch Start-up-Unternehmer, die nach gutausgebildeten Mitarbeitern suchen. Die Handelshochschule Leipzig, eine private Business School, ist bekannt dafür, dass sie oftmals Firmengründer hervorbringt.

Die Versuche der Leipziger Politik, ihre Stadt nach vorn zu bringen, sind dagegen häufig misslungen: Die Computerspielemesse ist gescheitert, die Rathauspitze verscherbelte widerrechtlich Immobilien, Manager der kommunalen Wasserwerke wurden wegen Bestechlichkeit verurteilt. Im Januar wählt Leipzig einen Oberbürgermeister. Amtsinhaber Burkhard Jung von der SPD hat nur deshalb eine Chance, seinen Job zu behalten, weil es an geeigneten Gegenkandidaten fehlt. Die Leipziger haben sich daran gewöhnt, von der Politik nichts zu erwarten. Die jungen Kreativen organisieren sich selbst.

Das UT Connewitz wird im Dezember 100 Jahre alt, seine Anhänger feiern den Geburtstag mit Konzerten, Lesungen, einem Filmfestival. Das Kino hat Kriege, Diktaturen, Revolutionen überstanden. Nach der Wende fand sich kein Betreiber, bis schließlich eine Gruppe Leipziger Bürger 2001 einen Verein gründete, um das Haus zu erhalten.

Annett Fenske ist schon als Kind mit ihren Eltern in das Kino gegangen. Die Altenpflegerin begleitet den Wandel Leipzigs mit zwiespältigen Gefühlen. Sie freut sich, dass die Stadt bei jungen Kreativen beliebt ist. Aber sie hat Angst, Investoren könnten schon bald alteingesessene Bürger verdrängen.

Fenske gestaltet das Programm, lädt Bands ein, wählt die Filme aus. In der Sommerpause renovieren sie und ihre Kollegen das Gebäude. In den vergangenen zehn Jahren haben sie den Boden neu verlegt, das Dach saniert und den Keller entrümpelt. Irgendwann, träumt Fenske, könnte das Kino wieder einmal so aussehen wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Unterstützung vom Rathaus bekommt der Verein nicht. In Leipzig, sagt Fenske, gehe alle Phantasie von den Bürgern aus.

MAXIMILIAN POPP

# Der digitale SPIEGEL

Jetzt für  
iPad/iPhone,  
Android und  
Mac/PC



Jetzt exklusiv in der neuen Ausgabe:

- **Krieg der Lügen** – **Multimedia-Spezial** über die Wirren des US-Wahlkampfes
- **90 Minuten Hoffnung** – **Video-Reportage** über Fußball in Afghanistan
- **Im Reich der Gründer** – **Multimedia-Spezial** über Chinas Silicon Valley

## Die neue Art zu lesen

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie es möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen.

Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind. Das komplette Heft immer schon ab Sonntag, 8 Uhr.



Einfach QR-Code  
scannen, z. B. mit  
der App „Sminna“

[www.spiegel.de/digital](http://www.spiegel.de/digital)

LUFTVERKEHR

## Im Minutentakt

Hessens Regierung tut sich schwer, den Fluglärm in Frankfurt zu mindern. Die Maßnahmen wirken kaum. Jetzt klagen Anwohner vor dem Bundesverfassungsgericht.

Anfang Oktober stand Adolf Herrlein in der Abflughalle 1 des Flughafens Frankfurt am Main und berichtete vom Ende seines Lebenstraums. Herrlein, 71, volles graues Haar, erzählte, wie sehr seine Familie schon seit vielen Generationen im Frankfurter Stadtteil Sachsenhausen verwurzelt sei.

Vor Jahren hatten Adolf und Angela Herrlein ihr Haus aufgestockt, um Platz zu schaffen für die Kinder und Enkelkinder. Drei Generationen halfen sich unter einem Dach – das war der Plan. Er scheiterte, als nach der Eröffnung einer neuen Landebahn vor einem Jahr die ersten Flugzeuge im Minutentakt direkt über das Haus donnerten. Ein paar Wochen hielt Herrleins Tochter noch durch, dann zog sie, trotz Dreifachverglasung, mit ihren beiden Kindern aus.

Adolf Herrlein erzählte seine Geschichte im Flughafen vor mehr als tausend Zuhörern. Viele von ihnen setzten ihre Hoffnungen auf den Rentner; denn die Herrleins gehörten schon zu den Klägern, die im April vor dem Bundesverwaltungsgericht verhindert haben, dass die hessische Landesregierung das Nachtflugverbot von 23 bis 5 Uhr wieder abschaffen durfte.

Und jetzt ziehen die Herrleins nach ganz oben: zum Bundesverfassungsgericht. Wie viele tausend Lärmgeplagte in Frankfurt und Umgebung halten sie die neue Landebahn für eine gigantische Fehlplanung. Sie liege viel zu nah an der Stadt und anderen Wohngebieten, so dass die Flugzeuge zum Teil in weniger als 300 Meter Höhe über Häuser, Kindergärten, Schulen und Altenheime brausen. Aus rund 127 000 Anwohnern werden die Herrleins von einer Bürgerinitiative als Musterkläger finanziert. Rund eine halbe Million Euro sollen Anwälte und Gutachten bereits gekostet haben.

Dass die Frankfurter Dauerbeschallung vielerorts kaum noch erträglich ist, haben verantwortliche Politiker längst zugegeben: „Es muss leiser werden, und es wird leiser werden“, versprach Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) im Frühjahr und kündigte ein Maßnahmenpaket an.

Doch wie schwierig es ist, Fluglärm zu mindern, zeigt die Nachrüstung der Triebwerke alter Lufthansa-Maschinen vom Typ Boeing 737 mit Schalldämpfern: Substantiell leiser wurde es am Boden nicht.

Auch ein angeblich neues, steileres Startverfahren erwies sich als Flop. Es stellte sich heraus, dass vorher schon fast alle Maschinen auf diese Art gestartet waren.

Manche der angekündigten Maßnahmen wurden vorläufig abgeblasen. Etwa die Schließung einer Abflugroute, die kurz nach dem Start nach einer engen Kurve direkt über den Frankfurter Stadtteil Niederrad führt. Man hätte die Maschinen auch geradeaus über Waldgebiete fliegen und mehr Höhe gewinnen lassen können, bevor sie auf Wohnbebauung treffen. Aber dann wären andere Viertel Opfer des Lärmteppichs geworden – Straßenzüge mit vielen stattlichen Eigenheimen und Villen. Und dort, das geben Landespolitiker in vertraulichen Gesprächen zu, wird das Protestbürgerpotential als noch bedrohlicher eingeschätzt als in den Arbeiterwohnblöcken von Niederrad.

Die Herrleins zielen in Karlsruhe aufs Grundsätzliche. In ihrer Verfassungsbeschwerde kritisieren sie zu hohe Fluglärm-Grenzwerte in den Gesetzen. Sie berufen sich unter anderem auf die Weltgesundheitsorganisation WHO und das deutsche Umweltbundesamt, das geringere Belastungen durch Fluglärm fordert.

Zudem verweisen sie auf medizinische Untersuchungen, etwa eine Studie, nach der allein im Raum Frankfurt der Fluglärm in acht Jahren zu mehr als 8000 zusätzlichen Schlaganfällen und 20 000 Herzerkrankungen führen werde.

Der Mainzer Strafrechtsprofessor Volker Erb hält die Gesundheitsgefahr für so gravierend, dass der Vorstand des Flughafenbetreibers Fraport sich der Körperverletzung schuldig machen könne, wenn er nicht für eine Lärmreduzierung Sorge. Parallel zur Klage in Karlsruhe bereiten die Bürgerinitiativen deshalb eine Strafanzeige vor: gegen Fraport-Chef Stefan Schulte.

MATTHIAS BARTSCH



**Klägerpaar Herrlein**  
Lärm als Körperverletzung



# KRAFT- VOLL- HYBRID

JETZT TESTEN: DIE NEUEN VOLLHYBRID-  
MODELLE GS 450h UND RX 450h

Ob luxuriöse Limousine oder Premium-SUV, die neuen Lexus Modelle GS 450h\* und RX 450h\*\* vereinen durch die intelligente Kombination von Benzin- und Elektromotoren scheinbar Unvereinbares. Viel Kraft und wenig Verbrauch – so wird Fahrspaß heute definiert! Und das in einem Ambiente voll technischer Innovationen und in einer Qualität, die begeistert.

**Vereinbaren Sie gleich eine Probefahrt in Ihrem Lexus Forum oder gebührenfrei unter 08 00/5 20 21 22.**

SIND SIE BEREIT?



**LEXUS  
HYBRID  
DRIVE**



\*GS 450h: 3,5-l-V6-Benzintriebwerk, ein Hochleistungs-Elektromotor, Gesamtsystemleistung: 254 kW (345 PS).

\*\*RX 450h: 3,5-l-V6-Benzintriebwerk und zwei drehmomentstarke Elektromotoren, Gesamtsystemleistung: 220 kW (299 PS). Kraftstoffverbrauch der hier gezeigten Modelle kombiniert 6,3-5,9 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert 145-137 g/km (nach EU-Messverfahren). Abb. zeigt GS 450h F Sport und RX 450h F Sport. <sup>1</sup>Quelle: auto motor und sport Eco-Drive-Vergleichstest (Ausg. 19/2012). <sup>2</sup>Quelle: Auto Bild Vergleichstest Oberklasse-Hybridautos (Ausg. 32/2012).





Verteidiger Wächtler, Angeklagter Bauer, Kreuzung am Schanzlturm in Passau: „Der Radler hat doch gerufen: ‚Ich wehr mich nicht!‘“

STRAFJUSTIZ

## „Alles nur inszeniert“

Ein Augenarzt fährt nach einem Kneipenbesuch mit dem Rad bei Rot über eine Kreuzung. Polizisten bringen ihn zu Fall. Danach ist er reif fürs Krankenhaus. *Von Gisela Friedrichsen*

Wenn es um die Forderung nach härteren Strafen geht, ertönt die Stimme des Freistaats Bayern im Chor der Bundesländer meist laut und vernehmlich. Anlässe gibt es in Fülle. Zum Beispiel die angeblich zunehmende Gewalt gegen Polizeibeamte. In Bayern sei sie 2011 im Vergleich zum Vorjahr um zehn Prozent gestiegen, klagte die bayerische Justizministerin Beate Merk, die darauf mit einer Verdopplung der Höchststrafe in schweren Fällen reagieren will. Also zehn Jahre statt wie bisher fünf.

Die Höchststrafe für Widerstand gegen Vollstreckungsbeamte ist 2011 von zwei auf drei Jahre erhöht worden. „Schützen wir mit aller Entschlossenheit die Sicherheit derer, die uns schützen“, sekundierte Innenminister Joachim Herrmann (CSU).

Die Justiz ist mit Feuereifer dabei. Die Strafverfolger schützen einander, wann immer Not am Kameraden ist. Ein Polizist, der im Dienst unbescholtene Bürger zusammenprügelt – er muss die Strafanzeige eines Geschädigten kaum fürchten. Die Sache wird auffallend häufig von der Staatsanwaltschaft eingestellt. Hat er rechtzeitig Gegenanzeige wegen angeblichen Widerstands gegen die Staatsgewalt oder falscher Verdächtigung gestellt,

landen immer wieder die Opfer auf der Anklagebank; ihm passiert nichts. Im Gegenteil: Er darf sich in der Zeugenrolle der Fürsorge des Gerichts und der Staatsanwaltschaft erfreuen. Der Unterstützung seiner Kollegen kann er sich meist ohnehin sicher sein.

So war es nicht nur in Rosenheim, wo sich die Familie Eder vor Gericht dafür zu rechtfertigen hatte, dass sie 2010 von auf Krawall gebürsteten Beamten in ihrem eigenen Haus aus nichtigem Anlass zusammengedroschen wurde – Folge: Gesundheitsschäden, die nie mehr zu heilen sind (SPIEGEL 7/2012). So war es gerade wieder in Passau, wo zwei Polizisten vor dem Amtsrichter Stefan Ehrhardt bezeugten, ihre Attacke gegen einen harmlosen Radfahrer sei nicht nur rechtes, sondern zum Schutz der Bürger unbedingt geboten gewesen. Angeklagt: der Radler.

Die Ermittlungen gegen die Polizeibeamten wurden nach gutem Brauch auch in Passau eingestellt. Und weder in Rosenheim noch in Passau gab es einen Freispruch für die Angeklagten, als deutlich wurde, wer Täter und wer Opfer gewesen war. Hinter den Kulissen schlugen die Richter vor, „wegen geringer Schuld“

solle die Causa mit einer Einstellung beendet werden. Die Angeklagten stimmten zermüht zu.

Den Ort, an dem sie auf ihr Recht, auf die Feststellung der Wahrheit, die Wiederherstellung ihrer Reputation und vielleicht auf eine Wiedergutmachung der erlittenen Schäden gehofft hatten, verlassen sie meist fassungslos. Ihr Vertrauen in den Rechtsstaat ist dahin.

Am 3. März vorigen Jahres, kurz vor Mitternacht, fuhr der Passauer Augenarzt Siegfried Bauer nach einem Kneipenbesuch mit seinem Rad nach Hause. Er passierte den Schanzlturm stadtauswärts, als sich von rechts ein Streifenwagen näherte. Ansonsten kein Auto weit und breit.

Einer der Polizisten will ihm sinngemäß zugerufen haben, ob er wohl meine, das Rotlicht gelte für ihn nicht; er solle absteigen.

Bauer sagt, er habe das akustisch nicht verstanden, sondern kehrtgemacht, weil er keinen Ärger mit der Polizei haben wollte. Immerhin hatte er 1,3 Promille.

Dann gehen die Schilderungen auseinander. Schon die schriftlichen, formlosen „Stellungnahmen“ der Polizisten weichen etwas voneinander ab, was mit einer unterschiedlichen Wahrnehmung erklärt werden mag. Doch was die Beamten dann als Zeugen vor Gericht zum Besten gaben, ohne den Argwohn des Staatsanwalts zu erregen – das lässt sich noch nicht einmal mit dem gern gebrauchten Begriff des „Produkts einer Verfahrensstrategie“ beschönigen.

Eine unbeteiligte Passantin beschrieb als Zeugin, wie einer der Polizisten dem Radler hinterhergespurt sei, „ihn zu Boden warf und in Bauchlage brachte“. Und



wie der zweite den Kollegen nach Kräften unterstützt habe.

„Ich weiß nicht, was der Radfahrer falsch gemacht hatte“, sagt die Zeugin. „Ich konnte mir nicht erklären, warum mit dem Mann so brutal umgegangen wurde. Bei der Stasi waren genau solche Typen am Werk“, fügt sie hinzu; sie stammt aus den neuen Bundesländern.

Dem Staatsanwalt Hans-Gerd Ennser passt diese Aussage gar nicht. „Aber wenn man dann erfährt, dass die Polizei eine Festnahme vorgenommen hat!“ Er versucht, die Frau zu verunsichern, indem er sie hinstellt als eine, die halt keine Ahnung von Polizeieinsätzen habe. „Der Radler hat doch gerufen: ‚Ich wehr mich nicht!‘“, antwortet sie. Sie habe das genau gehört. „Was ist denn so brutal in Ihren Augen“, insistiert der Staatsanwalt, „wenn Handfesseln angelegt werden?“ Mit Wucht sei der Radler in den Streifenwagen gestoßen worden, empört sich die Frau, „wie ein Stück Vieh!“.

Augenarzt Bauer sagt, er sei „mit maximal denkbarer Wucht“ aufs Pflaster „geschleudert“ worden. Ein Beamter habe auf seinem Brustkorb gekniet und ihm gewaltsam Handschellen, Hände auf dem Rücken, angelegt. Dann sei man zur Polizeiinspektion gefahren, und einer der Beamten habe dort geschrien: „Aussteigen!“ Doch er habe Schmerzen gehabt und in eine Klinik gewollt. Daraufhin sei er ins Freie gezerrt, an den Haaren hochgerissen und auf den Boden „geschmettert“ worden, so dass er kurzzeitig das Bewusstsein verloren habe.

Danach lag er mit einer Platzwunde am Kopf in einer Blutlache, hatte Prellungen, Hämatome, Quetschungen. Haar war ihm büschelweise ausgerissen worden. Selbst wenn man unterstellt, dass jemand, der so etwas erlebt hat, hinterher vielleicht übertreibt: Verhältnismäßig war der Umgang mit dem Übeltäter, der allenfalls eine Ordnungswidrigkeit begangen hatte, nicht gerade.

Einer der Polizeizeugen: „Der wollte wegradeln wie wild, da griff ich ihn. Ich hab ihn festhalten müssen und schütteln. Er schrie: ‚Hilfe! Hilfe!‘ und ist gegen einen Ampelmast gefahren. Wir sind dann beide am Boden gelegen.“

Ampelmast? Eineinhalb Jahre zuvor, vier Tage nach dem Vorfall, erwähnte der Beamte in seiner ausführlichen „Stellungnahme“ den Mast mit keinem Wort. „Das ist mir erst viel später wieder eingefallen. Und ich wurde ja auch nicht danach gefragt“, antwortet er.

Plötzlich weiß er auch von beleidigenden Worten des Augenarztes. In seiner schriftlichen Aussage aber steht: „Ich wurde weder beleidigt noch verletzt.“

Dann fährt er fort: Der Mann habe seinen Namen nicht genannt und um sich geschlagen. Erst in der Klinik habe er seine Personalien angegeben. „Ihr Kollege



**Richter Ehrhardt:** *Der Polizeizeuge genießt das Privileg unbedingter Glaubwürdigkeit*

aber sagt, Sie hätten Herrn Bauers Taschen noch an Ort und Stelle durchsucht und seinen Ausweis gefunden“, hält ihm Verteidiger Hartmut Wächtler vor. „Hat der Kollege auch was Falsches gesagt?“

Später, auf dem Polizeihof, habe sich der renitente Radler „plötzlich hinfallen lassen, ohne Grund! Aus freien Stücken! Und dann war er nicht mehr ansprechbar. Mein Eindruck war: alles nur inszeniert“, sagt der Zeuge.

Trotz Videoüberwachung gibt es angeblich keine Aufnahmen von dem Vorfall auf dem Polizeihof. Der Kollege weiß weder etwas von einem Ampelmast noch vom schnellen Davonradeln des Augenarztes. „Er versuchte, zu Fuß zu flüchten.“

Was stimmt nun? Die Erinnerungen der Beamten verschwimmen im Nebel des Vergessens und unwillig geführter Ermittlungen. Dass überhaupt unbeteiligte Zeugen ausfindig gemacht wurden, ist dem geschädigten Augenarzt zu verdanken, nicht der Staatsanwaltschaft. Er hatte in der Zeitung inseriert, worauf sich fünf Leute meldeten.

Der Staatsanwalt befasst sich nicht lange mit den Widersprüchen und der Frage, ob sie aufgeklärt werden müssten. Nur Verteidiger Wächtler hält den Beamten Satz für Satz ihrer schriftlichen Aussagen vor und vergleicht sie mit den Angaben vor Gericht. „Ich hab ihn sicher gehebelt“, gibt der eine Zeuge nun zu. „Wie hätt ich ihn denn sonst vom Rad bekommen?“ Ob er überlegt habe, dass sich der Radler möglicherweise schwerste Kopfverletzungen hätte zuziehen können, fragt Wächtler. „Was Sie hier unterstellen, Herr Verteidiger!“, geht der Staatsanwalt dazwischen. „Lebensgefahr – pah!“

Rosenheim und Passau sind keine Einzelfälle. Übergriffigen Polizisten passiert kaum je etwas. Wann ist ein Polizeibeamter wegen Falschaussage belangt worden? Wann wurde einer vor Gericht so in die Zange genommen wie normale Zeugen, wenn seine Angaben Anzeichen von Lüge trugen?

Der Polizeizeuge, der sich auf die Vernehmung durch Lektüre seiner früheren Aussagen vorbereiten darf, genießt das Privileg unbedingter Glaubwürdigkeit, obwohl er, was oft leicht zu erkennen ist, seine Verteidigung betreibt. Und obwohl seine Angaben häufig weniger Erinnerung als angepasste Version sind.

Der Hamburger Strafverteidiger Uwe Maeffert, der sich seit Jahrzehnten mit dem Verhalten von Polizisten beschäftigt, hält den Polizeizeugen für den „Zeugen mit dem größten Lügenpotential“. Der Gerichtssaal sei ein Ort, an dem der Polizeibeamte nur seinen Einsatz fortsetze – möglichst angepasst an die Darstellung der Kameraden und bestimmt von einem taktischen Verhältnis zur Wahrheit. Der Polizeizeuge bewegt sich stets im sicheren Bereich. In heiklen Fällen befinden sich unter den Zuschauern oft Beobachter der Polizei, die zusätzlich auf ihn und seine Kameraden aufpassen. Offizielle Begründung: um aus eventuellen Fehlern zu lernen.

Wo ist eigentlich das demolierte Rad des Augenarztes Bauer geblieben?

Fließen Fälle wie Rosenheim, Passau und andere ins Lagebild der bayerischen Polizei ein? Dann gibt es vielleicht eine unerwartete Erklärung für die angeblich „zunehmende Gewalt gegen Polizeibeamte“. Der Ruf nach höheren Strafen könnte sich erübrigen. ♦

ZEITGESCHICHTE

# Als die Erde Feuer atmete

Wie erlebten sowjetische Soldaten die Schlacht um Stalingrad? Wurden sie wirklich mit Waffengewalt zum Kampf an der Front gezwungen?

Ein deutscher Historiker wertete jetzt Hunderte Interviews mit Rotarmisten aus.

**I**m Morgengrauen des 31. Januar 1943 war die härteste Schlacht im Zweiten Weltkrieg für den deutschen Feldherrn zu Ende. Russische Soldaten standen vor dem Keller des Kaufhauses „Univermag“, in den sich der deutsche Führungsstab samt Oberbefehlshaber Friedrich Paulus verkrochen hatte. Einen Tag zuvor war der Chef der deutschen Truppen in Stalingrad von Adolf Hitler noch zum Generalfeldmarschall ernannt worden – weniger ein Zeichen der Anerkennung als die Aufforderung, den Tod der Gefangenschaft vorzuziehen.

Oberstleutnant Leonid Winokur traf als Erster auf Paulus: „Er lag auf dem Bett, als ich eintrat. Er lag im Mantel da, mit Mütze. Er hatte zwei Wochen alte Bartstoppeln, wirkte verzagt.“ Der letzte Unterschlupf der Führung der 6. Armee glich einer Latrine. „Hüfthoch standen da der Schmutz und der menschliche Kot und was nicht noch alles“, gab Major Anatoli Soldatow zu Protokoll. „Es stank unvorstellbar. Es gab zwei Aborte, und an beiden stand: ‚Für Russen verboten‘.“

Die Deutschen mussten ihre Waffen erst nach einer Weile abgeben. „Sie hätten sich durchaus erschießen können“, sagte Generalmajor Iwan Burmakow. Paulus und sein Stab wollten das aber nicht. „Von wegen sterben – das waren solche Feiglinge. Die hatten nicht den Mut zu sterben“, urteilte Augenzeuge Burmakow.

Die Schlacht von Stalingrad markierte den psychologischen Wendepunkt im Eroberungs- und Vernichtungskrieg Nazi-Deutschlands. „Die Meldung von Stalingrad übt im deutschen Volk eine Schockwirkung aus“, räumte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels am 4. Februar 1943 ein. „Von Stalingrad an wusste jeder, dass die Niederlage Deutschlands nur eine Frage der Zeit sein würde“, resümierte der britische Historiker Eric Hobsbawm.

Hunderttausende Menschen verloren im Prestigeduell der beiden Diktatoren Hitler und Stalin ihr Leben: Rund 60 000 deutsche Soldaten starben im Kessel. Von den 110 000 Landsern, die in Gefangenschaft gerieten, kehrten nur 5000 zurück. Auf Seiten der Roten Armee kamen zwischen eine halbe Million und eine Million Soldaten zu Tode.

Nun, fast 70 Jahre später, lässt sich mit nicht gekannter Tiefenschärfe nachvollziehen, wie die Sieger von Stalingrad die Schicksalsschlacht an der Wolga erlebten. Zu verdanken sind die neuen Einblicke ursprünglich dem Moskauer Historiker Isaak Minz. Der hatte 1941 eine „Kommission zur Geschichte des Vaterländischen Krieges“ initiiert. Vom einfachen

Soldaten bis zum General sollten die Soldaten über ihre Gedanken, Gefühle und Erlebnisse berichten, als Vorbild für andere, aber ohne Schönfärberei.

1943 befragten drei Historiker dazu gut zwanzig Sowjetsoldaten, die dabei waren, als Paulus und dessen Männer gefangen genommen wurden. Es ist die erste genaue Schilderung dieses Er-



General Tschukow (l.) mit Kommissaren in Stalingrad, russische Soldaten vor Wandzeitung,



Rotarmisten im Straßenkampf 1942: „Hier werden Granate, Maschinenpistole, Bajonett, Messer



eignisses auch aus der Sicht einfacher Soldaten.

Insgesamt führten die Wissenschaftler Interviews mit 215 Kriegsteilnehmern in Stalingrad, teils noch während der Schlacht, teils kurz danach. Manche der Aussagen waren durch die offizielle Gesprächssituation geprägt, doch die Soldaten sprachen auch über ihre Ängste und ihre Feigheit, kritisierten sogar Entscheidungen von Vorgesetzten.

Die Aussagen waren so offen, dass die Kommunisten später nur einen kleinen Teil veröffentlichten. Nach 1945 waren in der Sowjetunion keine Impressionen vom blutigen Kampfgeschehen gefragt, sondern glorifizierende Heldenepen, in denen Stalin die führende Rolle spielte. Die rund 5000 Protokolle der Historikerkommission verschwanden im Archiv des Instituts für Geschichte der sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Im Jahr 2001 hörte der in New Jersey lehrende deutsche Historiker Jochen Hellbeck von

diesem Schatz. Sieben Jahre später konnte er in Moskau mehr als 10 000 Seiten sichern.

Hellbeck hat nun „Die Stalingrad-Protokolle“ veröffentlicht: Interviews, zum Teil mit Fotos der befragten Soldaten und der Entstehungsgeschichte der Gespräche\*\*. Im Licht dieser Dokumente muss die Geschichte der Schlacht von Stalingrad nicht umgeschrieben, aber doch in manchen Punkten korrigiert werden. Nicht mehr zu halten ist das aus dem Nationalsozialismus stammende und während des Kalten Kriegs im Westen wiederholte Urteil, die Rotarmisten hätten nur deshalb so verbissen gekämpft, weil sie sonst von Geheimpolizisten erschossen worden wären.

Zweifellos gab es Exekutionen an der Front. Generalleutnant Wassili Tschuikow, Oberbefehlshaber der 62. Armee, berichtete den Historikern persönlich von seinem Umgang mit „Feiglingen“: „Am 14. September erschoss ich den Komman-

deur und Kommissar eines Regiments, kurze Zeit darauf erschoss ich zwei Brigadekommandeure und -kommissare. Alle waren verblüfft.“

Aber das Ausmaß der Hinrichtungen wird bisher überschätzt. So spricht der britische Historiker Antony Beevor von mehr als 13 000 exekutierten Rotarmisten allein in Stalingrad. In russischen Archiven gefundene Dokumente belegen hingegen bis Mitte Oktober 1942 weniger als 300 Hinrichtungen.

Die „Stalingrad-Protokolle“ zeigen, dass die Opferbereitschaft der Rotarmisten nicht allein auf die Repression zurückzuführen war. Von großer Bedeutung waren die Polit-Offiziere, die den Kämpfern wiederholt versicherten, dass sie ihr Leben für die Freiheit ihres Volkes riskierten. Sie versuchten, die Soldaten zu motivieren, sich ihrer Nöte anzunehmen, um sie auf den Kampf einzustimmen.

Die überzeugten Kommunisten, auch das zeigen die Protokolle, sahen sich überall in einer führenden Rolle. Brigadekommissar Wassiljew sagte: „Es galt als Schande, wenn ein Kommunist nicht als Erster losging und die Soldaten anführte.“ An der Stalingrader Front stieg die Zahl der Parteimitglieder zwischen August und Oktober 1942 von 28 500 auf 53 500. Polit-Offiziere verteilten in der Kampfzone Flugblätter mit den „Helden des Tages“, inklusive großer Fotos der verdienten Soldaten. Die Porträts der Ausgezeichneten schickten sie an deren Eltern.

Das Konzept war das des Volkskriegs. „Die Rote Armee war eine politische Armee“, urteilt Historiker Hellbeck.

Die Polit-Offiziere referierten vor Soldaten die Kriegslage, aber sie führten auch Einzelgespräche. „Nachts“, erzählte etwa Oberstleutnant Jakow Dubrowski, „ist der Kämpfer mehr dazu geneigt, offen zu reden, und man kann in seine Seele hineinkriechen.“ Der Bataillonskommissar Pjotr Moltschanow ergänzte: „Da sitzt der Soldat einen ganzen Monat im Graben. Er sieht niemanden außer seinen Nachbarn, auf einmal kommt der Kommissar zu ihm, erzählt ihm irgendetwas, richtet ein freundliches Wort an ihn, grüßt. Dies ist von kolossaler Bedeutung.“

In kritischen Momenten verteilten die Polit-Offiziere auch mal Schokolade und Mandarinen an demoralisierte Kameraden. Einer von ihnen, Iser Ajsenberg von der 38. Schützendivision, ging mit seinem „Agitkulturkoffer“ in die Schützengräben. Darin waren neben Broschüren und Büchern auch Dame- und Domino-Spiele.

Die Soldaten sollten nicht mehr von Angst beherrscht sein, sondern diese mit ihrem politischen Bewusstsein überwin-



STAATLICHES RUSSISCHES FILM-UND FOTOARCHIV KRASNOGORSK

kriegsgefangener Generalfeldmarschall Paulus\*: „Die Rote Armee war eine politische Armee“



ULISTEIN BILD

und Spaten eingesetzt“

\* Links: 1943; Mitte: 1942; rechts: 1943.

\*\* Jochen Hellbeck: „Die Stalingrad-Protokolle. Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht“, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 608 Seiten; 26 Euro.

# 1&1 ALL-N

## D-NETZ QUALITÄT ZU

- ✓ **WEBSEITEN-AUFBAU  
3 MAL SO SCHNELL  
WIE IM E-NETZ**
- ✓ **BESTE VERBINDUNG  
IMMER UND ÜBERALL**
- ✓ **BESTE SPRACH-  
QUALITÄT**



\* 1&1 All-Net-Flat Basic in den ersten 12 Monaten für 19,99 €/Monat, danach 29,99 €/Monat. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit, kundenseitiges Sonderkündigungsrecht zum Ende des 12. Monats. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten.



# ET-FLAT

## M BESTEN PREIS!

MOTOROLA  
RAZRi



✓ **FLAT** FESTNETZ  
✓ **FLAT** ALLE HANDY-NETZE  
✓ **FLAT** INTERNET

**19,99**  
~~29,99~~ €/Monat\*



**1&1**

Jetzt informieren: 0 26 02 / 96 96

[www.1und1.de](http://www.1und1.de)

den. So sahen es die Kommunisten auch als Zeichen von Schwäche, wenn gefangene deutsche Soldaten sich als unpolitisch beschrieben. Den wahren Willen zum Sieg vermochte ihrer Meinung nach nur der zu entwickeln, der glaubte, höheren Zielen zu dienen. Die Rote Armee erschien den Kommunisten politisch und moralisch gefestigter als die Wehrmacht.

Wohl mehr als alle Agitation und Propaganda stärkte die Moral der Rotarmisten gegen die zunächst übermächtige 6. deutsche Armee der Hass auf die Invasoren. Und die Deutschen befeuerten diesen Hass durch ihre brutale Besatzungsherrschaft. Bereits auf ihrem Weg an die Wolga hatte die 6. Armee ihren Beitrag zum Holocaust geleistet. Zivilisten wurden terrorisiert.

„Man sieht, wie im Park an den Bäumen die jungen Mädchen hängen, die Kin-

„Der Deutsche“, so urteilte Major Sajontschowski, sei von seinem Wesen folgendermaßen: „Die Räuberpsychologie ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er stehlen muss – ob er es gebrauchen kann oder nicht.“

Ein Offizier des Nachrichtendienstes, der deutsche Gefangene verhörte, wunderte sich, dass Übergriffe auf Zivilisten und Diebstähle „so sehr in den Alltag der deutschen Soldaten übergegangen sind, dass die Kriegsgefangenen uns davon mitunter ohne jede Verlegenheit erzählen“.

Man habe gespürt, berichtete der Hauptmann Nikolai Axojonow, „wie jeder Soldat und jeder Kommandeur darauf brannte, so viele Deutsche wie möglich umzubringen“.

Der Scharfschütze Anatoli Tschechow erinnerte sich in seinem Interview daran, wie er den ersten Deutschen erschoss.

manchen Gebäuden saßen in einem Stockwerk die Rotarmisten, im anderen die Deutschen.

„In diesen Straßenkämpfen werden Handgranate, Maschinenpistole, Bajonett, Messer und Spaten eingesetzt“, berichtete General Tschuikow. „Man tritt einander gegenüber und drischt aufeinander ein. Die Deutschen halten das nicht aus.“ Dennoch gelang es der Wehrmacht, zunächst die Stadt bis auf kleine Streifen an der Wolga einzunehmen.

Dann aber kesselte die Rote Armee die Deutschen ein, die nur noch notdürftig aus der Luft versorgt werden konnten. Die deutschen Soldaten litten Hunger und hatten im bitteren Winter nicht einmal warme Uniformen. Befehlshaber Paulus schickte Durchhalteparolen: „Drum haltet aus, der Führer haut uns raus.“ Der Versuch, mit der Operation „Wintergewitter“ den Kessel von außen zu sprengen, scheiterte. Am 6. Januar bot der sowjetische General Konstantin Rokossowski Paulus die ehrenhafte Kapitulation an. Der Deutsche musste auf Geheiß Hitlers ablehnen.

Vier Tage später begann die Rote Armee vorzurücken und den Belagerungsring enger zu ziehen. Nach zehn Tagen hatten die Deutschen kaum noch Verpflegung und Munition. Als Paulus und sein Stab Ende Januar in Gefangenschaft gingen, statt Suizid zu begehen oder den Tod im Kampf zu suchen, tobte Hitler.

Der Preis war auch für die Sieger der Schlacht hoch. Wassili Saizew etwa war Scharfschütze, wohl der beste der Roten Armee in Stalingrad, 242 Deutsche will er erschossen haben: „Da muss man sich oft erinnern, und die Erinnerung hat eine starke Wirkung“, erzählte er im Jahr nach dem Ende der Schlacht. „Jetzt habe ich kranke Nerven, zittere ständig.“

Sein Kamerad Hauptmann Axjonow ergänzte, „dass diese in Stalingrad verlebten fünf Monate fünf Jahren des weiteren Lebens entsprachen“. Ihm sei es so vorgekommen, als habe „die Erde in Stalingrad tagelang Feuer geatmet“.

Das wollten die Kommunisten nach dem Krieg nicht hören, ein „lehrreiches historisches Buch, von den Schlachtteilnehmern selbst geschrieben“, wie es Historiker Minz vorschwebte, wurde nie veröffentlicht. Minz verlor bei den antisemitischen Säuberungen Stalins als angeblich „wurzelloser Kosmopolit“ sogar seine Professur. Erst nach dem Tod des Diktators wurde er rehabilitiert. Die Interviewprotokolle versteckte er.

Hellbeck, der sie zusammen mit russischen Kollegen fand, plant bereits den nächsten Band mit Interviews, diesmal zum deutschen Besatzungsregime in der Sowjetunion. Die russische Ausgabe der „Stalingrad-Protokolle“ soll im kommenden Jahr erscheinen.

MICHAEL SONTHEIMER



L.I. KONOW/STATSARCHIV DES GEBIETS WOLGOGRAD

**Stalingrader Kinder während eines deutschen Luftangriffs 1942: Hass auf die Deutschen**

der“, sagte der Scharfschütze Wassili Saizew. „Das hat eine ungeheure Wirkung.“

Major Pjotr Sajontschowski erzählte von einer Stellung, die die Deutschen verlassen hatten. Dort habe er die Leiche eines toten Kameraden gefunden, „von dessen rechter Hand die Haut mitsamt den Fingernägeln abgezogen war. Die Augen waren ausgebrannt, und auf der linken Schläfe war mit einem glühenden Eisen eine Wunde zugefügt worden. Die rechte Gesichtshälfte war mit einer brennbaren Flüssigkeit übergossen und angesteckt worden“.

Vor dem Krieg hatten viele Russen die Deutschen bewundert, als Kulturnation, aber auch für ihre Ingenieurskunst. Einige Befragte schilderten, sei seien erschüttert gewesen über jene Deutschen, die ihnen dann gegenübergestanden hätten.

„Ich fühlte mich schrecklich. Ich hatte einen Menschen getötet. Aber dann dachte ich an unsere Leute – und fing an, erbarmungslos auf sie zu schießen. Ich bin ein grausamer Mensch geworden, ich töte sie. Ich hasse sie.“ Als er befragt wurde, hatte er bereits 40 Deutsche getötet – die meisten durch einen Schuss in den Kopf.

Dass Stalingrad für Soldaten beider Seiten die Hölle war, ist Allgemeingut. Doch wie es genau zugeht in dem nicht enden wollenden Häuserkampf, für den die Soldaten nicht ausgebildet waren, das wird dank der Zeugenaussagen eindringlich klar. Wie Asche, Staub und Qualm jede Orientierung raubten. Wie die einzelnen Detonationen im Dauergrollen der Schlacht untergingen. Wie tagelang um einzelne Häuser gekämpft wurde; in

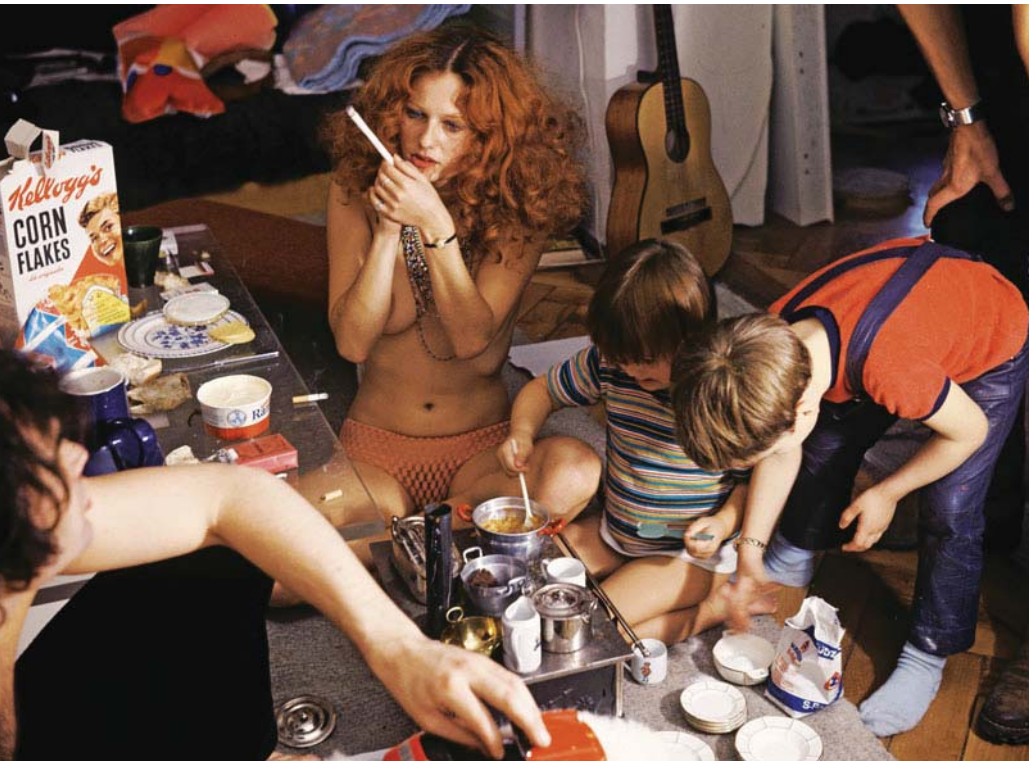




## Du hast es in der Hand.

Tetra Pak Getränkekartons liefern gute Gründe, warum sie zu den ökologisch vorteilhaften Verpackungen zählen: Schon bei den Rohstoffen setzen Tetra Pak Getränkekartons auf Nachhaltigkeit, denn sie bestehen überwiegend aus dem nachwachsenden Rohstoff Holz aus verantwortungsvoll bewirtschafteten Wäldern. Für die Herstellung der Tetra Pak Getränkekartons wird in Deutschland Ökostrom genutzt und ihre platzsparende Form ermöglicht effiziente Transporte. Werden Tetra Pak Getränkekartons nach dem Gebrauch in gelben Tonnen oder Säcken gesammelt, sind sie im nächsten Schritt vielseitig wiederverwertbar: als Rohstoff und Energieträger für weitere Industrien. Dies sind nur einige Vorteile, die für Tetra Pak Getränkekartons sprechen. Und für unsere Umwelt.

[tetrapak.de](http://tetrapak.de)



**Haschisch-Raucherin in München 1969**  
Ein Preis des neuen Lebensentwurfs?

Frauen ab dem Geburtsjahr 1941 deutlich zunimmt. Das ist eine soziologische Binse. Mit der Pille brachen die Geburtenzahlen bei den Babyboomer-Jahrgängen ein.

Doch in den Registern wurde für den Demografen Scholz deutlich: „Die Übersterblichkeit betrifft nicht die Mütter, sondern die Kinderlosen.“ Es war der entscheidende Hinweis, dass vor allem Frauen betroffen waren, die einen anderen Lebensentwurf wählten als den der Hausfrau und Mutter.

Jetzt fehlten ihm noch Informationen über die Todesursache jener Frauen. Auch das lässt sich mit den richtigen Formeln herausfiltern aus den Datensammlungen, die in Deutschland erhoben werden. Die Frauen waren überwiegend an Brust- und Lungenkrebs gestorben. „Das deutet auf das Rauchen hin“, so Scholz.

Doch warum starben Altachtundsechzigerinnen häufiger als ostdeutsche Frauen der gleichen Altersgruppe? Weil mehr der Westfrauen kinderlos waren.

„Die protektive Wirkung von Kindern ist bekannt“, sagt Scholz, denn der Nachwuchs ist der häufigste Grund, warum Frauen von der Zigarette loskommen: „Wer niemals schwanger wird, der raucht im Durchschnitt länger.“

Ulrike Maschewsky-Schneider, Leiterin Gesundheitssoziologie an der Berlin School of Public Health der Charité, weiß aus eigenen Studien um die vielen Raucherinnen, die in den sechziger und siebziger Jahren dazugekommen sind: „Selbst in Hörsälen wurde da gequalmt.“ Ostfrauen haben in dieser Zeit deutlich weniger geraucht. Das lag unter anderem auch daran, dass die meisten von ihnen Kinder bekamen und das Rauchen aufgaben. Ihr Rauchverhalten hat sich erst nach der Wende dem hohen westlichen Niveau angenähert – mit entsprechenden Folgen für ihre Gesundheit.

Maschewsky-Schneider hält aber auch andere Ursachen für denkbar: den Einsatz der Pille oder die Hormonbehandlung während der Menopause, die viele Frauen in den achtziger Jahren über sich ergehen ließen.

Scholz ist noch auf eine andere Auffälligkeit gestoßen. Ein statistisch signifikanter Anteil der betroffenen Altersgruppe ist bereits sehr jung gestorben, als die Frauen um die 20 waren. Für ihn sind die Zahlen ein Hinweis auf den charakteristischen Lebenswandel der Protestbewegung, zu deren Debatten auch der Konsum von Joints und LSD gehörten.

20 sei ja kein Alter, in dem viele Frauen aus dem Leben schieden, sagt er. „Wenn da hundert Frauen an Drogen sterben, dann fällt das in der Statistik schon auf.“

GERALD TRAUFFETTER

GESUNDHEIT

## Linke Übersterblichkeit

Ein Max-Planck-Demograf hat Statistiken aus alten und neuen Bundesländern verglichen: Alt-68er-Frauen aus dem Westen sterben deutlich früher.

Rembrandt Scholz arbeitet wie ein Pathologe. Er forscht nicht in der Gerichtsmedizin, er führt kein Skalpell in der Hand, Scholz seziiert am Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock Statistiken. Sterbestatistiken.

Die Toten erzählen ihm manches über das Leben. Solange er forscht, war das so – schon in der DDR, wo er zusehen musste, wie die Sterbescheine der Selbstmörder beseitigt wurden.

Jetzt ist der 59-jährige Wissenschaftler in den Zahlenkolonnen auf ein neues Geheimnis gestoßen. Es betrifft den Westen der Republik, eine Gruppe von Menschen, die es so in der DDR nie gegeben hat: die 68er-Frauen.

Viele sind gestorben. „Mehr als die vergleichbare Altersgruppe in Ostdeutschland“, sagt Demograf Scholz. Übersterblichkeit, so nennt man das in seinem Fach, und sie liegt nach seinen Berechnungen bei über zehn Prozent im Vergleich zu

den Ostfrauen. Seine Entdeckung hat er jetzt einem Expertenkreis in Berlin vorgestellt. „Mortalitätsartefakt“ ist der korrekte Fachbegriff für die statistische Auffälligkeit.

Dahinter verbergen sich einige tausend Frauen aus den Jahrgängen 1943 bis 1951, die allein von 1998 bis 2009 über den statistischen Durchschnitt hinaus verstorben sind. „Die Generation der Achtundsechzigerinnen hat eine um drei Monate verkürzte Lebenserwartung“, rechnet der Forscher vor, „bei den Männern dieser Altersklasse gibt es dieses Phänomen nicht.“

Zahlen die 68er-Frauen jetzt, da sie am Ende ihres Berufslebens angekommen sind, womöglich den Preis für ihr Lebensmodell? Sterben sie, weil ihr lebenslanger Kampf gegen Diskriminierung, das Establishment oder für die freie Liebe sie aufgerieben hat? Oder sind es in Wirklichkeit gar nicht jene politisch bewegten, sondern eher die konservativen, die angepassten Frauen, die früher sterben?

Gleich nach seiner Entdeckung machte sich Demograf Scholz auf die Spurensuche. Ihm war klar, dass alles für die Apo-Frauen sprach. „Das ergibt sich schon aus dem Vergleich mit der Sterblichkeit der Ostfrauen“, sagt Scholz. „Die sind in jener Zeit nicht ausgeflippt.“

Er seziierte Zahlen, er untersuchte Statistiken, dann glied er seine Daten mit denen der Rentenversicherungen ab, und siehe da: Besonders betroffen waren Frauen mit mehr Rentenpunkten, die also über eine höhere Bildung verfügten.

Scholz studierte auch die Geburtenraten dieser Frauen. Bei der „Fertilität“ zeigt sich, wie die Kinderlosigkeit bei





SIEMENS

## Eine Energiequelle, die unerschöpflich ist: unser Pioniergeist.

Deutschland geht neue Wege. Mit Antworten für nachhaltige Energie.

In der Nordsee betreten unsere Ingenieure Neuland. Sie arbeiten an Offshore-Windkraftwerken, die fünfmal weiter von der Küste entfernt sind als bisherige Projekte. Tiefes Wasser, extremes Wetter und lange Übertragungswege sind die Herausforderung. Doch diese Pionierleistung wird sich auszahlen: Die neuen Windparks werden viel leistungsfähiger und sie werden mehrere Hunderttausend Haushalte in Deutschland mit Strom versorgen.

Um die Energiewende zu schaffen, braucht Deutschland eine Balance zwischen erneuerbarer und fossiler Energie, zwischen dezentralen Anlagen und großen Kraftwerken.

Dazu müssen wir eine intelligente Netzinfrastruktur mit Stromautobahnen und -speichern aufbauen und den Stromverbrauch senken – in der Industrie, im Verkehr, in öffentlichen Gebäuden und privaten Haushalten.

Deutschland kann beweisen, dass eine bezahlbare und nachhaltige Stromversorgung ohne Kernenergie möglich ist. Und gleichzeitig die Exportkraft von Klimaschutz- und Umwelttechnologien stärken. Die Antworten für nachhaltige Energie sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.

[siemens.com/answers](http://siemens.com/answers)

# ANTWORTEN FÜR MORGEN FINDEN SIE NICHT IN EINER DATENBANK VON GESTERN.

*SAP HANA®. Eine völlig neue Art,  
Daten zu nutzen.*

*Selbst die modernsten Datenbanken beruhen auf einer Architektur, die sich seit Jahrzehnten kaum verändert hat. Die Daten liegen verteilt auf verschiedenen Systemen und Plattenspeichern, was Verzögerungen und Doppelungen mit sich bringt. SAP HANA ist von Grund auf anders: Weil alle Daten jederzeit direkt im Arbeitsspeicher liegen, bekommen Sie tausendfach schneller Antworten auf Ihre Fragen. Und mehr als das: Sie können komplexe Zusammenhänge besser durchschauen, präziser planen, genauer steuern – und deshalb am Ende sicherer entscheiden.*

**Ihr Unternehmen kann mehr: [sap.de/antworten](http://sap.de/antworten)**

MEHR ERREICHEN.





## Was war da los, Frau Pounce?

**Emily Pounce, 16, Schülerin aus der englischen Grafschaft Somerset, über angemessene Abendgarderobe:** „Beim Schulball will jeder auffallen. Die meisten Schüler fahren in schicken Autos vor. Meine Freundin Hannah und ich haben uns als lebensgroße Barbies verkleidet. Meine Mutter hat für uns diese Boxen aus Sperrholz gebaut und mit rosa Farbe besprüht. In die Tür haben wir Plexiglas geklebt und an der Decke fünf Lichtspots befestigt, so dass wir schön angeleuchtet wurden. Es war schon etwas beschwerlich, in den Kisten zu laufen, trotz der Tragegriffe innen, deswegen haben wir uns auf der Ladefläche eines Transporters zum Ball fahren lassen. Wir hatten die Musik voll aufgedreht. Der Barbie-Song lief die ganze Zeit, während wir ein paar Runden durch unsere Stadt Crewkerne drehten. Die Leute haben uns zugewinkt und Fotos von uns gemacht. Als wir schließlich vor dem Ballsaal parkten, waren wir von Menschen umringt. Da fühlt man sich schon ein bisschen berühmt.“



SOUTH WEST NEWS SERVICE / ACTION PRESS

## Wie wird ein Video zur Weltmode, Herr Eicher?

*Eine halbe Milliarde Menschen haben sich bisher im Internet ein Video mit dem Namen „Gangnam Style“ angeschaut, darin tanzt der koreanische Sänger Psy. David Eicher, 51, Geschäftsführer der Werbeagentur Webguerillas, erklärt, warum dieser Film eines der erfolgreichsten YouTube-Videos ist.*

**SPIEGEL:** Vor kurzem war der „Gangnam Style“ auf Platz 1 der deutschen Charts. Wie konnte das passieren?

**Eicher:** Es gibt vier Gründe, warum ein Online-Video in Deutschland erfolgreich wird. Erstens: Stars oder Dinge, die wir lieben, machen etwas Ungewöhnliches. Zweitens: Es ist lustig. Drittens: Es ist technologisch innovativ. Viertens: Es liefert Stoff für Diskussionen um den Wahrheitsgehalt. **SPIEGEL:** Der „Gangnam Style“ erfüllt keinen dieser Punkte.

**Eicher:** In Südkorea gelten teilweise andere Regeln. Das Video ist unter anderem so erfolgreich, weil fast die Hälfte

aller Koreaner in einem sozialen Netzwerk namens Cyworld organisiert ist, das sind rund 25 Millionen Menschen, dort hat sich das Video verbreitet.

**SPIEGEL:** Wie kam es zum Welterfolg?

**Eicher:** Viele Millionen Koreaner leben außerhalb von Korea. Durch die



Sänger Psy

Migranten kam das Video in die USA und von dort nach Deutschland.

**SPIEGEL:** Ursprünglich sollte der Film auf die Dekadenz im Stadtteil Gangnam in Seoul aufmerksam machen.

**Eicher:** Mittlerweile tanzen amerikanische Marinesoldaten und philippinische Gefängnisinsassen den Gangnam und stellen die Videos online. Diese Parodien vergrößern den Hype.

**SPIEGEL:** Woher wissen Sie das alles?

**Eicher:** Wir machen Videos als Werbung für Kunden und hoffen, dass sie sich ähnlich erfolgreich verbreiten.

**SPIEGEL:** Bringt es einer Firma etwas, wenn sie ein lustiges Video dreht?

**Eicher:** Es gibt beispielsweise eine Firma für Küchenmaschinen, die Videos produziert hat, in denen die neuesten Elektrogeräte parodiert werden. Nachdem die Videos online gestellt wurden, stieg der Umsatz um 700 Prozent.



# Ein ganzer Kerl

**EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE:** Warum ein Mann ohne Gliedmaßen die Meere durchschwimmt

Er war auf der Hälfte der Strecke, letzte Etappe, als er fürchtete, dass er es nicht schaffen würde. Das Meer war wie Eisbrei. Die Wellen prägeln auf ihn ein, als wäre er ihr ganz persönlicher Feind. Er war aber nur Philippe Croizon, ein Mann ohne Arme und Beine.

Der Schauplatz: die Beringstraße, zwischen Alaska und Sibirien. Wassertemperatur: vier Grad.

Croizon war 44 Jahre alt, hatte Jahre brutalsten Trainings hinter sich, an seinen Beinstümpfen waren Prothesen befestigt, daran die Flossen, eine Spezialanfertigung. Vor allem aber hatte er einen Joker: Er fürchtete den Tod nicht. Er kannte ihn.

Man begegnet Philippe Croizon, wenn man ihn kennenlernt, mit Befangenheit. Er und seine Freundin wohnen zweieinhalb Stunden südlich von Paris, in einem Bungalow, behindertengerecht, größtenteils finanziert von dem Geld, das die Versicherung damals zahlen musste. Sehr sauber, sehr ordentlich: Hier wohnen zwei, die ihr Leben organisieren müssen, damit es ihnen nicht entgleitet.

Croizon sitzt in einem Rollstuhl, festgurgelt. Er hebt den rechten Armstumpf zur Begrüßung. Es ist ein Händeschütteln ohne Hand: warm, weich, knochenlos. Croizon lächelt, als wollte er sagen: keine Angst. Er rollt an den Tisch. „Wovon soll ich erzählen? Von dem Mann, der ich jetzt bin? Oder von dem Mann, der ich vorher war?“

Am 5. März 1994, einem Samstag, leiht sich Philippe Croizon bei seinem Großvater eine Aluminiumleiter aus und macht sich daran, seine Fernsehantenne abzubauen. Croizon wohnt mit seiner Familie in einem grauen Haus in dem Dorf Saint-Rémy-sur-Creuse, seine damalige Frau und er haben einen Sohn, Jeremy. Sie wollen umziehen. Die Antenne will Croizon mitnehmen.

Croizon ist damals 25, Vorarbeiter bei einem Autozulieferer. Ein eher schmaler Mann, 60 Kilogramm bei 1,76 Metern, er gilt als freundlich, umsichtig. An diesem Morgen jedoch begeht er einen Fehler.

Er hat sich am Kamin festgebunden und die Schrauben der Antennenhalte-

rung gelöst, er hievt die Antenne aus der Verankerung, als er merkt, dass er sie nicht mehr halten kann. Sie ist zu schwer. Es ist eine dieser altmodischen Antennen, mit einer Querstange oben auf. Sie kippt nach hinten, Croizon lässt nicht los, die Antenne verfängt sich in der Starkstromleitung, die in einem Abstand von etwa eineinhalb Metern – viel zu nah, wie die Untersuchung spä-

Ich weiß, das ist ein Klischee. Aber es ist wahr. Ich weiß es.“

Croizons Hände und Füße sind beinahe verkohlt. Die Operationen, erst in Tours, dann in Paris, dauern zusammen etwa hundert Stunden, Croizon erwacht aus der Narkose als Rest von sich, als Rumpf.

In den Tagen und Wochen danach, sagt er heute, habe sich sein Schicksal entschieden. Erst wollte er sterben, schließlich entschied er sich für das Leben. Aber er würde nicht jener sein, der er war. Also musste er ein anderer werden. Dann sah er, noch im Krankenhausbett, im Fernsehen eine Sendung über Ausdauer schwimmer. Und erkannte: Das ist mein neues Leben.

Das bin ich.

Ich werde durch Meere schwimmen.

Im Wasser ist sein Handicap mit entsprechenden Hilfen nahezu ausgeglichen. Mit eigens gefertigten Prothesen, mit langen Flossen, ist er einem normalen Schwimmer sogar überlegen.

Vier Jahre dauert es, bis er so weit ist, dass er mit dem Schwimmen beginnen kann. Es folgen zehn Jahre Training. Die Suche nach Sponsoren. 400 000 Euro treibt er auf. Zwischendurch verlässt ihn seine Frau, er lernt Susanna kennen. Sie liebt und unterstützt ihn. Er schreibt ein Buch. Sie starten das Projekt. Jeden Tag legt er sich in seine Badewanne, nachdem er sie mit Eiswürfeln gefüllt hat. Philippe Croizons Programm reicht für mehrere Leben.

Am 18. September 2010 durchschwimmt er den Ärmelkanal.

Dann die Passage zwischen Papua-Neuguinea und Indonesien. Die Meerenge zwischen Ägypten und Jordanien. Die Straße von Gibraltar. Schließlich die Beringstraße.

Es war die anstrengendste Etappe von allen, wegen der Brecher, der Kälte. Er hatte auf der Hälfte der Strecke das Gefühl, es nicht zu schaffen, erzählt er heute. Man kann nicht erklären, wie er es schaffte. Man kann nur annehmen, dass Philippe Croizon irgendwo in sich Reserven an Willenskraft fand, von denen er nichts ahnte, wie er sagt. Er sagt auch, es habe mit dem Tod zu tun.

RALF HOPPE



Croizon

**Philippe Croizon, 44, vierfach amputierter Franzose, hat seinen Traum wahr gemacht und ist vier Meerengen auf fünf Kontinenten durchgeschwommen. Als letzte Etappe meinte er...**

Aus der „Süddeutschen Zeitung“

ter erweisen wird – am Haus vorüberführt. Jetzt jagen etwa 20 000 Volt von der Leitung durch die Antenne, durch Croizons Körper, in die Leiter. Croizon ist augenblicklich gelähmt. Die Hitze ist überwältigend, sein Fleisch fängt an zu schmoren. Die oberen Holme der Leiter schmelzen. Dreimal, werden Ärzte später sagen, bleibt Croizons Herz stehen, aber der Strom setzt es immer wieder in Gang.

„Ich sah mein Leben vorüberziehen, mein erstes Fahrrad, meinen Vater, der mich zum Fluss mitnimmt, meine Heirat, Geburt meines Sohnes, alles im Zeitraffer.“

GUY DROLLET / PICTURE ALLIANCE / DPA



Netzausbau 2012

# Sagen Sie uns Ihre Meinung!



Bundesnetzagentur

Das deutsche Stromnetz steht vor großen Herausforderungen. Damit es der Energiewende auch in Zukunft gewachsen ist, müssen wir es jetzt stärken. Auf unseren Informationstagen in Bonn, Nürnberg, Hamburg, Erfurt, Hannover und Stuttgart haben wir mit Ihnen über den aktuellen Stand des Netzausbaus gesprochen. Jetzt sind Sie gefragt! Werden Sie aktiv – noch bis zum 2. November unter [www.netzausbau.de/nep-ub-2012](http://www.netzausbau.de/nep-ub-2012)



HELDEN

# Asadullahs Spiel

Die Fußballer wurden im Fernsehen gecastet, ihr Stadion war früher ein Ort für Hinrichtungen. Afghanistans erster Fußball-Cup soll Frieden bringen. Manche Spieler riskieren dafür ihr Leben. *Von Guido Mingels*





Eine Frau namens Zarmina, 35, Mutter von fünf Kindern, verhüllt durch eine körperlange blaue Burka, geht auf dem Rasen des Ghazi-Fußballstadions von Kabul, Afghanistan, in Richtung des Elfmeterpunkts, um zu sterben, 16. November 1999.

Asadullah Rezai, 18-jährig, Mittelfeldstrategie seines Fußballteams „De Maiwand Atalan“, rennt am 11. Oktober 2012 am selben Ort Richtung Strafraum, es ist das Halbfinale der Afghan Premier League, am Oberschenkel trägt er eine 15-Zentimeter-Narbe von einem Bombensplitter.

Sportler Rezai in Kabul



Dasselbe Stadion, dasselbe Feld, gedacht für dasselbe Spiel. Damals Tod, heute unbändiges Leben. Ghazi heißt „Krieger“, und die Ränder der Tribüne werden jetzt von riesigen Porträts von Kriegsheroen oder -verbrechern geschmückt, Ahmed Schah Massud, der Löwe von Pandschir, ermordet, Burhanuddin Rabbani, Ex-Präsident, ermordet, Abdul Ali Mazari, ein Milizenführer, ermordet. Karzai, das aktuelle Staatsoberhaupt, hängt auch da, obwohl er noch lebt. Sport und Blut und Politik, untrennbar in Afghanistan.

Asadullahs Team liegt 0:1 zurück, Asadullah rennt.

In Afghanistan, dieser ewig offenen Wunde der Weltgeschichte, ist Fußball mehr als nur ein Spiel, das 90 Minuten dauert. Fußball war das einzige Volksvergnügen, das die Taliban während ihres Terrorregimes, 1996 bis 2001, nicht verboten hatten. Die Radikalisirten nutzten die Beliebtheit des Sports, um die Massen zusammenzubringen, für Propagandaveranstaltungen oder, wie an jenem November-Tag 1999 im Ghazi-Stadion, für eine öffentliche Hinrichtung vor Tausenden von Zuschauern. An solchen Tagen hackten sie Dieben in der Halbzeitpause eine Hand ab oder einen Fuß, manchmal knüpften sie Verbrecher auf an den Flutlichtmasten, ließen sie tagelang hängen, zur Abschreckung. Zarmina, deren Ende heimlich auf Video festgehalten wurde, war des Mordes an ihrem Gatten für schuldig befunden worden, mit einem Hammer soll sie ihn erschlagen haben.

Sie kniet auf der Strafraumlinie des Ghazi-Stadions. Ein Mann tritt an sie heran, hält ihr die Mündung einer Kalaschnikow an den Hinterkopf. Und schießt.

Asadullah lässt einen Gegner mit einer Körpertäuschung stehen, rennt Richtung Strafraum, spielt einen Doppelpass und zieht ab. Weit übers Tor.

„Schöne Aktion von unserem Freund mit der Nummer 17“, ruft der Stadionsprecher, „Asadullaaaah ... Rezai!“, schreit das Publikum.

Stell dir vor, es ist Krieg, und die Leute gehen zum Fußballspiel. Die Afghanen spielten Fußball in den Achtzigern, als die Russen da waren, sie spielten Fußball in den Neunzigern, als sich im Bürgerkrieg Paschtunen, Tadschiken, Hazara und Usbeken gegenseitig massakrierten, sie spielten Fußball unter den Taliban, wenn auch mit langen Bärten, langen Hosen und langen Ärmeln; Shorts und T-Shirts waren untersagt. Und seit 2001, als die Amerikaner und ihre Verbündeten kamen, um das Land zu befreien und zu besetzen, spielen sie erst recht Fußball.

Kabul im Oktober 2012 ist eine Stadt im Zustand der Selbstbelagerung. Alle Straßen im Zentrum, wo die Ministerien, Botschaften, internationalen Organisationen und Hotels liegen, sind gesäumt von

haushohen, aneinandergereihten Beton-elementen, darauf wuchert überall der Nato-Draht wie Unkraut aus Stahl. Seitenstraßen und Hauseinfahrten sind mit Schlagbäumen oder eisernen Toren abgesperrt. Hinter den vielen Mauern arbeiten die Ausländer am Nation-Building. Draußen auf den Straßen stehen die Afghanen hupend im Stau.

Und an den Heckscheiben ihrer Toyota Corollas oder auf den Rückseiten ihrer Eselskarren kleben die Namen und Embleme ihrer Lieblingsclubs, häufig FC Barcelona, oft Real Madrid, manchmal Manchester United, selten Bayern München. Gibt es irgendwo ein paar Quadratmeter ebene Fläche, in den verwahrlosten Parks oder zwischen den Gräbern der Friedhöfe, so sieht man Kinder Fußball spielen, barfuß, schmutzig, glücklich. Auf dem großen Feld vor dem zerbombten und mit Einschusslöchern übersäten Darul-Aman-Palast, Lieblingszielscheibe aller Eroberer, rennen sie in Scharen durch den Staub. „Die Zukunft gehört uns“, steht auf einem Plakat des afghanischen Fußballverbands am Eingang des Stadions.

23 Minuten sind gespielt im Halbfinale, ein Foul, einer bleibt liegen. „Oh, oh, oh, das tut weh“, ruft der junge Kommentator Mokhtar Lashkari in sein Mikrofon, das Spiel wird live übertragen, jeder dritte der 30 Millionen Afghanen, so sagen Schätzungen, sitzt jetzt vor einem Bildschirm. Bereits in über 80 Prozent der städtischen Haushalte soll es TV-Geräte geben, und auf dem Land, wo es oft keinen Strom gibt, schließen sie die Apparate an Dieselgeneratoren an oder verkabeln sie mit einer Autobatterie.

Am Stadionbildschirm und auf den Fernsehern des Landes leuchtet das Signet der Afghan Premier League auf, ein stolzer Löwe, dazu der Slogan „Für ein besseres Afghanistan“, darüber acht Sterne, Symbol für die acht Mannschaften aus allen Landesteilen, die für dieses Turnier in den vergangenen Monaten zusammengestellt worden sind, mit Hilfe einer TV-Casting-Show. „Maidan e Sabz“ heißt die, „Der grüne Rasen“: Afghanistan sucht den Fußballstar. Die Fernsehleute haben dazu die Landeskarte neu gezeichnet, haben die 34 Provinzen des Landes acht Großzonen zugeordnet. Sie gaben jedem Team einen stolzen Namen, Falken vom Weißen Gebirge, Sturm vom Fluss Harirod, Adler vom Hindukusch.

„Noorzai auf Faizi. Faizi zu Rezai. Rezai zu Ghobal. Aber sie spielen gegen eine Wand.“ So spricht Mokhtar Lashkari in sein Mikrofon, so spricht er ins Land hinaus. Fußballkommentatoren klingen überall auf der Welt gleich.

Der Name von Asadullahs Mannschaft, De Maiwand Atalan, bedeutet „Helden von Maiwand“, benannt nach einer Schlacht des Jahres 1880, als die Afghanen den Briten im zweiten angloafghani-

LELA AHMADZAI / DER SPIEGEL



Afghan-Premier-League-Spieler Rezai 2012, Exekution der Afghanin Zarmina 1999 im Ghazi-Stadion von Kabul: Tote am Flutlichtmast

schen Krieg eine Niederlage zufügten. Die Spieler stammen aus den Südpervenzen Kandahar, Helmand und Nimruz. Es sind die gefährlichsten Ecken des Landes, alle paar Tage kommt es hier zu Anschlägen. Ihre Gegner, Simorgh Alborz, deren Name vom mythischen Wundervogel Simorgh inspiriert ist, kommen aus den Nordprovinzen rund um Masar-i-Scharif.

„Das wird schwierig für unsere Freunde aus Kandahar, sie haben keinen Platz.“ Mokhtar Lashkari, 26, mit Säuglingsgesicht und Boygroup-Frisur, ist der Star des Fernsehsenders Tolo TV, er ist die Oprah Winfrey Afghanistans. Seine Landsleute sagen ihm ein fast magnetisches Charisma nach. Lashkari möchte „die Menschen Afghanistans durch das Fernsehen miteinander befreunden“. Man müsse bedenken, sagt Lashkari, dass die Eltern dieser jungen Männer, die nun miteinander Fußball spielen, „sich gegenseitig bekriegt und ermordet haben“.

Lashkari war es auch, der in den vergangenen Monaten mit seinem Team zu den Castings in alle Winkel des Landes fuhr. In manchen Städten kamen mehr als tausend junge Fußballspieler zusammen, die von einer Jury aus erfahrenen Trainern im Massenverfahren verschiedenen Tests unterzogen wurden. Man prüfte Ausdauer, technische Geschicklichkeit und allgemeines Fußballwissen. Sie mussten Bälle im Slalomlauf um Stangen führen, auf Torwände schießen, aber auch schwere Traktorreifen schleppen, sie mussten Fragen beantworten, wie schwer ist ein Fußball, wie breit ist ein Tor.

18 Spieler nominierten die Experten pro Team direkt, von 6 weiteren erstellte das TV-Team Filmporträts, aus diesen wiederum wählte das Fernsehpublikum per SMS im Rahmen der später ausgestrahlten Fernsehshow „Maidan e Sabz“ die 3 letzten Spieler aus. Man muss den Begriff der Casting-Show ordentlich deh-

nen für dieses Verfahren, aber egal, „es ging um die Aufmerksamkeit“, sagt Lashkari.

Und es ging darum, Spieler aus allen Regionen zusammenzubringen, die sonst niemals gemeinsam auf einem Feld stehen würden, weil es bislang keine nationale Liga gab. Im afghanischen Nationalteam, Platz 166 im Fifa-Ranking, das seine Heimpartien aus Sicherheitsgründen meist in Indien bestreitet, spielen fast ausschließlich Männer aus Kabul oder aus dem Ausland, weil die Verantwortlichen gar nicht wissen, welche Talente im Rest des Landes existieren, ob sie überhaupt existieren. Nun wissen sie mehr. Asadullahs Mannschaft schlug in der Vorrunde das favorisierte Team aus Kabul, dem sechs Natio-

## Auf dem Weg zum Spiel traf ihn ein Bombensplitter. Vier Wochen später ging er zum Casting.

nalspieler angehören, mit 3:1, Asadullah gab die Pässe zu allen drei Toren.

„Allah führt meinen Fuß“, sagt Asadullah Rezai.

Im Halbfinale geht sein Team mit Rückstand in die Pause.

Dass Asadullah an diesem Turnier teilnehmen kann, verdankt er seinem Können. Dass er noch am Leben ist, dem Zufall. Er stammt aus der Stadt Lashkar Gah, Hauptort der Provinz Helmand. Fünf Schwestern habe er, erzählt er, und acht Brüder, der Vater sei Beamter, außerdem betreibe die Familie einen kleinen Laden, er selbst arbeite am Schalter einer Bank.

Mit seinen mongolischen Gesichtszügen, den Schlupflidern, gehört er unverkennbar der Volksgruppe der Hazara an, angeblich Nachfahren von Dschingis

Khans Mongolenarmee. Wie 18 sieht er nicht aus, eher wie 30, „zu viel erlebt“, sagt er. Es lässt sich keine einsamere Minderheit denken als jene der Hazara in Helmand: Angehörige einer kleinen Ethnie, historisch immer wieder diskriminiert, persischsprachig unter Paschtunen, Schiiten inmitten von lauter Sunniten. Für die Taliban waren die Hazara Untermenschen, sie rekrutierten sie als Diener und Handlanger, wenn sie sie nicht gleich umbrachten. „Ich bin der einzige Hazara in meinem Team“, sagt Asadullah, „aber es gibt keine Probleme.“

Vor drei Monaten fuhr Asadullah gemeinsam mit sechs Kumpeln seiner Heimmannschaft „Kabul Bank Team Helmand“ in einem alten Toyota Land Cruiser zu einem regionalen Spiel nach Herat, als in der Nähe der Stadt Gershik wenige Meter vor dem Wagen eine von Aufständischen gebastelte, mit Nägeln und Schrauben gefüllte, per Fernbedienung ausgelöste Bombe explodierte. Ein Metallsplitter riss einem Freund auf dem Rücksitz ein Ohr ab, ein weiterer durchdrang die Fahrertür und bohrte sich in Asadullahs rechten Oberschenkel.

Er zeigt auf seinem Handy Fotos des durchlöchernten Fahrzeugs, er zieht sein Gewand hoch und offenbart die tiefrote Narbe. Als er aus dem Auto stieg, brach er zusammen. Die Ärzte operierten ein langes Stück Schraubgewinde aus dem Fleisch. Vier Wochen danach ging Asadullah zum Casting der Premier League.

Sein Bruder Akhtar Mohammed, 33, ein ehemaliger afghanischer Nationalspieler, der die Mannschaft wie ein lebendes Maskottchen begleitet, trägt einen Verband am rechten Arm, seine Hand ist geschwollen. Er hält einen kleinen Schaumstoffball in den Fingern, den er immer wieder zusammendrückt, um die traumatisierten Unterarmmuskeln zu trainieren. Am 16. August dieses Jahres war er auf



dem Weg zum Casting in Kandahar, um seinem Bruder beizustehen, als plötzlich hundert Meter vor ihm auf der Straße bewaffnete Männer standen. Akhtar arbeitet als Fahrer für die amerikanische Hilfsorganisation International Relief and Development, aus Sicht der Aufständischen also für den Feind, „deshalb bin ich ein Ziel für die Taliban“. Er versuchte zu wenden, sie eröffneten das Feuer, drei Schüsse trafen seinen Arm.

Asadullah erinnert sich an einen Tag, als er noch ein Kind war in Lashkar Gah, vielleicht sechs Jahre alt, die Taliban an der Macht. „Sie kamen in unseren Laden und wollten drei Seile haben, wie üblich bezahlten sie nicht. Ich holte die Seile und gab sie ihnen.“ Später sah er auf dem Fußballplatz drei Leichen von einem Bauern hängen. „Sie hingen an meinen Seilen.“

Wenn die Spieler von De Maiwand Atalan im Ghazi-Stadion trainieren, spielt Asadullahs Bruder Akhtar immer mit, man sieht ihm die Verletzung nicht an. Er treibt die Jüngeren an, wenn sie müde werden, „Freunde, ich habe drei Schusswunden und bin schneller als ihr, los, weiter!“

Nach dem Training sitzen die Helden von Maiwand auf den Fluren des Roshan Plaza Hotel in Kabul, 9. Stock, eine schmutzige Absteige, sie teilen sich die Doppelzimmer je zu viert. Manche tragen T-Shirts ihrer Lieblingsvereine, einer läuft

im deutschen Nationaldress rum, die meisten aber stecken in traditionellen Gewändern. In Zimmer 913 spielt der Ersatztorwart gegen einen Stürmer Fußball auf der Playstation, AC Mailand gegen FC Arsenal. Der junge Trainer verteilt Granatapfelkerne auf Plastikteller, Kraftnahrung, er hat die Früchte extra aus Kandahar mitgebracht. Über Asadullah sagt der Trainer, er sei „ein Typ wie Xavi“ vom FC Barcelona, ein Spielmacher, ein Denker und Lenker auf dem Platz. Asadullah lächelt.

Gleich wird die Sonne untergehen, die jungen Männer rollen ihre Gebetsteppiche aus, alle werden beten, in den Zimmern zeigen Pfeile die Richtung von Mekka an. Sunniten beten anders als Schiiten, aber das ist egal. Später holt einer ein Instrument hervor, Darya genannt, eine Art Tamburin, und sie singen gemeinsam ein lautes Volkslied aus der Heimat, „Schneider, wenn du mir den Gehrock nähst, dann stick mir schöne Muster drauf“.

Auf einem Fernseher läuft indische Popmusik, die Sängerin hat offene Haare, einen tiefen Ausschnitt, so würden diese Kandahari ihre Frauen niemals rumlaufen lassen, fast die Hälfte der Spieler, obwohl kaum einer älter als 20, ist schon verheiratet, hat Kinder. Paschtunen heiraten Paschtuninnen, Tadschiken Tadschikinnen, Usbeken Usbekinnen, da vermischt

sich nichts, so weit ist Afghanistan noch nicht. Eine Umfrage nach Lieblingsspielern ergibt sechsmal Messi, viermal Ronaldo, zweimal Zidane sowie je einmal Iniesta, Özil und Khedira. Und einer sagt „Schweinsteiger gut“.

Zwei gekreuzte Säbel schmücken das Logo der Helden von Maiwand. Keiner hat mit diesem Team gerechnet, aber im Halbfinale stehen sie als Favorit.

Kommentator Lashkari live: „De Maiwand Atalan geht jetzt in die Offensive. Doch das verschafft dem Gegner Räume.“ In der 52. Minute fällt das 0:2.

Auf der VIP-Tribüne steht ein Mann und spricht in zwei Handys gleichzeitig. Ohne ihn gäbe es diese Fußballshow nicht. Saad Mohseni, 46, ist Besitzer und Gründer von Tolo TV sowie einer Reihe weiterer Medien der familieneigenen Moby Group, und er betreibt sein Unternehmen als ein Projekt der Aufklärung. Aufgewachsen in Australien, kam Mohseni kurz nach dem Fall der Taliban zurück in das Land seiner Herkunft und begann, einen privaten Fernsehsender aufzubauen, der die Konservativen erschreckte. Gemeinsam mit dem paschtusprachigen Schwesterkanal Lemar TV kommt Tolo, Persisch für Morgenröte, mittlerweile auf 62 Prozent Marktanteil, der Einfluss ist enorm. Mohseni schaut zufrieden auf die Menge im Stadion. „Ich



Teammanager beim Gebet, Mannschaftsmitglieder von De Maiwand Atalan: „Allah führt meinen Fuß“



LELA AHMADZAI / DER SPIEGEL

**Jugendliche vor der Ruine des Darul-Aman-Palasts bei Kabul:** „Schweinsteiger gut“

mag es, wenn sie schreien. Afghanen zeigen so wenig Leidenschaften. Wir geben ihnen ein Ventil.“

Mohseni betreibt mit Tolo TV eine Kulturrevolution mit den Mitteln des Unterhaltungsfernsehens. Der Sender hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Formaten produziert, die mit muslimischen Tabus brechen und eine liberale Moderne in die Häuser tragen. Das Magazin „Banu“, „Frau“, widmet sich Themen und Rechten von Frauen, wobei es am Anfang schon zu Protesten führte, dass Frauen überhaupt im Fernsehen zu sehen waren, dass sie in Talkshows mit Männern sprachen.

„The Ministry“ ist, wie „Stromberg“, eine nach dem Vorbild von „The Office“ gestaltete Doku-Fiction-Serie, erzählt wird der von Korruption und Inkompetenz geprägte Alltag im afghanischen Ministerium für Müll. Ähnlichkeiten mit realen Figuren sind so gewollt wie unvermeidlich. Die Action-Serie „Eagle Four“ handelt von einer Polizei-Spezialeinheit, die landestypische Fälle erledigen muss, Selbstmordattentate vereiteln, Bombenangriffe auf Flugzeuge verhindern. Den größten Erfolg aber hatte Tolo TV mit „Afghan Star“, einem Gesangstalentwettbewerb nach dem global erfolgreichen Muster von „Pop Idol“, es wird bereits die siebte Staffel produziert. Im Jahr 2008 erhielt eine der Finalistinnen Morddrohungen, weil sie bei ihrem Auftritt ein paar Tanzschritte einlegte und ihr das Kopftuch vom Haar rutschte.

Mohseni schaut den Spielern zu, athletischen jungen Männern mit modischem Haarschnitt: „Die Leute wollen diese hübschen Jungs sehen. Sie wollen keine bärtigen Fanatiker sehen.“

75. Minute, Gestöber im Strafraum der Wundervogel vom Alborz-Gebirge, es ist kein Spiel für Genießer. Abdul Wahid Noorzai schiebt ein für die Mannschaft

aus Kandahar, 1:2, der Anschlusstreffer. Jetzt alles nach vorn werfen, den Ausgleich schaffen, die Verlängerung erzwingen. Vor der Ersatzbank schreit und fuchelt der Kandahar-Trainer und wird prompt verwarnt, weil er zu nah am Spielfeldrand steht. Penibel wird in der Afghan Premier League den Fifa-Regeln Folge geleistet, ein Spieler, der sich das Trikot vom Kopf zieht nach einem Tor, kriegt auch in Kabul die gelbe Karte. Sie wollen alles richtig machen, im Stadion sollen klare Gesetze gelten, weil draußen schon genug Chaos herrscht.

Vielleicht ist das auch die deutsche Schule, die prägend ist für Afghanistans Fußballblüte seit 2002. Der Deutsche Fußball-Bund schickte früh Entwicklungshel-

## Die Show hat Asadullah bekannt gemacht. „Wenn die Taliban mich erkennen, bin ich tot.“

fer wie den deutsch-afghanischen Fußballlehrer Ali Askar Lali ins Land, um Fußballschulen zu gründen, Trainer auszubilden, auch eine Frauenfußballmannschaft wurde ins Leben gerufen.

Fünf Jahre noch, sagt Saad Mohseni, der Medienmogul. Fünf Jahre dauere es noch, dann habe Afghanistan eine Profiligen, und in zehn Jahren sei die Landesauswahl international konkurrenzfähig.

Sofern nicht wieder was dazwischenkommt. Kein neuer Krieg. In den letzten Wochen haben mehrere Studien dem Land eine düstere Prognose erstellt für die Zeit nach dem Abzug der internationalen Sicherheitstruppen im Jahr 2014. Man erwartet Betrug bei den anstehenden Wahlen, eine Eskalation der Gewalt, die Rückkehr der Gotteskrieger. Was

kann ein bisschen Fußball ausrichten gegen solche Kräfte? Zumal die inneren Feinde Afghanistans nicht mitspielen beim Turnier, es gibt keinen FC Taliban.

Asadullah Rezaei sagt: „Die Welt ist aus Hoffnung gebaut.“

Mokhtar Lashkari sagt: „Die Leute haben die Freiheit kennengelernt, auch dank des Fernsehens, auch dank Fußball, sie wollen nicht zurück.“

Saad Mohseni sagt: „Wir werden vielleicht ein paar Schlachten verlieren, am Ende aber gewinnen wir.“

Bis es so weit ist, rennt Asadullah dem Ball hinterher und träumt. Er träumt davon, irgendwann das afghanische Nationaltrikot zu tragen, jemand hat ihm zugeflüstert, sein Name stehe auf einer Liste. Er träumt davon, zu einem europäischen Club zu gehen, vielleicht sogar nach Deutschland, so wie der junge Australoafgane Mustafa Amini bei Borussia Dortmund, den sie in Kabul als einen der Ihren verehren. „Wenn ein deutscher Club anrufen würde“, sagt Asadullah, „würde ich zu Fuß hinlaufen.“

In seiner Heimatstadt Lashkar Gah erkennen ihn die Leute auf der Straße, seit die Fußballshow läuft. Steht er am Schalter seiner Bank, fragen sie ihn, warum er nicht auf dem Fußballplatz sei. Seine Eltern, die ihm immer abgeraten haben von diesem Sport, weil der Weg zu den Spielen in anderen Städten zu gefährlich ist, sind zwar stolz auf ihn, aber sie haben jetzt noch mehr Angst. Auch die Feinde kennen nun sein Gesicht. Ein Hazara, aus Helmand, auf dem Fernsehkanal der Ungläubigen. „Wenn die Taliban mich erkennen, bin ich tot“, sagt er.

Es reicht nicht mehr.

Auch sieben Minuten Nachspielzeit reichen nicht mehr, De Maiwand Atalan verliert gegen Simorgh Alborz mit 1:2. Der Schiedsrichter pfeift ab, und wie trunken jöhlt die Menge, es scheint nicht so wichtig, wer hier gewonnen hat. Auf dem Spielfeld liegen die Verlierer aus Kandahar wie von einem Meteoritenhagel erschlagen, todtraurig und leer, und die Männer aus Masar-i-Scharif hüpfen und schreien, sie küssen sich, sie küssen jeden. Die Helden von Maiwand sind untergegangen, überflügelt von den Wundervögeln von Alborz. Asadullah steht irgendwo auf dem Platz und weint, hier, auf dem Rasen, auf dem eine Frau namens Zarmina hingerichtet wurde, 16. November 1999, Asadullah weint und weint, 11. Oktober 2012. Ein Gegner nimmt ihn in den Arm.



**Video:  
90 Minuten  
Hoffnung**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. [spiegel.de/app432012afghanistan](http://spiegel.de/app432012afghanistan)





# Der Ostdeutsche im Sitzbad

**ORTSTERMIN:** Die Stadt Suhl erlangt mit einem Kinofilm über das einzige japanische Restaurant der DDR historische Größe.

In der Gothaer Straße 8 hängt ein Küchenhandtuch an der Häuserwand. Neben dem Handtuch steht Jens Triebel, der Oberbürgermeister von Suhl. Unter dem Handtuch versteckt sich ein kleines blaues Schild, das an das einzige japanische Restaurant der DDR erinnert. Es wurde gegründet und geführt von einem Mann namens Rolf Anschütz, einem Entrepreneur mitten im Sozialismus. Anschütz empfing Gäste aus der ganzen Welt und wurde sogar nach Japan eingeladen.

Es gibt jetzt einen Spielfilm, der seine Geschichte erzählt. Er heißt „Sushi in Suhl“ und hatte vergangene Woche im Cineplex Weltpremiere. Er läuft in allen sieben Sälen. Die Karten waren in sechs Stunden ausverkauft.

Es ist die Geschichte eines Ostlers, der sich nicht unterkriegen ließ von der Planwirtschaft. Es besteht ein großes Bedürfnis nach positiven Geschichten in Suhl.

„Andere haben Goethe und Schiller, wir haben Anschütz“, sagt Triebel und zieht das Handtuch vom Gedenkschild. Es ist eine Anspielung auf einen Text in der „FAZ“, der zum Tag der Deutschen Einheit erschienen war. Suhl wurde dort mit Weimar verglichen und kam nicht gut weg. Die Stadt ist überaltert und verschuldet, und besonders hübsch ist sie auch nicht.

„Sushi in Suhl“ ist eine Liebeserklärung an unsere Heimatstadt. Ich hätte mir nur gewünscht, dass der Hauptdarsteller thüringisch spricht und nicht sächsisch“, sagt Triebel. Er nickt in Richtung Uwe Steimle, einem Dresdner Kabarettisten, der den Wirt im Film spielt und zur Weltpremiere nach Suhl gekommen ist.

„Aber auch Kennedy konnte ja kein Deutsch und rief: Ich bin ein Berliner“, sagt Triebel. Kennedy. Man kann nur ahnen, wie groß die Hoffnungen sind, die sich mit dem Film über den gewitzten Koch verbinden.

Viel ist nicht mehr zu sehen von damals. Anschütz ist seit Jahren tot, sein Restaurant ging nach der Wende pleite

und steht leer. Es gibt jetzt keinen japanischen Koch mehr in Suhl. Dafür erscheinen zwei junge Kellnerinnen aus einem nahegelegenen ungarischen Restaurant und bieten Salzgebäck namens Poğaç und Marillenschnaps an. Aus der Partnerstadt Würzburg sind der Oberbürgermeister sowie drei Abgesandte einer deutsch-japanischen Freundschaftsgesellschaft gekommen. Dazu gibt es verwirrend viele Angehörige des berühmten Kochs.

Eine alte Dame im Kimono steht still in all dem Trubel. Sie ist 71 Jahre und hat hier als Geisha gekellnert, bis die Gast-

werden müsse. De Maizière richtete aus, dass er als Fackelträger zur Verfügung stehe.

Dann stehen sie in einem kleinen Büroraum zwischen Schreibtischen und Zimmerpflanzen. Das Wasserbecken haben sie bei den Renovierungsarbeiten zugeschüttet.

„Es ist alles viel kleiner als in unserem Film“, sagt Steimle.

„Es war eher ein Sitzbecken“, sagt die Hausbesitzerin.

Rolf Anschütz soll hier insgesamt 1,9 Millionen Gäste bewirtet haben. Demnach saß statistisch gesehen jeder neunte Ostdeutsche irgendwann im Suhler Sitzbad. Die Delegation rechnet durch, ob das wirklich hinkommen kann. Es ist unwahrscheinlich, aber eigentlich auch egal.

Die Geschichte der Ostdeutschen ist inzwischen Stoff für Erzählungen. Manche erinnern an Dostojewski, manche an die Gebrüder Grimm. Oberbürgermeister Triebel erklärt, dass neben Anschütz auch verschiedene Olympiasieger im Schießen und Bobfahren aus Suhl kamen. Die Stadt hat die größte Olympiasiegerdichte in Deutschland, sagt Triebel.

„Wir müssen die Fackel weitertragen“, sagt Steimle.

Dann gehen sie zur Weltpremiere ins Suhler Multiplexkino.

Der Film kommt gut an in Suhl. Vielleicht weil er den Suhlern nicht zu erklären versucht, wer sie einmal waren. Nach all den ehrgeizigen DDR-Historien schinken in Braun- und Blautönen wirkt „Sushi in Suhl“ bodenständig und erstaunlich bunt.

Am Ende kehrt der Held von seiner Westreise freiwillig nach Suhl zurück. Da sei seine Heimat, sagt er. Sein Japan. Die Zuschauer hüpfen beschwingt in ihre dunkle Stadt zurück.

Im Kinofoyer sagt der Oberbürgermeister von Würzburg zu seinem Kollegen aus Suhl: „So einen Film bräuchten wir auch mal über unsere Stadt.“

ALEXANDER OSANG



Kostümierte Suhlerinnen: „Andere haben Goethe und Schiller“

stätte pleiteging. Es war die schönste Zeit ihres Lebens, sagt sie. Wenn man sie nach ihrem Namen fragt, sagt sie: Erika-san.

Vera Lorenz-Burggraf, die das Gebäude nach der Wende kaufte und renovierte, bietet an, das ehemalige Bad zu zeigen, in dem die Besucher des Japan-Restaurants nackt ins Wasser stiegen, bevor sie aßen. Der Schauspieler Steimle, der Oberbürgermeister Triebel sowie die Würzburger Gäste folgen ihr. Steimle erzählt, dass der Verteidigungsminister von dem Film begeistert sei. Endlich mal ein Werk, in dem die Deutsche Demokratische Republik nicht nur auf Stacheldraht und Staatsicherheit reduziert werde, sagt Steimle. Dort hätten doch vor allem ganz normale Menschen gelebt. Er schrieb Thomas de Maizière, dass die Fackel weitergetragen

SIEMENS

## Einschnitte bei Zeitarbeitern

Kurz bevor die Siemens-Führung Anfang November Details zu ihrem neuesten Sparprogramm vorstellen will, liefert sie sich mit Betriebsrat und IG Metall schon mal einen heftigen Schlagabtausch. Noch geht es allerdings nicht um mögliche Einschnitte bei der Stammbesellschaft von knapp 120 000 Mitarbeitern in Deutschland, sondern um mehrere tausend Zeitarbeiter. Der Konzern hatte die von Verleihfirmen entsandten Arbeitskräfte seit Mitte 2009 auf freiwilliger Basis bessergestellt, als das in der knapp kalkulierenden Branche oder bei Wettbewerbern sonst üblich ist. Vom 1. November an gilt allerdings eine bundesweit einheitliche tarifliche Regelung, die auch Siemens in wichtigen Teilen übernehmen will. Jüngere Arbeiter, die befristet an den Konzern ausgeliehen werden, wären demnach etwas bessergestellt als bisher. Das Nachsehen hätten jedoch längergediente Zeitarbeiter. Ihnen würden ab der nächsten Woche mitunter gleich mehrere hundert Euro pro Monat fehlen. Die Siemens-Beschaftsvertreter wollen das verhindern und notfalls vors Arbeitsgericht ziehen. Außerdem haben sie für den 1. November vorsorglich schon Protestkundgebungen in Frankfurt und Berlin geplant. Ein Siemens-Sprecher wollte sich unter Berufung auf derzeit laufende Gespräche nicht zu dem Vorgang äußern.

JORG MODROW / LAIF



Windpark in der Nordsee

ENERGIEWENDE

## Aus für Offshore-Park

Die ehrgeizigen Pläne der Bundesregierung für den Ausbau der deutschen Offshore-Windparks haben einen Rückschlag erlitten. Das dänische Energieunternehmen Dong stoppt den Bau der Anlage Borkum Riffgrund 2. Auch die Bestellung von 97 Windrädern bei Siemens hat der Staatskonzern bis auf weiteres storniert. Geplant war eine Leis-

tung von etwa 300 Megawatt, was einem kleinen konventionellen Kraftwerk entsprochen hätte. Grund für den Rückzug: „Der Netzbetreiber Tennet sagt zwar einen Netzananschluss zu, will aber kein verlässliches Datum nennen, wann er die Leitung ins deutsche Stromnetz fertigstellen kann“, klagt der Deutschland-Geschäftsführer von Dong Energy, Christoph Mertens. Das vorläufige Aus für den Offshore-Park in der Nordsee dürfte auch bei den bevorstehenden Verhandlungen über ein Gesetz zu Haftungsregeln für Windparkbetreiber bei fehlenden Netzan Schlüssen eine Rolle spielen. Sie treten diese Woche in Berlin in die entscheidende Phase.

QUERSCHNITT

## Flugzuschläge heben ab

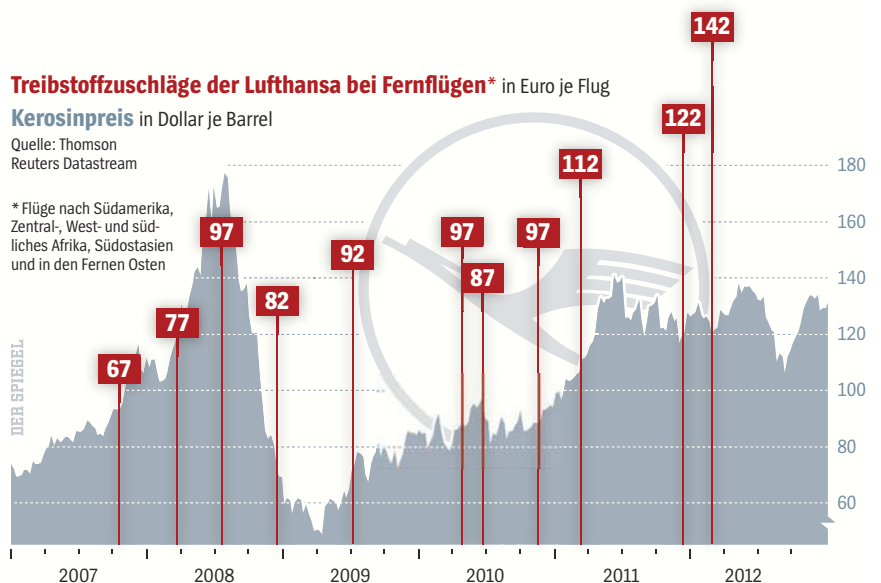
Der Lufthansa droht trotz ihres Sparprogramms „Score“ zum Jahresende ein Verlust im Stammgeschäft, dem Passagiertransport. An den Kerosinzuschlägen, die zusätzlich zum Ticketpreis erhoben werden, kann das nicht liegen. Sie haben inzwischen Rekordhöhen erreicht und übertreffen sogar noch das Niveau vom Sommer 2008. Damals lag der Treibstoffpreis allerdings noch 38 Prozent über dem aktuellen Wert.

Treibstoffzuschläge der Lufthansa bei Fernflügen\* in Euro je Flug

Kerosinpreis in Dollar je Barrel

Quelle: Thomson Reuters Datastream

\* Flüge nach Südamerika, Zentral-, West- und südliches Afrika, Südostasien und in den Fernen Osten





LEBENSMITTELINDUSTRIE

## „Viel Zucker bringt viel Umsatz“

Thilo Bode, 65, Chef der Verbraucherorganisation Foodwatch, über die freiwillige Zuckerreduzierung des Lebensmittelriesen Nestlé

**SPIEGEL:** Herr Bode, der Nestlé-Konzern hat angekündigt, den Zuckergehalt seiner Frühstücksflocken auf 28 Prozent zu reduzieren. Sie müssten begeistert sein.

**Bode:** Bin ich aber nicht. Bislang hatten Nestlés Frühstücksflocken für Kinder so viel Zucker wie Schoko-Doppelkeke – künftig haben sie „nur“ noch so viel wie Kuchen. Es gibt keinen Grund, das zu feiern. Nestlé hat bei Flocken nach wie vor kein einziges ausgewogenes Kinderprodukt im Sortiment.

**SPIEGEL:** Woran liegt das?

**Bode:** Nestlé orientiert sich nicht an Ernährungsexperten, sondern an Kellogg's. Zucker verstärkt den Geschmack, und die Geschmacksnerven der Kinder werden von der Industrie auf süß getrimmt. Viel Zucker bringt viel Umsatz. Deshalb können wir die Lösung nicht allein Unternehmen überlassen. Der Gesetzgeber muss vorschreiben: Frühstücksflocken für Kinder dürfen maximal zehn Prozent Zucker enthalten.

**SPIEGEL:** Bis vor kurzem hieß es bei Nestlé immer, die Flocken seien nicht zu süß, nun wird der Zuckergehalt doch gesenkt.

**Bode:** Das ist angesichts der gesundheitspolitischen Debatten opportun. Aber den entscheidenden Schritt machen die Unternehmen nicht. Nestlés Flocken sind auch nach dem Zuckerabbau noch Süßigkeiten, selbst Butterkekse haben weniger Zucker.

**SPIEGEL:** Könnte man nicht einfach Frühstücksflocken mit geringerem Zuckeranteil herstellen?

**Bode:** Natürlich, wir haben Nestlé-Deutschland-Chef Gerhard Berssenbrügge ein ausgewogenes Müsli-Flockenprodukt zusammengestellt und überreicht, samt Packungsdesign. Unsere „Flockies“ haben nur Zucker aus den Trockenfrüchten, insgesamt unter zehn Prozent. Nestlé, Kellogg's und all die anderen könnten sie sofort nachmachen.



Bode

SCHULDENKRISE

## Wer spricht Griechisch?

Die Troika zur Prüfung der Sparfortschritte in Griechenland kämpft nicht nur mit gigantischen Haushaltslöchern, sondern auch mit erheblichen Sprachbarrieren. Die Experten von Internationalen Währungsfonds, EU-Kommission und Europäischer Zentralbank sind überzeugt, dass Griechenland viel mehr ausländische Fachleute braucht, die vor Ort beim Aufbau moderner Strukturen helfen – etwa in der

Finanzverwaltung oder bei der Wirtschaftsförderung. Am Geld scheitert die dringend benötigte Beratung weniger. Als Haupthindernis erweisen sich vielmehr mangelnde Sprachkenntnisse. „Es gibt einfach nicht genügend Experten, die vernünftig Griechisch können“, heißt es aus dem Troika-Umfeld. Übersetzer allein könnten das Problem nicht beheben. Bereits jetzt hilft die sogenannte Taskforce der EU-Kommission Griechenland beim Aufbau einer modernen Verwaltung. Kritiker aus Kreisen der Troika sehen den Einsatz der Truppe allerdings zum Teil als „PR-Veranstaltung“.

Was macht Badischen Wein so einzigartig?



Jetzt Fan werden und beim Gewinnspiel mitmachen!



Genießer finden ihn auf der Weinkarte aller Sternerestaurants Badens.

Baden ist nicht nur Deutschlands südlichstes Weinland – wo die Sonne öfter und wärmer scheint, als in jeder anderen Region – sondern auch das Anbaugebiet mit den meisten Sternerestaurants. Und alle setzen auf den wahren Genuss. Unsere Weine sind mit Liebe gemacht und vereinen die ganze badische Lebensart in sich: die Freude an gutem Essen, feinen Spezialitäten, höchster Qualität und echter Gastfreundschaft.

Katharina Zimmer · Badische Weinkönigin 2012/13



**BADISCHER WEIN**  
Von der Sonne verwöhnt

www.badischerwein.de

HIGHTECH

# Wette auf die Zukunft

Microsoft war das teuerste Unternehmen der Welt – so mächtig wie verhasst.

Dann verlor es den Anschluss. Doch jetzt mobilisiert der Konzern alle Kräfte, um Apple und Google wieder einzuholen. Es ist seine vielleicht letzte Chance.



Montage des neuen Logos an einem Microsoft-Store in Kalifornien



**E**in Loft in Manhattan, Backstein und freiliegende Stahlträger, getaucht in blaues Licht. Aus Lautsprechern dröhnt dramatische Orchestermusik. Der Chef des Handy-Herstellers Nokia betritt den Raum. Er spricht von der „Schlacht der Geräte“ und dem „Krieg der Betriebssysteme“. Von dem „Bewusstsein für die Dringlichkeit der Lage“. Von dringend nötigen „neuen Visionen“. Stephen Elop, vor zwei Jahren angetreten als Chef des weltgrößten Handy-Herstellers, der jetzt nur noch der zweitgrößte ist, Tendenz schnell fallend, hält eine Kampfrede.

Es folgt: Steve Ballmer, der Vorstandsvorsitzende von Microsoft. Seine Stimme hämmert durch den Saal, er brauchte kein Mikro, ein Einpeitscher. Schweißperlen glänzen auf der Glatze, er hetzt von links nach rechts und wieder zurück. „Phänomenale Arbeit, phänomenal.“ Und: „Das ist ein Windows-Jahr, ganz bestimmt, glaubt mir.“ Noch eine Kampfrede.

Ballmer und Elop stellen an diesem verregneten Septembertag in New York die neueste Generation von Nokia-Mobiltelefonen vor, entwickelt in enger Kooperation mit Microsoft. Doch hier wird nicht nur ein neues Produkt präsentiert. Es klingt, als zögen zwei Unternehmen gemeinsam in den Krieg, dessen Entscheidungsschlacht unmittelbar bevorsteht. Und so ist es auch.

Microsoft und Nokia haben ihre Präsentation in die Woche gelegt, vor der Apple sein neuestes iPhone vorstellt. Denn wenn Apple eine Premiere feiert, gehört die Bühne allein dem von Steve Jobs geprägten Unternehmen, dann stürmen die Menschen die Läden, die Medien berichten in Endlosschleifen. Über Microsoft und Nokia kann man das nicht sagen, nicht mehr.

Die Rolle von Microsoft und Nokia beschrieb die „New York Times“ stattdessen jüngst so: „Zwei Außenseiter versuchen es noch einmal, aber rechtzeitig?“

Es könnte das Comeback des Jahres, vielleicht sogar des Jahrzehnts werden. Oder ein gigantischer Fehlschlag, der Microsoft noch weiter zurückwirft – und in der Bedeutungslosigkeit versinken lässt.

Denn die Kooperation mit Nokia ist nur ein Baustein in der neuen Strategie, die Microsoft zurück an die Spitze des technologischen Fortschritts führen soll.

So steht das Unternehmen in diesen Tagen vor einem fundamentalen Wandel. In den nächsten Monaten wird sich seine Zukunft entscheiden:

► Am 26. Oktober erscheint das radikal neue Betriebssystem Windows 8, geformt nach dem Vorbild von Smartphone-Betriebssystemen. Es soll als erste Software dieser Art ein nahtloses Arbeiten auf allen Geräten, Desktops, Tablets und Smartphones ermöglichen.

- Gleichzeitig kommt der erste von Microsoft selbst hergestellte Computer auf den Markt, ein Tablet mit dem Namen Surface. Damit wird der Software-Konzern zum Hardware-Hersteller, weitere Geräte werden wohl folgen.
- Die neuen Windows-Smartphones werden hoch gelobt, und die Partnerschaft mit Nokia könnte Microsoft Apple beim Marktanteil für Smartphone-Betriebssysteme überholen lassen.
- Die Spielekonsole Xbox entwickelt sich zum Home-Entertainment-Zentrum, das zudem das Internet erstmals effektiv auf den Fernseher bringt. Und für den 3-D-Sensor Kinect entstehen immer mehr Industrieanwendungen.

- Der für 8,5 Milliarden Dollar eingekaufte Internettelefonie-Anbieter Skype, mit 700 Millionen registrierten Nutzern, soll zum Kommunikationsstandard für das Internetzeitalter werden.

## Wenn Riesen wanken

Noch vor drei, vier Jahren wäre die Vorstellung lachhaft gewesen, Microsoft und Nokia – zwei der berühmtesten Marken der Welt, Marktführer über Jahrzehnte mit Milliarden von verkauften Produkten – müssten sich zusammenschließen, um sich gegenseitig zu stützen. Und Microsoft müsste alle Kräfte mobilisieren, um nicht von Apple und Google für immer abgehängt zu werden. Heute halten viele eher die Vorstellung für absurd, Microsoft könne dieser Kraftakt tatsächlich gelingen.

Die Elektronik- und Computerbranche hat in den rund 40 Jahren ihrer wilden Existenz immer wieder Umbrüche erlebt, getrieben von neuen Technologien und sterbenden Ideen. Neulinge wurden in kurzer Zeit zu Anführern, andere dagegen blieben nach einigen erfolgreichen Jahren unvermittelt auf der Strecke. Sicher waren nur die Branchenriesen, die von Anfang an dabei waren, so reich und so breit aufgestellt, dass sie sich immer irgendwie anpassen konnten.

Aber mit dieser Sicherheit ist es nun vorbei. So massiv sind die Erschütterungen durch die Internetrevolution und die Digitalisierung der ganzen Welt, dass nun auch die Riesen zu fallen drohen.

Plötzlich kämpfen Unternehmen ums Überleben, die noch vor wenigen Jahren als unschlagbar galten, als Leuchttürme der globalen Wirtschaft: Sony, einst einer der innovativsten Unterhaltungskonzerne der Welt, ist nur noch ein Schatten seiner selbst, von Milliardenverlusten geplagt. Hewlett-Packard, bis vor kurzem größter Computerhersteller der Welt, versucht eine Umstrukturierung nach der anderen. Dell, einst größter PC-Produzent der Welt, sucht verzweifelt nach einem Geschäftsmodell. Die Liste ist lang.

Aber der größte von allen einst unbesiegbaren Riesen ist Microsoft: das mächtigste, berühmteste, wertvollste Unternehmen Ende der neunziger Jahre. So gefürchtet, dass die US-Regierung das Unternehmen in seine Einzelteile zerlegen wollte, die EU-Kommission bedachte es mit der bis dahin höchsten Kartellstrafe seiner Geschichte.

Microsoft war wie Darth Vader. Allein der Name ließ Konkurrenten und Konsumenten vor Ehrfurcht erbleichen oder vor Hass beben. Aber wer hat heute noch Angst, dass Microsoft die Welt übernimmt? Die Rolle hat längst Google eingenommen, gegen den Suchmaschinenkonzern ermitteln die Kartellbehörden in Europa und den USA heute wie einst gegen Microsoft (siehe Seite 86). Wer glaubt heute noch, dass Microsoft unser digitales

## Abgehängt

Anteil der Segmente am Umsatz von Microsoft und Apple, in Prozent

### Neue Geschäftsfelder

Microsoft: z. B. Xbox, Windows Phone  
Apple: z. B. iPhone, iPad, iTunes

### Klassisches Geschäft

Microsoft: Windows-, Office- und Server-Software, Dienstleistung  
Apple: Mac-Verkäufe

### Sonstiges

\* Apple-Zahlen geschätzt,  
Quelle: FBN Securities

Geschäftsjahr  
**2012\***



158,9

82 %

DER SPIEGEL

Umsatz  
in Mrd. \$

73,7

17 %

83 %

Geschäftsjahr  
**2002**



28,4

12 %

84 %



5,7

79 %

15 %

Leben dominiert? Das macht Apple fast exklusiv, mit Unterstützung von Facebook, Twitter und Amazon.

Und so gibt es viele, die glauben – und nicht wenige Gehässige, die hoffen –, dass Microsoft Gefahr läuft, das prominenteste Opfer des großen Wandels zu werden: mit einem langen, aber stetigen Fall in die Irrelevanz. Todesfolge nicht ausgeschlossen.

Zwar operieren rund 90 Prozent aller PC weltweit mit einem Betriebssystem von Microsoft, und Office ist die global führende Bürosoftware. Aber bei Tablet-Computern ist der Marktanteil des Konzerns aus Redmond kaum messbar. Bei Smartphones sind es 3,5 Prozent.

Doch genau diese mobilen Computer, da sind sich die Experten einig, sind die Zukunft. Smartphones haben inzwischen mehr Rechenkraft als ein PC aus dem Jahr 2006. Schon in fünf Jahren werden normale Computer, wie wir sie heute kennen, weitgehend verschwinden. Stattdessen werden sie immer mehr wie Smartphones aussehen.

Die Entwicklung scheint klar vorgezeichnet: Verliert der PC an Relevanz, dann auch Windows und damit Microsoft. Apple machte im zweiten Quartal dieses Jahres mehr Umsatz allein mit dem iPhone als Microsoft mit allen seinen Bereichen zusammengenommen.

Findet der Konzern also nicht bald Anschluss, hat er kaum eine Chance mehr. In der vergangenen Dekade hat Microsoft fast jede neue Entwicklung verschlafen, unterschätzt oder schlecht kopiert: Internetsuchmaschinen, MP3-Player, elektronische Bücher, soziale Netzwerke.

Viele Technologieexperten haben ihr Urteil deswegen schon gefällt, seit Jahren heißt es immer wieder, Microsoft sei tot. Ein ideenloser Zombie, der bloß getragen von den Windows-Profiten aus alten Tagen noch durch die Gegend wandert.

Apple-Gründer Steve Jobs befand noch kurz vor seinem Tod vor einem Jahr: „Microsoft ist weitgehend irrelevant geworden.“ Und doch ist Microsoft, gemessen am Börsenwert, noch immer das fünftgrößte Unternehmen der Welt, mit 74 Milliarden Dollar Umsatz, 63 Milliarden Dollar Barreserven und 17 Milliarden Dollar Profit. Vor allem aber: Der Konzern hat verstanden, dass sich etwas ändern muss. Schnell und radikal.

Die einst klobigen und komplizierten Microsoft-Produkte sind auf einmal elegant und simpel. Selbst eigene Computer zu bauen ist kein Tabu mehr. Sogar ein neues Logo hat der Konzern vor wenigen Wochen vorgestellt als Zeichen der anstehenden Erneuerung.

Aber wird das reichen, um all das aufzuholen, was in den vergangenen Jahren

verpasst wurde? Was, wenn die große Wette auf eine radikal neue Software verlorengelht, weil sich nicht nur keine neuen Kunden finden, sondern auch die alten abspringen? Und wie konnte es überhaupt so weit kommen, dass das mächtigste Unternehmen der Welt mit scheinbar uneinholbarem Vorsprung so patzte?

## Mythos Gates

Die Geschichte von Microsoft beginnt nicht in einer Garage, nicht einmal im Silicon Valley. Es ist auch keine Geschichte über den amerikanischen Traum, über junge Außenseiter, die sich ganz nach oben arbeiten. Bill Gates, geboren am 28. Oktober 1955 in Seattle, gehörte schon immer zur Spitze der amerikanischen Gesellschaft.

Er wächst auf in einer Villa am See, geht auf die angesehenste Privatschule der Stadt, ausgestattet mit Zugang zu einem Großrechner von General Electric, mit das Beste, was es damals gibt. Dort lernt Gates zu programmieren.

Gates ist ein Mathe-Genie, er geht nach Harvard, aber er wird nicht glücklich an der Eliteuniversität. Lieber entwickelt und verkauft er zusammen mit seinem Freund Paul Allen ein Programm für einen frühen Mikrocomputer. Er schmeißt Harvard hin. Ende 1975 gründet er mit Allen die Firma Microsoft.

1979 macht Microsoft bereits 2,4 Millionen Dollar Umsatz: genug, um die Aufmerksamkeit des Computergiganten IBM zu erregen, der nach einem Betriebssystem für die ersten 16-Bit-Rechner sucht. Gates kauft für 50 000 Dollar die Rechte an einem rudimentären Betriebssystem, entwickelt von einem Programmierer aus Seattle, passt es den Erfordernissen von IBM an und nennt es MS-DOS: Microsoft Disk Operating System.

IBM glaubt zu diesem Zeitpunkt noch immer, dass allein die Hardware, nicht die Software im Zentrum der Computerrevolution stehen wird – und überlässt Microsoft die Rechte an dem neuen Betriebssystem für die ersten IBM-PC, die 1981 auf den Markt kommen. Eine Fehleinschätzung. Denn damit kann Microsoft seine Software auch an jeden anderen, neu auf den Markt drängenden PC-Hersteller verkaufen.

In den folgenden zehn Jahren steigt Microsoft zum dominierenden Unternehmen der Computervelt auf, auch weil es ein Spiegelbild seines Gründers ist: knallhart, rücksichtslos, brillant. Seine Marktmacht zementiert das Unternehmen mit Windows 95, der ersten Software mit einem eigenen Themensong, eingekauft für mehrere Millionen Dollar von den Rolling Stones. Zur Jahrtausendwende ist Microsoft das berühmteste Unternehmen der

Welt, verhasst bei Konkurrenten wegen seiner rüden Geschäftsmethoden, verfolgt von den Kartellbehörden wegen seiner Marktmacht.

Die neunziger Jahre sind grandiose Jahre für Microsoft, aber sie haben Gates ausgelaut. 2000 übergibt er den Vorstandsvorsitz an seinen Studienfreund Steve Ballmer, den er Anfang der achtziger Jahre ins Unternehmen geholt hat. 2006 zieht Gates sich ganz aus dem Tagesgeschäft des Unternehmens zurück. Microsoft wird nun nicht mehr von einem Ingenieur, sondern von einem Betriebswirtschaftler geführt.

Schaut man auf die Zahlen, scheint es, als wäre die Erfolgsgeschichte auch im neuen Jahrtausend ohne Gates nahtlos weitergeschrieben worden. Der Umsatz hat sich seither verdreifacht, auf 73,7 Milliarden Dollar. Die Umsatzrendite liegt bei 29 Prozent.

## Das verlorene Jahrzehnt

Doch die schönen Bilanzen verbergen eine Reihe von Fehleinschätzungen, die Microsoft immer weiter zurückfallen ließen im Wettrennen mit erfindungsreichen Konkurrenten wie Google oder Apple: Gates stampte den E-Reader ein, den Microsoft-Ingenieure schon Ende der Neunziger lange vor Amazon entwickelt hatten. Ballmer lachte erst über den iPod, dann über das iPhone. Googles Suchmaschinengeschäft tat er als „Kartenhaus“ ohne Zukunft ab. Soziale Netzwerke als eine Modeerscheinung. Ein erstes Windows-Tablet kam lange vor dem von Apple, aber unausgereift auf den Markt. Ein zweites war besser, wurde aber wenige Monate vor dem iPad gestoppt: Es gebe keinen Markt.

Wie kann das einem Konzern passieren, der 35 000 Entwickler beschäftigt und jährlich über neun Milliarden Dollar in Forschung und Entwicklung investiert? War es Ignoranz? Oder Arroganz?

Es gebe nicht den einen, alles erklärenden Grund, so sagt es Robert Bach. Zehn Jahre lang war er einer der wichtigsten Manager bei Microsoft, zuletzt Chef des Bereichs Entertainment and Devices, verantwortlich für die Xbox, Mobiltelefone, MP3-Player. 2010, nach 22 Jahren, ist er gegangen. In den Ruhestand, so heißt es offiziell. Gegangen worden, sagen andere.

Nun sitzt er in einem kleinen Café in der Nähe seines Hauses am Rande des Lake Washington, braungebrannt, jugendlich mit 50 Jahren, ein All-American Boy. Wenn er von Microsoft redet, sagt er immer noch „wir“, irgendwann fällt es ihm auf, er schüttelt den Kopf.

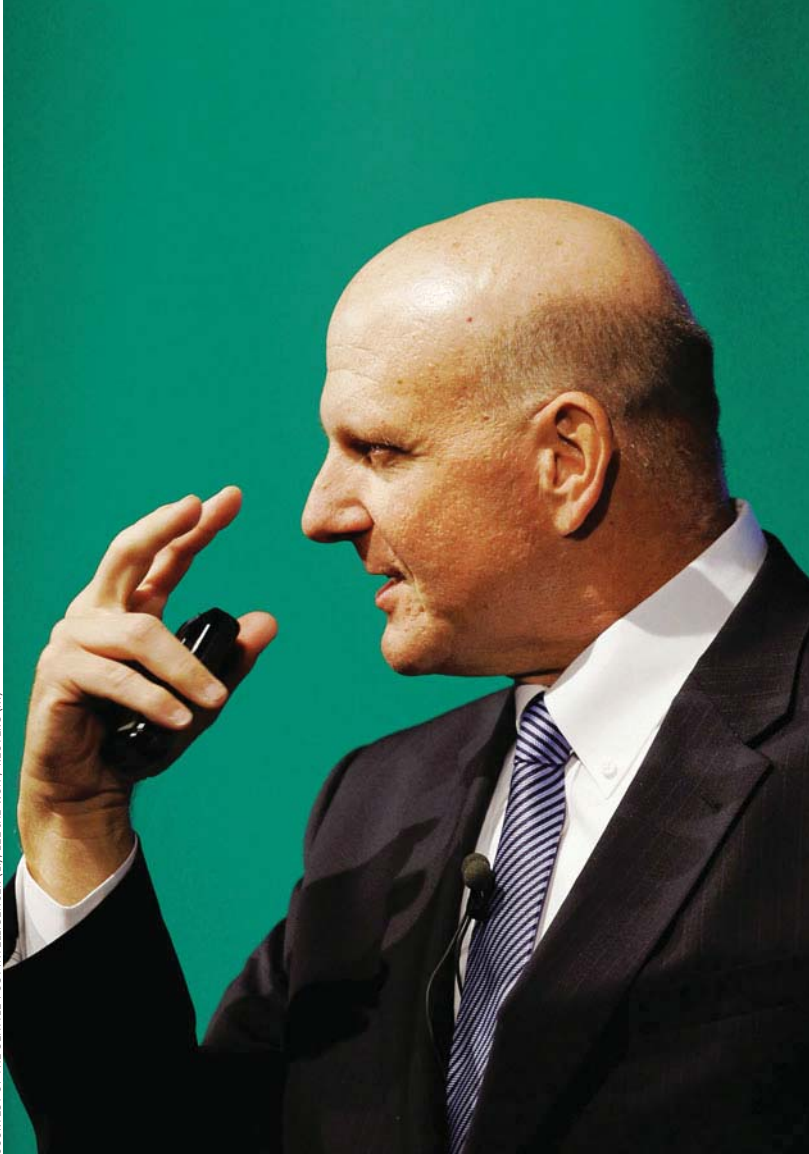
Vieles an der harschen Kritik sei unfair, sagt Bach, der Konzern könne sich auch

**„Wir haben uns selbst ins Knie geschossen“, sagt ein ehemaliger Topmanager.**





COURTESY OF THE SEATTLE POST-INTELLIGENCER (L); LEE JAE-WON / REUTERS (R.)



**Microsoft-Gründer Allen, Gates 1981, Microsoft-Chef Ballmer beim Digital Forum im Mai in Seoul: Zu viele Entwicklungen verschlafen**

schnell bewegen, „wahnsinnig aggressiv“ vorpreschen.

Die Spielekonsole Xbox sei das beste Beispiel, entstanden aus einem „Garagenprojekt“ mit einer Handvoll Mitarbeiter und bei einem Management-Meeting einfach mal als Idee vorgestellt. 18 Monate später war die Konsole auf dem Markt, verkaufte sich bis heute 68 Millionen Mal. „Geht doch“, sagt Bach.

Warum aber ging es nicht öfter, angesichts solcher Ressourcen? „Es gibt kein allgemeines Erfolgsrezept für Technologie“, sagt Bach. Das allein aber kann keine hinreichende Erklärung sein, Bach weiß das, und wenn man ihn drängt, nennt er schließlich das Projekt Longhorn: eine neue, revolutionäre Version von Windows, die 2003 hätte erscheinen sollen. Tat sie aber nicht. Die Entwickler hatten sich zu viel vorgenommen – und sich dann in Details verzettelt: „Drei Jahre Arbeit für nichts.“

In der Folge, so erzählt es Bach, wurde Personal aus anderen Abteilungen abgezogen, um schleunigst eine neue Lösung zu bauen. Über Jahre waren große Teile des Unternehmens lahmgelegt. Es waren die Jahre, in denen Google zur Welt-

macht aufstieg, der iPod zur Sensation wurde, das iPhone in den Apple-Laboren entstand. „Wir haben uns selbst ins Knie geschossen“, sagt Bach.

Immer wieder versuchte Microsoft, fehlende Kompetenz dann eben einzukaufen. Aber selbst das ging schief. 2004 scheiterte der Zusammenschluss mit dem Walldorfer Geschäfts-Software-Konzern SAP. 2008 stellte Ballmer fest, dass Internetsuchmaschinen doch ein Geschäft sind, und bot 47 Milliarden Dollar für den Google-Konkurrenten Yahoo. Aber dessen Management lehnte ab.

Stattdessen entwickelte Microsoft seine eigene Suchmaschine, nahm dafür Milliarden Dollar in die Hand, teilte im Juni 2009 der Weltöffentlichkeit mit, nun gebe es ein besseres Google namens Bing. Im ersten Halbjahr 2012 lag der Marktanteil von Google in der globalen Web-Suche bei 80 Prozent. Bing: 4 Prozent.

Das Hauptquartier von Microsoft liegt rund eine halbe Autostunde östlich von Seattle zwischen Wäldern und Seen, so idyllisch wie ein Luftkurort im Bayerischen Wald. An guten Tagen sind die schneebedeckten Gipfel der Cascade Mountains zu sehen.

Die Atmosphäre könnte nicht unterschiedlicher sein als die im 900 Meilen weiter südlich gelegenen Mekka der Technologiewelt, dem Silicon Valley. Dort, wo fast alle anderen wichtigen Firmen der Computerwelt ihren Sitz haben, wo der Platz so eng ist, dass tatsächlich in Garagen die Zukunft erfunden wird.

Die Firmenzentrale von Microsoft dagegen gleicht dem Campus einer Eliteuniversität. Mehr als 70 Gebäude verteilen sich über Dutzende Hektar, verbunden durch Radwege und Trampelpfade über Wald und Wiesen, und wer nicht laufen will, der ruft eines von Hunderten Shuttles. Es gibt einen Fahrradladen und eine Bibliothek, Ärzte und Fußballfelder, Thai Food und Sushi für die 45 000 Menschen, die hier arbeiten.

Aber der Campus ist nicht für alle gleich, er hat zwei Gesichter, so wie das Unternehmen. Auf der einen Seite sind die alten Gebäude aus den Neunzigern, vollgestopft mit zellenartigen Büros, winzig und dunkel, die Flure sind eng und miefig. Es ist unwirklich still. Und dann gibt es die neuen oder jüngst renovierten Gebäude. Die Räume sind loftartig offen oder durch Glas abgetrennt, die weißen





Neue Microsoft-Tablets, Entwickler im Microsoft-Labor in Redmond: Wieder vorneweg statt hinterher

GETTY IMAGES



STUART ISETT / DER SPIEGEL

Wände dienen als große Tafeln, vollgeschmied mit Notizen, die Möbel sind bunt, Stimmenwirrwarr wabert durch die Gänge. Künftig soll es überall so aussehen, das neue Microsoft: offener, vernetzter, kommunikativer.

Fast jeder auf dem Campus kennt einen Cartoon über die Organisationsstrukturen der führenden Technologiekonzerne: Apple ist dargestellt als ein roter Punkt in der Mitte, von dem alles ausstrahlt. Google ist eine verworrene Matrix von Linien, alles ist mit allem vernetzt. Microsoft sind drei Konzernbereiche, die sich gegenseitig mit einer Pistole bedrohen.

Langjährige Microsoft-Manager nennen es „das Silo-Denken“. Viele der klügsten Köpfe bei Microsoft haben im

besten Fall nebeneinanderher, oft aber auch gegeneinander gearbeitet. Lange war das so gewollt, vor allem von Bill Gates, der gern zwei konkurrierende Teams auf dasselbe Projekt ansetzte.

### Ballmers Wandlung

Erst in den vergangenen Jahren begann sich das zu ändern, seit Steve Ballmer allein der Chef ist, seit sich der Konzern weit genug von Gates emanzipiert hat. Nur selten lässt sich der Firmengründer noch blicken, einmal im Monat vielleicht. Ballmer hält die Fäden in der Hand.

Dabei ist erstaunlich, wie groß die Geringschätzung ist für den Mann, der von Gates persönlich als Nachfolger ausgewählt wurde und der seit seinem Amtsantritt den Umsatz verdreifacht hat.

„Solange Ballmer das Unternehmen führt, wird sich bei Microsoft nichts ändern“, ätzte Steve Jobs über Ballmer. Und viele Investoren wollen ihm nicht verzeihen, dass die Microsoft-Aktie seit zehn Jahren fast unverändert vor sich hin dümpelt, während viele Tech-Werte durch die Decke gingen. „Seine Anwesenheit ist das größte Problem für die Microsoft-Aktie“, klagt David Einhorn, einer der einflussreichsten Hedgefonds-Manager der Wall Street.

Ballmer, geboren 1956 in Detroit, Sohn eines eingewanderten Schweizers, der sich beim Autohersteller Ford zum Manager hocharbeitete, ist einerseits das komplette Gegenteil von Bill Gates. Laut, überdreht, hemdsärmelig. Aber Ballmer teilt auch vieles mit Gates. Er ist ein



## Auf einmal sollen Microsoft-Produkte nicht nur funktionell, sondern auch schön sein.

Mathe-Genie, schnitt zu Studienzeiten in mehreren Wettbewerben sogar besser ab als Gates. Er ist extrem kompetitiv, pflegt eine so martialische Rhetorik gegenüber Konkurrenten, dass Ballmer früh den Spitznamen „The Embalmer“ bekam, der Einbalsamierer.

In den vergangenen Jahren ist Ballmer ruhiger geworden. Er sagt von sich selbst: „Ich werde nicht so tun, als wäre ich ein Visionär.“

Aber auch damit füttert er nur seine vielen, lautstarken Kritiker, die sagen: Microsoft habe nie selbst revolutionäre Produkte entwickelt, sondern nur gut nachgemacht und dann mit geschicktem Marketing selbst verkauft. Ballmer gibt zu, das sei einer seiner „größten Fehler“: „Nicht bereit zu sein, Innovationen in Bereichen voranzutreiben, in denen ich das Geschäftsmodell nicht verstand oder wo wir nicht aktiv waren.“

### Die Aufholjagd

Aber das soll sich nun ändern. Vor allem dank des Produkts, das noch rund die Hälfte aller Profite liefert: Windows. Die am 26. Oktober erscheinende neue Version 8 des Betriebssystems ist die radikalste Überarbeitung seit Anfang der neunziger Jahre, ein „reset moment“ und „der Beginn der Wiedergeburt von Microsoft“, wie Ballmer sagt.

Wer zum ersten Mal einen Windows-8-Rechner hochfährt und einen Blick auf den Startbildschirm wirft, stockt und wundert sich: Bin ich hier richtig?

Da sind große Kacheln, in Blau, Rot, Orange und Grün, die fast den gesamten Bildschirm ausfüllen. Manche tragen erwartbare Namen, Mail und Internet Explorer, auf anderen steht Wetter, Sport, Wirtschaftsnachrichten. Manche Kacheln drehen sich in regelmäßigen Abständen und zeigen Informationen und Bilder: die Wetterlage in Frankfurt, was gerade an den Börsen passiert. Die Schrift ist geradlinig, das Design schnörkellos.

Windows 8 sieht aus wie die Benutzeroberfläche eines Smartphones. Oder eines Tablets. Das ist ein enormer Umbruch.

2016, so prognostizieren Experten, werden rund 1,5 Milliarden Smartphones und Tablets verkauft werden, dreimal so viele wie PC. Mit Windows 8, das in Varianten auf Desktop, Tablet und Smartphone läuft, will Microsoft schon jetzt erreichen, dass es fast keine Unterschiede mehr zwischen allen Geräten gibt, nicht nur optisch, sondern auch bei der Nutzung.

Das grundlegend neue Betriebssystem ist der Versuch, endlich nicht mehr hinterher, sondern vorneweg zu laufen. Zu weit vielleicht?

Smartphones und Tablets haben die Computerbranche nicht nur überrollt,

weil sie klein, kompakt, mobil sind. Sondern weil sie anders zu bedienen sind, intuitiver, mit den Händen: wischen, ziehen, berühren. Der Touchscreen steht im Zentrum der Revolution. Die meisten Menschen werden Windows 8 am Desktop-PC aber mit einer Maus bedienen – und das funktioniert lange nicht so gut wie per Touchscreen auf den mobilen Geräten.

Kann das gutgehen? Um Apple einzuholen, scheint Microsoft selbst ein wenig wie Apple werden zu wollen, so waghalsig oder so arrogant. Auf einmal sollen Microsoft-Produkte nicht nur funktionell, sondern auch schön und radikal sein. Und in vielen amerikanischen Städten entstehen gerade Microsoft-Stores, die Apple-Stores so sehr ähneln, dass es schon peinlich ist.

Vor allem aber: Microsoft hat noch nie eigene Computer hergestellt, war stets fast ausschließlich ein Software-Konzern. Windows soll auf so vielen Geräten wie möglich laufen und dabei den Herstellern keine Konkurrenz machen. Auch das ändert sich nun.

Gleichzeitig mit dem neuen Windows kommt am 26. Oktober der erste Microsoft-Computer auf den Markt. Das Tablet mit dem Namen Surface wiegt knapp 680 Gramm, ist 9,4 Millimeter dick und hat, anders als das iPad, einen größeren Bildschirm und eine anklickbare Abdeckung, in die eine Tastatur integriert ist.

Die langjährigen Hardware-Partner sind alles andere als glücklich über den neuen Konkurrenten. Der Chef des taiwanischen Computerherstellers Acer, J. T. Wang, machte seinen Unmut deutlich: „Wir haben Microsoft gesagt: Ihr könnt so was doch gar nicht, also denkt lieber zweimal darüber nach.“

Die Beunruhigung ist verständlich, denn das Surface ist elegant und leistungsfähig. Mit seiner Tastatur und der sicheren Anbindung an Firmennetzwerke zielt es darauf ab, Ersatz für einen Laptop zu sein, nicht bloß Ergänzung.

Microsoft scheint darum bemüht, künftig mehr Kontrolle über die Geräte zu bekommen, auf denen die eigene Software

läuft. Vor allem in dem Bereich, der die ganze digitale Welt in den vergangenen Jahren auf den Kopf gestellt hat: Smartphones. Microsofts größtes Versäumnis.

Dabei hat der Software-Riese die sich anbahnende Fusion aus Handy und Computer durchaus kommen sehen. Microsoft war lange sogar einer ihrer Vorreiter, entwickelte schon Ende der neunziger Jahre Software für mobile Minicomputer und nannte sie Pocket PC. Die Ingenieure aus Redmond waren nur einen Schritt, einen Gedanken von der Revolution entfernt. Aber die Manager wollten keine grandiosen neuen Produkte erschaffen, sie wollten alte Gewinnbringer bewahren. Und so entstanden keine Smartphones, sondern nur halbklaue Geräte, die mit einer Miniversion von Windows und dessen Eigenschaften liefen: langsam, kompliziert, hässlich.

Die Revolution fand Anfang 2007 statt, aber ausgelöst hat sie Apple. „Die Wirkung des iPhone war dramatisch“, sagt Greg Sullivan, Bereichsleiter bei Windows Phone, seit 22 Jahren im Unternehmen. Sullivan hat schon in vielen anderen Bereichen des Software-Konzerns gearbeitet, erst als Netzwerk-Ingenieur, dann als Manager. Inzwischen ist er so etwas wie die Betriebsfeuerwehr, er wird geholt, wenn es brennt. Als das iPhone kam, brannte es lichterloh bei Microsoft.

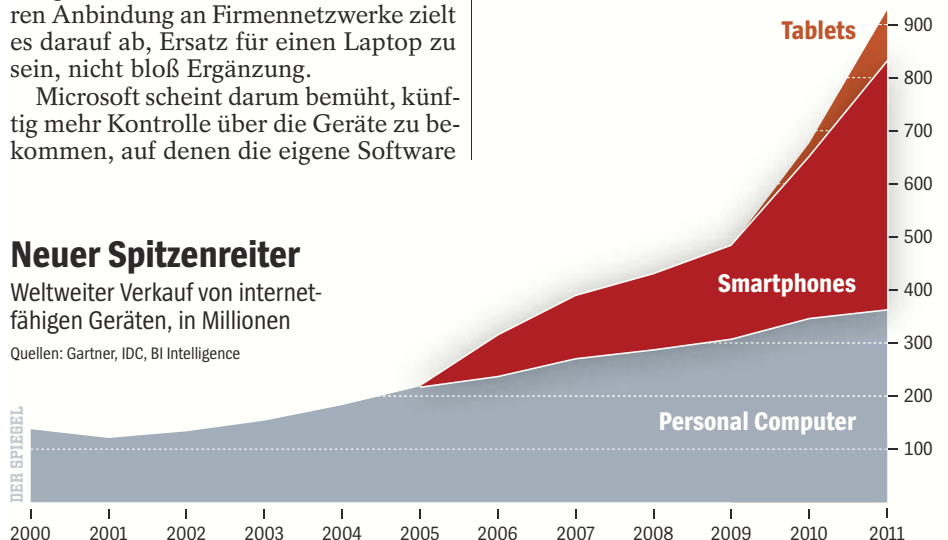
Apple hatte auf einen Schlag die Beziehung zu technischen Produkten neu definiert: „Dass es wichtig ist, wie sie sich anfühlen, wie wertvoll sie sind, wie sie sich ins tägliche Leben integrieren lassen“, sagt Sullivan.

Microsoft dagegen musste von vorn anfangen. „Wir haben zwei Jahre verloren“, sagt Sullivan. Eine Ewigkeit in Technologiezyklen. Inzwischen hat auch

### Neuer Spitzenreiter

Weltweiter Verkauf von internet-fähigen Geräten, in Millionen

Quellen: Gartner, IDC, BI Intelligence



Google ein eigenes Betriebssystem für Smartphones, Android, auf den Markt gebracht.

Erst im Herbst 2010 stellte Microsoft seine neue Smartphone-Software vor. Die Kritiken der Fachleute waren gut, manche sogar begeistert. Und verwundert: „Das ist von Microsoft? Unglaublich“, schrieb die „New York Times“. Das neue Windows Phone 7 war nicht nur elegant, mit klaren Formen, Farben und Schrift. Sondern vor allem auch: originell. Ein neuer Ansatz. Das Gegenteil dessen, was von dem kopierfreudigen Konzern aus Redmond zu erwarten gewesen war.

„Wir wollten nicht nur wettbewerbsfähig, sondern anders sein“, sagt Sullivan. Die sich drehenden Kacheln, der personalisierte Startbildschirm, all das, was künftig auch „Big Windows“ radikal anders aussehen lässt, stammt ursprünglich von den Smartphone-Ingenieuren. Sullivan ist stolz: „Alle orientieren sich jetzt an uns.“

Doch kaufen wollten die neuen Windows-Telefone bislang wenige. Nicht zuletzt, weil sich die Handy-Hersteller wie Samsung oder LG zunächst lieber darauf konzentrierten, gute Geräte für das Google-Betriebssystem Android zu bau-



BRIAN SMILE / DER SPIEGEL

**Microsoft-Strategie Mundie:** Der Raum ist der Computer

en, sagt der Ex-Microsoft-Ingenieur Charlie Kindel. „Wir dagegen haben von denen eindeutig nur die B-Mannschaft bekommen.“ Deswegen, sagt Kindel, sei auch die enge Kooperation mit Nokia so wichtig, die Microsoft 2011 einging. Damit sich wenigstens einer Mühe gibt.

Tatsächlich wurden die ersten mit Nokia entwickelten Geräte, die Lumia-Serie, gelobt. Nur: Im ersten Quartal 2012 wurden rund zwei Millionen Lumia abgesetzt.

Das neue iPhone 5 verkaufte sich fünf Millionen Mal – binnen drei Tagen.

Sullivan nennt das „ein Wahrnehmungsproblem“. Es habe sich noch nicht genügend herumgesprochen, dass Windows-Smartphones „die besten und fortschrittlichsten“ auf dem Markt seien. Vielleicht ist es aber auch Stigma: Der Ruf von Microsoft ist so erodiert, dass kaum jemand auf die Idee kommt, sich ein Windows-Phone anzuschaffen.

Ende Juni dieses Jahres sah der Markt bei Smartphone-Betriebssystemen so aus: Android 68,1 Prozent, Apple 16,9 Prozent, BlackBerry 4,8 Prozent, Symbian (Nokia) 4,4 Prozent, Microsoft 3,5 Prozent. Das wird sich jedoch in den kommenden Monaten ändern, denn Nokia wird künftig all seine

neuen Smartphones mit Windows Phone 8 betreiben.

Die Handys sind so schön wie das iPhone, die Software ist besser als Android. Auch Apps gibt es inzwischen zahllose, über 100.000 Anwendungen wie Spiele. Künftig sollen es viel mehr werden, „es ist sicher kein Zufall, dass wir Windows Phone gemeinsam mit dem großen Windows 8 vermarkten“, sagt Sullivan. Die Chance, ihre Anwendung auch auf Hunderte Mil-

1941



Für mehr Wärme im Haus und mehr Geld im Portemonnaie: Als erster **Hartschaum aus Kunststoff** kommt Polyurethan auf den Markt. Heute helfen dieser und andere Schäume beim Dämmen von Häusern und beim Senken der Heizkosten.

1995



Ein leuchtendes Beispiel für energiesparende Lampen: Die **LED** erzeugt erstmals mit Hilfe von Leuchtstoffen weißes Licht. Heute spendet sie in zahlreichen Wohnzimmern angenehme Helligkeit.

## Dank der Chemie fressen die Energiekosten

1959



Innovative **Dichtsysteme** setzen neue Maßstäbe bei Mehrscheiben-Isolierglas und schützen so vor Energieverlust. Vor neugierigen Blicken schützen nach wie vor nur Gardinen.

2005



Sparsamkeit ist eine Tugend – auch für Fernseher. Zumindest für LCD-TVs mit stromsparender **LED-Backlight-Technologie**. Letztere macht die Fernseher deutlich energieeffizienter.



## „Wir wollten nicht nur wettbewerbsfähig, sondern anders sein.“

lionen Desktops zu bringen, soll die externen Entwickler motivieren, endlich auch für Microsoft zu arbeiten – ohne dass der Konzern darum betteln muss wie bisher.

In der Theorie hört sich das gut an. Aber praktisch? „Die haben eigentlich ein gutes Produkt“, sagt David Roberts von PopCap, einer der führenden Entwickler von iPhone-Apps. „Aber Microsoft hat ein Imageproblem.“

### Die Vision

Der Mann, der Microsoft in eine bessere Zukunft führen soll, wirkt nicht wie ein Technologievisionär. Eher wie ein Steuerberater. Tropfenförmige Brille, nur halb in Metall gefasst. Die zurückgehenden Haare stark ergraut. Seit 2006 ist Craig Mundie Chief Research and Strategy Officer, oberster Forscher und Ingenieur des Konzerns.

Doch vor allem ist er oberster Visionär, er soll die Zukunft der Informationstechnik vorhersehen und sicherstellen, dass sie wieder von Microsoft dominiert wird. Er sagt, Computer müssten mehr werden „wie wir“, menschlicher. Der Rechner der Zukunft solle persönlicher „Experte“ werden, der weniger auf unseren Befehl, aber dafür in unserem Auftrag arbeitet.

Mundie träumt von einer Zukunft, in der Computer nicht mehr als technischer Fremdkörper in unserem Leben wahrgenommen werden. Jede Oberfläche soll Display sein, in jedem Raum ein willfähriger Helfer lauschen, der Aufgaben ausführt, sobald sie auch nur im Nebensatz erwähnt werden.

Auf dem Campus in Redmond hat Microsoft einen Prototyp dieser Visionen aufgebaut. Schreibtische gibt es hier nicht, nur „intelligente Whiteboards“ und wandgroße Bildschirme. Künftig, sagt Mundie, „werden wir einen Raum betreten, und der Raum wird der Computer sein“.

Wenn Microsoft so viele Zukunftsideen hat, warum hat man in den vergangenen Jahren so wenig Neues, so wenig Überraschendes gesehen? Träumt der Konzern zu viel, statt zu produzieren?

Mundie gibt zu, es seien Fehler in der „Geschäftsführung“ gemacht worden. Windows sei „durch eine schwere Zeit“ gegangen. Aber nun habe der Konzern „seine Lektion gelernt“. Kein Bereichschef sei noch da, der vor fünf Jahren dabei war. In jeder Produktkategorie sei man nun gut aufgestellt, auch da, wo man vor ein paar Jahren noch hintendran war. In der Cloud, der Datenwolke, etwa.

Dazu hat der Konzern dort, wo er nicht selbst vorankam, kräftig eingekauft: Anteile an einem Anbieter von E-Book-Lesegeräten für 300 Millionen Dollar. Für 1,2 Milliarden Dollar Yammer, ein soziales Netzwerk für Unternehmen. Und, am wichtigsten, die teuerste Übernahme in der Geschichte des Unternehmens: Skype, der Internettelefonie-Anbieter.

8,5 Milliarden Dollar hielt Microsoft für einen guten Preis, denn Skype ist eines der ganz wenigen Unternehmen, die ein so einschlägiges und gleichzeitig so neues Produkt erschaffen haben, dass aus dessen Name ein Verb geworden ist: Wer etwas im Internet sucht, googelt, wer über das Internet telefoniert, oft mit Video, skypet.

Skype hat seinen Sitz im Silicon Valley, ein unauffälliger Flachbau in einem unauffälligen Büropark am Rande von Palo Alto. Aber die Zukunftspläne könnten kaum grandioser sein. „Wir wollen der Kommunikationsservice der Welt sein“, sagt Tony Bates, der Chef von Skype.

700 Millionen Nutzer gibt es immerhin jetzt schon, aber nun, da der Videotelefonservice fest mit immer mehr Microsoft-Produkten verschweißt wird, sollen es bald „Milliarden“ sein: Skype wird automatisch dabei sein in jedem Exemplar

2012



Die Reifeprüfung für Reifen: Das neue EU-Reifenlabel informiert über Haftung und Energieeffizienz. Spritsparende **Reifen aus Hochleistungs-Syntheskautschuk** sind im Handel so leicht zu erkennen.

2029

## nicht Ihr Sparschwein auf.

2023

Mit ihren Ideen und Innovationen macht die Chemie die kalte Jahreszeit zwar nicht kürzer, aber behaglicher: mit Kunststoffen für die Hausdämmung. Mit Dichtstoffen für Isolierglasfenster. Oder mit stromsparenden LED-Materialien für gemütliches Licht und lange Fernsehende. Das schont nicht nur die Umwelt, sondern auch Ihren Geldbeutel. [www.ihre-chemie.de](http://www.ihre-chemie.de)

### Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.



NORBERT VON DER GROEBEN / DER SPIEGEL

Microsoft-Store in Kalifornien, Apple-Store in Texas: Ein bisschen wie Apple sein



ZUMA PRESS / ACTION PRESS

von Windows 8 und eingebaut in die Büro-Software Office.

„Wir investieren im großen Stil“, sagt Bates, „und das geht nur dank Microsoft.“ Bates war auch schon vor der Übernahme Chef, ein jovialer Brite, ein wenig Elvis Presley in späteren Jahren, die Haare in einer Tolle aus dem feisten Gesicht gekämmt.

Bates spricht von der „kulturellen Nähe“ zu Microsoft, seinem direkten Draht zu Ballmer („ein unglaublicher Manager voller Energie“) und dem „wahn-sinnigen Fokus“ des Konzerns. Er erzählt viel über Wachstum im Mobilgeschäft und „Vielnutzer“, die Skype überall benutzen, manche sogar nur als „Hintergrund-Video“, beim Filme- oder Fußballgucken. Über Profite und Kosten sagt er nichts.

Mundie, der Chefvisionär, verliert über Skype nicht viele Worte. Er denkt nicht in einzelnen Anwendungen: Er will vor allem die Bedienung von Computern revolutionieren, statt Tasten und anderer Hilfsmittel sollen sie sich mit Gesten, Sprache und Berührung auf „natürliche Weise“ steuern lassen. Und diesem Traum kommt die Technologie jetzt nahe – ausgerechnet mit einem Produkt von Microsoft.

Kinect wirkt zunächst simpel, ein Zusatz für die Spielekonsole Xbox 360 für gut hundert Euro, doch die Technologie ist wegweisend. Der kleine Kasten ist ausgestattet mit Tiefensensoren, Kamera und Mikrofonen und macht möglich, was sich Mundie so sehnlichst wünscht: Befehle über Gesten und Sprache wahrzunehmen,

sehr präzise. Ursprünglich sollte Kinect Spiele auf der Xbox unterhaltsamer machen, doch es entwickelt sich zum Steuerinstrument für die Wohnzimmerunterhaltung: Von der Couch aus kann man mündlich oder per Gesten Befehle erteilen, einen Film, Musik oder eine Internetsuche auf dem Fernseher starten. Microsoft hat nun auch einen Webbrowser in die Xbox integriert, der per Spracheingabe gesteuert wird.

Das ist kein kleiner Schritt, denn bislang waren alle Versuche gescheitert, das Internet auf den Fernseher zu bringen. Kaum jemand will Keyboard und Maus auf dem Couchtisch haben. Aber mit Kinect lässt sich auch über den Wohnzimmerfernseher im Web surfen.

Doch verglichen mit den industriellen Anwendungsmöglichkeiten von Kinect ist das alles eine Spielerei. Schon kurz nachdem der Sensor auf den Markt kam, stürzten sich Ingenieure und Programmierer aus der ganzen Welt auf das Gerät. Inzwischen sind Hunderte Anwendungen entstanden.

Studenten der Universität Konstanz beispielsweise haben ein Kinect-System entwickelt, das es Blinden erlaubt, sicher in Gebäuden zu navigieren. Tiefensignale und Kinect-Kamera aktivieren dabei Vibrationsmotoren, die an einem Gürtel befestigt sind. Eine andere Anwendung erlaubt es Ärzten im Operationsaal, per Gesten Informationen aufzurufen, ohne sich die Hände zu desinfizieren und sich vom Patienten entfernen zu müssen.

„Wir sind jetzt fast 40 Jahre dabei in der am härtesten umkämpften Industrie der Welt, wir mussten gegen jede gute Idee auf diesem Planeten kämpfen, der Wagniskapitalgeber das Geld hinterhergeworfen haben, und wir sind immer noch hier“, sagt Mundie, der Konzernvordenker.

Er spricht von „Fehlentscheidungen“, neuer „Coolness“ und „großen Ideen“, und dann vergleicht er die IT-Industrie mit den Olympischen Spielen. Hier und da ein Rennen zu gewinnen sei schön, aber der wichtigste Wettbewerb, der aussagekräftigste, sei der Zehnkampf. Wo man auch mal schlecht sein könne in einigen Disziplinen, um am Ende doch den wichtigsten Titel zu gewinnen.

Und nur das zähle auch für Microsoft, sagt er, die Niederlagen der Vergangenheit wegzustecken, um am Ende ganz oben zu stehen: „als bester Allround-Athlet“.

PHILIP BETHGE, THOMAS SCHULZ



**Video:**  
Thomas Schulz über Microsofts Comeback-Versuch

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. [spiegel.de/app432012microsoft](http://spiegel.de/app432012microsoft)



# AUCH TRAUMSCHIFFE BRAUCHEN EIN VORBILD.

MS EUROPA



Erleben Sie an Bord des besten Kreuzfahrtschiffes der Welt\* eine unvergessliche Zeit weit weg vom Gewohnten. Genießen Sie den einzigartigen Luxus, der seit Jahren unerreicht Maßstäbe bei erlebnisreichen Seereisen auf höchstem Niveau setzt.

\*Lt. Berlitz Cruise Guide 2013.



**Hapag-Lloyd**  
Kreuzfahrten

Große Momente. Ganz exklusiv.





## Zerstörte Fabrik Ali Enterprises

Offene Kabel, unbeleuchtete Notausgänge

Jeans für 15,99 Euro angeboten – billige Ware, die die Näher teuer bezahlten.

„Kaum einer der Arbeiter verdiente im Durchschnitt mehr als 7000 Rupien im Monat“, sagt Nasir Mansoor vom Gewerkschaftsbund NTUF – nicht einmal 60 Euro. „Und das schließt Arbeit am Wochenende mit ein.“

Der Tagelöhner Imran Javed wohnt in der Nähe der Fabrik, die vor sechs Wochen ausbrannte. Er sah, wie die Menschen in den obersten Stockwerken verzweifelt versuchten, die Fenstergitter aus dem Rahmen zu drücken. „Aber sie schafften es nicht.“ Javeds Bruder und dessen Frau, die als Hilfsarbeiter bei Ali Enterprises arbeiteten, starben in den Flammen. „Sie haben geschuftet und geschuftet und blieben bitterarm.“

Auf Javeds Schoß sitzt Munaza, seine Nichte. „Sie hat noch nicht begriffen, dass ihre Eltern nie wiederkommen werden“, sagt er.

Vor zwei Monaten hatte ein italienischer Auditor der Fabrik sogar den anspruchsvollen SA-8000-Standard attestiert. In entsprechenden Unterlagen ist ein Fluchtwegeplan zu sehen, und existenzsichernde Löhne wurden angeblich auch gezahlt. In den Papieren der Prüfer war eine vorbildliche Fabrik entstanden, die es tatsächlich nie gab. Was nützt ein Fluchtwegeplan, wenn Notausgänge verschlossen sind? Was nützen Interviews mit Mitarbeitern, wenn der Chef in der Nähe ist?

In der Regel würden die Prüfer immer eng mit dem Management zusammenarbeiten, sagt der Gewerkschafter Mansoor. Bei Ali Enterprises wären „jedem Laien die Sicherheitsmängel sofort ins Auge gefallen“. Von den Behörden fordert er, Kik vor einem internationalen Gericht anzuklagen. „Das Unternehmen hat dort fertigen lassen, ohne die Zustände in der Fabrik zur Kenntnis zu nehmen.“

Mehr noch: Kik wusste durch die Audits sogar seit Jahren, wie es bei Ali Enterprises zugeht. Die Jeans-Wäscherei etwa leitete die gesundheitsschädliche Chemikalienbrühe, die beim Waschen, Bleichen und der „Used-Look-Bearbeitung“ entsteht, illegal und ungeklärt in die öffentliche Kanalisation.

Vergangene Woche war Michael Arretz zwei Tage in Karachi. 500 000 Dollar will Kik nun für die Opfer zur Verfügung stellen. Das Geld soll vor allem den Familien zugutekommen, die noch nichts vom Staat erhalten haben.

Dem Tagelöhner Javed etwa und seiner Nichte. Doch es sieht nicht gut aus für die beiden: Ali Enterprises, das ausgezeichnete Unternehmen, habe weder seinem Bruder noch seiner Schwägerin Arbeitspapiere gegeben, sagt er.

HASNAIN KAZIM, NILS KLAWITTER

BEKLEIDUNGSWIRTSCHAFT

## Zuverlässiger Lieferant

259 Menschen starben beim Brand einer Textilfabrik in Pakistan, die vor allem für den Discounter Kik produzierte. Viele Mängel waren seit langem bekannt.

Was ist das Leben einer Näherin in Pakistan wert? 700 000 Rupien, das sind etwa 5535 Euro. Eine Entschädigung in dieser Höhe versprach die Provinzregierung der Familie jedes Opfers nach dem verheerenden Brand in der Textilfabrik Ali Enterprises in der Hafenstadt Karachi. Doch als die Ersten die Schecks einlösen wollten, hieß es in den Banken, die seien nicht gedeckt.

Keine einzige Rupie kam bisher vom Textil-Discounter Kik aus dem westfälischen Bönen. An den „Okay“-Jeans von Kik nähten die Arbeiter, bevor sie im Feuer starben, weil Notausgänge verstellt oder verschlossen waren. Einen Hilfsfonds wolle man gründen, hieß es aus Bönen, zusammen mit „anderen Unternehmen“, die bei Ali Enterprises hätten fertigen lassen.

Doch die Kik-Manager wussten, dass dies kaum möglich war. Es gab kaum andere Auftraggeber bei Ali Enterprises. Die Fabrik war durch den deutschen Discounter groß geworden und fertigte am Ende fast ausschließlich für ihn.

75 Prozent der Produktion seien Ende 2011 durch Kik belegt gewesen, räumt Michael Arretz ein. Er ist seit zwei Jahren bei dem Discounter für Nachhaltigkeit zuständig und soll den Ruf des Billiglohnunternehmens verbessern. Arretz, 52, kam von Systain, einer zum Otto-Konzern gehörenden Firma, die auch die Zustände bei dessen Zulieferern überprüfte.

Bei Kik machte Arretz den von ihm mitentwickelten Standard der Business Social Compliance Initiative zur Richtschnur. Die Nachhaltigkeitsinitiative, der Discounter wie Aldi und Lidl angehören, gilt als wenig ambitioniert und akzeptiert auch dürftige Mindestlöhne statt existenzsichernder Gehälter.

Mit Ali Enterprises arbeitet Kik nach Arretz' Angaben seit 2007 zusammen. Dreimal wurde das Unternehmen seither überprüft, wobei „keine gravierenden Mängel“ festgestellt worden seien. Nicht gravierend? Mal war von offenen Kabeln die Rede, mal von ungesicherten elektronischen Anlagen und unbeleuchteten Notausgängen. Und immer wieder von überschnittenen und nicht dokumentierten Arbeitszeiten. „Im Prinzip war das aber ein zuverlässiger Lieferant, wo wir gesagt haben: Macht weiter so!“

Mit den Kik-Aufträgen ging es aufwärts für Fabrikeigner Shahid Bhaila, der inzwischen inhaftiert ist und die Schuld der spät angerückten Feuerwehr gibt. Bhaila hatte das Gebäude noch aufgestockt und eine Jeans-Wäscherei in Betrieb genommen. Am Ende nähten fast 1500 Arbeiter für ihn. In den Kik-Filialen wurden die



Angehöriger Javed, Nichte

„Sie haben geschuftet und blieben arm“

HASNAIN KAZIM / DER SPIEGEL



**Vertrauen ist die  
beste Basis für  
Entscheidungen.  
Mein Vertrauen gehört  
meiner Steuerberaterin.**

Als Unternehmer tragen Sie viel Verantwortung. Gut, wenn man da einen Partner hat, auf den man sich in jeder Situation verlassen kann: Ihren steuerlichen Berater. Er unterstützt Sie bei allen betriebswirtschaftlichen Fragen und in der Personalwirtschaft. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

**[www.datev.de/vertrauen](http://www.datev.de/vertrauen)**



Film ansehen



**Zukunft gestalten. Gemeinsam.**







ERIC TSCHAELEN / REA / LAF

Commerzbank-Chef Blessing: Kraft tanken im buddhistischen Tempel

BANKEN

## Schillernde Träume

Die Dauersanierung der Commerzbank geht in die nächste Runde.

Bankchef Blessing will das Unternehmen fit für das Online-Zeitalter machen. Viele Mitarbeiter müssen um ihren Job fürchten.

Es ist einer der seltenen Momente, in denen Martin Blessing fast aufgekratzt wirkt vor lauter guter Laune. Die Commerzbank hat zur Bootsahrt im Hafen von Tokio geladen, Anlass ist das Jahrestreffen des Internationalen Währungsfonds (IWF). Blessing hat ein knallrotes Samurai-Schiff gemietet, mit dem er Kollegen und Geschäftspartner am vorvergangenen Freitagabend vor den leuchtenden Hochhäusern der Stadt übers Wasser schippert.

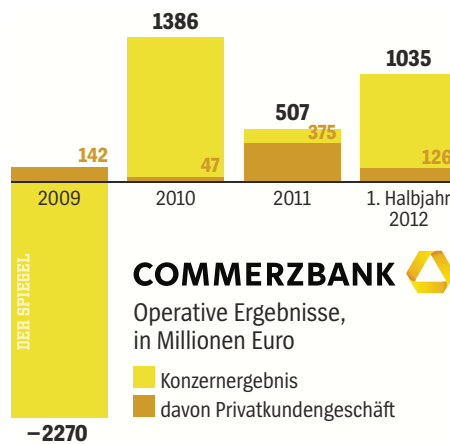
Der Commerzbank-Chef schmettert ein launiges Grußwort ins Mikro, auch danach wird noch viel gelacht an Deck.

Am 8. November dürfte sich wieder der ernste und zuletzt reichlich angespannte Blessing zeigen. An diesem Tag wird der Spross einer Banker-Dynastie seine Strategie bis 2016 vorstellen, mit der er die Commerzbank aus der Krise navigieren will. Die Ertragsziele der alten „Roadmap 2012“ sind in der Finanzkrise zur Makulatur geworden.

In dem neuen Konzept versucht der Bankchef nun ein weiteres Mal aufzuzeigen, wie er mit dem Mittelstand und den rund elf Millionen Privatkunden künftig höhere Gewinne erwirtschaften will. Vor allem das Geschäft in den Filialen will Blessing jetzt umkrempeln und endlich für das Online-Zeitalter fit machen.

Doch die Kernbotschaft, die alle mitnehmen werden, lautet: Bis zum Jahr 2016 soll jede Kostensteigerung vermieden werden.

Geht man, wie Experten es tun, von einem natürlichen Anstieg von etwa drei bis fünf Prozent pro Jahr aus, müsste Blessing demnach über die nächsten Jahre gut eine Milliarde Euro einsparen. Die Bank will zudem in den kommenden Jahren Hunderte Millionen in die IT inves-



Von Blessing ursprünglich für 2012 angestrebt:

- Konzernergebnis: **über 4 Milliarden Euro**
- Privatkundengeschäft: **1 Milliarde Euro**

tieren. Auch dieses Geld wird an anderer Stelle fehlen.

Was das für die Belegschaft bedeutet, wird Blessing am 8. November nicht verkünden. Das muss er in den Folgewochen mit den Arbeitnehmervertretern aushandeln. Seit einiger Zeit kursieren Gerüchte, es gehe womöglich um tausend Jobs. Ärger ist also programmiert, zumal der Bankchef seinen Mitarbeitern auch flexiblere Arbeitszeiten zumuten will.

Das neue Strategiekonzept, dem Mitarbeiter, Investoren und nicht zuletzt der Bund als größter Aktionär seit Monaten entgegenzittern, ist damit weniger ein Befreiungsschlag als ein weiterer Notfallplan. Ein konkretes Gewinnziel wird Blessing wohl gar nicht erst ausgeben. Die Aussichten sind trübe. Weil die neue Sanierungsrunde zunächst einmal Geld kostet, müssen die Aktionäre womöglich sowohl dieses Jahr als auch 2013 auf eine Dividende verzichten.

Die Kommentare von Blessings Kritikern dürften giftig ausfallen, denn die Erwartungen an den großen Tag sind hoch. Die Mitarbeiter sind nach vier Jahren Dauersanierung müde. „Wann kommt Blessing endlich aus dem Krisenmodus raus?“, fragt einer. Der Bankanalyst Dirk Becker von Kepler Capital Markets warnt, Blessing müsse mehr bieten als nur Sparprogramme. „Ich fürchte, es läuft nur auf Kostensenkungen hinaus“, das aber sei fatal.

Die Bank braucht dringend ein tragfähiges Geschäftsmodell. An der Börse gilt das Haus als barmherziger Sanierungsfall. „Die Commerzbank wird ähnlich niedrig bewertet wie das spanische Krisenhaus Bankia oder die hellenische National Bank of Greece“, sagt Analyst Becker. Der Aktienkurs, der 2007 noch bei fast 30 Euro lag, ist auf rund 1,40 Euro abgesackt. Die Wut seiner Aktionäre bekommt Blessing bei jeder Hauptversammlung zu spüren, wo er als „Flegel“ oder „Kapitalvernichter“ beschimpft wird.

Ganz fair ist das nicht. Selbst Kritiker räumen ein, dass Blessing als Krisenmanager geniale Momente hat. Arbeitnehmervertreter loben ihn für seine Nähe zur Belegschaft: „Der kommt auf jede Betriebsversammlung, wenn er kann“, heißt es. Und jedes Mal, wenn es für die Bank ums nackte Überleben ging, überraschte der Marathonläufer mit einem Ausweg.

So wie vergangenen Winter: Die europäische Bankenaufsicht EBA hatte der Commerzbank nach einem Stresstest diktiert, sie müsse binnen neun Monaten ihren Kapitalpuffer um 5,3 Milliarden Euro aufpolstern. Ein Wunder sei nötig, orakelten damals Analysten, so viel Geld lasse sich in der kurzen Zeit niemals aufreiben. Blessing müsse wohl wieder in Berlin um frisches Geld bitten.

„Ich gehe da nicht noch mal hin“, konterte der Commerzbank-Chef trotzig. We-



nig später saß er in Frankfurt im gelbeschmückten Presseraum und erklärte stolz: „Wir werden das aus eigener Kraft schaffen.“ Er schrumpfte die Bilanz, berechnete Risiken neu, legte Gewinne beiseite – und übertraf damit letztlich sogar die Zielvorgaben der Aufseher.

Die Bank sei dank diverser Kapitalmaßnahmen mittlerweile stabil, heißt es innerhalb und außerhalb des Commerzbank-Turms anerkennend. Auch die weitgehend geräuschlose Integration der Dresdner Bank sei Blessings Verdienst.

Doch immer wenn der 49-Jährige erklärt, jetzt sei das Schlimmste überstanden, folgt schnell der nächste Schock. In diesem Sommer kündigte der Bankchef an, Schiffs- und gewerbliche Immobilienfinanzierung abzuwickeln – noch drei Monate zuvor hatte er die beiden Bereiche zum Kerngeschäft erklärt.

rater womöglich demnächst sogar über das Internet per Video kontaktieren können. Dafür muss allerdings erst einmal kräftig investiert werden. Das Online-Angebot der Commerzbank gilt jenseits der Internetbank Comdirect als hoffnungslos veraltet.

Bald aber gelten die Geschäftsstellen eher als Ergänzung zur neuen Online-Welt. Viele dürften drastisch abgespeckt werden. Mittelfristig soll die Zahl der Niederlassungen sinken. Sie sollen zudem zu kundenfreundlicheren Zeiten öffnen, morgens um sieben etwa oder am Samstag. Auf dem Dorf könne hingegen mit tags auch mal zugesperrt werden, so die Idee. Das alles soll jetzt getestet werden. Mancherorts könnten sogar eines Tages mobile Bankfilialen vorbeikommen wie einst der Milchmann, so lauten Gedankenspiele.

schäft sowieso nicht verdienen. 423 Sparkassen und mehr als tausend Genossenschaften streiten mit der Commerzbank um jeden Kleinsparer. Blessings Institut zahlt schon für jede Kontoeröffnung 50 Euro obendrauf. Künftig verspricht die Bank noch eine „Zufriedenheitsgarantie“ für alle neuen Girokonten: Kunden, die nach einer gewissen Zeit enttäuscht sind und den Account wieder schließen, bekommen noch einmal 50 Euro dazu. Retten werden solche Ideen die Bank wohl kaum.

Hoffnung verströmt allenfalls das Geschäft mit dem Mittelstand. Hier wollen die Commerzbanker wachsen. Im Visier haben sie vor allem kleinere Mittelständler, die klassische Klientel der Sparkassen. Das Argument: Wenn die Firmen erste Ausflüge ins Ausland wagen, sieht sich die Großbank mit ihren Investmentbanking-Angeboten im Vorteil.



## Der neue Jeep® Grand Cherokee.

Auf Wunsch mit Nappalederausstattung, Cruise Control mit automatischer Abstandregelung und modernsten Sicherheitssystemen ausgestattet. Man kann seine Natur ignorieren. Oder sie einfach ausleben. Erleben Sie es selbst. [www.jeep.de](http://www.jeep.de)

**JETZT AB 269,- €/MONAT\***

Kraftstoffverbrauch (l/100 km) nach Richtlinie 80/1268/EWG: innerorts 10,3; außerorts 7,2; kombiniert 8,3. CO<sub>2</sub>-Emission (g/km): kombiniert 218.

**Jeep**  
DAS ORIGINAL

1 am Jeep 00 800 8 426 5227  
00 800 0 1AM.JEEP

\* Ein Leasingangebot der Jeep-Bank zzgl. Überführungskosten für den Jeep® Grand Cherokee Laredo 3.0 l V6 CRD: Monatsrate 269,- €, Laufzeit 36 Monate, Kilometerleistung p.a. 20.000 km, Leasingsonderzahlung 9.391,- € inkl. GAP-Versicherung. Angebot gültig nur für Bestellungen von nicht bereits zugelassenen Neufahrzeugen. Angebot gültig bis 31.10.2012. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen. Nur bei teilnehmenden Jeep-Handlern.

So hat sich Blessing zuletzt den Ruf erworben, sich eher durchzuwursteln, als zu gestalten. Dabei wollte er eigentlich dieses Jahr vor Steuern vier Milliarden Euro verdienen. So stand es jedenfalls in dem Strategiepapier „Roadmap 2012“, das der Chef der Commerzbank 2009 präsentierte. Allein eine Milliarde Euro sollte das Privatkundengeschäft dieses Jahr einbringen. Tatsächlich kam der Bereich im zweiten Quartal gerade einmal auf 14 Millionen Euro. Wegen der Finanzkrise stecken Kleinsparer ihr Geld lieber in Immobilien oder in den Konsum statt in niedrig verzinsten Bankprodukten.

In einem Großteil des Strategiepapiers für 2016 geht es deshalb erneut darum, den Privatkundenbereich auf Effizienz zu trimmen. Künftig wird das Online-Geschäft im Mittelpunkt stehen. Wer Fragen zum virtuellen Konto hat, soll seinen Be-

Flexibilität heißt das Zauberwort. In den Ohren der Mitarbeiter klingt das bedrohlich. Inwieweit der Betriebsrat Blessings schillernde Zukunftsträume teilt, ist offen. Denn schließlich wird parallel noch eine viel existentiellere Frage verhandelt werden: Wie viele Jobs fallen in welchem Zeitraum weg? Das Privatkundengeschäft dürfte vom geplanten Sparprogramm stark betroffen sein.

Auch bei Analysten lösen Blessings Pläne für den Bereich keine Begeisterung aus. „Wenn es gut läuft, sind die Kosteneinsparungen größer als die Erträge, die dadurch wegbrechen“, sagt Kepler-Mann Becker nüchtern. Blessings Kalkül, mit kostenlosen Girokonten Einlagen reinzuholen und das Geld zu höheren Zinsen zu verleihen, sei schon in der Vergangenheit nicht aufgegangen. Viel Geld lässt sich mit dem traditionellen Einlagenge-

Firmenkundenvorstand Markus Beumer will das Geschäft vor allem in aufstrebenden Märkten in Asien und Afrika ausbauen. Weil deutsche Mittelständler auch in Länder wie Bangladesch und Angola expandieren wollen, wittern die Commerzbanker dort Chancen. Vorstand Beumer brach nach der Bootsfahrt und dem IWF-Treffen erst einmal zur großen Asien-Tour auf.

Blessing selbst nutzte seine Zeit in Japan auch für andere Zwecke. Morgens joggte er um den alten Kaiserpalast, zwischendurch besuchte er einen heiligen Schrein und einen buddhistischen Tempel. Er kann derzeit gar nicht genug Kraft tanken. „Das wird gewiss kein Sonntags-spaziergang, schon eher eine harte Bergtour“, sagte Blessing 2009. Ein ähnlicher Satz dürfte auch am 8. November fallen.

MARTIN HESSE, ANNE SEITH

GELDANLAGEN

# Vom Schwarm umschwärmt

Finanzierungsportale im Internet haben regen Zulauf. Schon ab 50 Euro können sich Investoren an Firmenideen beteiligen – auch an schrägen.

**E**s läuft nicht schlecht für die sogenannten Tampon-Mädels. In fünf Wochen haben sie 56 000 Euro für ihre Geschäftsidee gesammelt: Sie wollen Gratis-Tampon-Schachteln mit Reklame bedrucken – und sich das von den Firmen bezahlen lassen.

Doch es geht noch schneller: In gerade mal vier Stunden gelang es zwei Jungunternehmerinnen aus dem niedersächsischen Stelle, bei Anlegern 100 000 Euro für ihr Dessous-Label SugarShape lockerzumachen. Die Firma wirbt damit, üppigen Kurven „ein Zuhause“ zu bieten. Geholfen haben mag den beiden Gründerinnen ihre persönliche Erfahrung auf diesem Gebiet sowie ihre Bereitschaft, ihr vermeintliches Problem zu enger Büstenhalter für große Oberweiten relativ offenherzig in Szene zu setzen.

Das Geld haben die Frauen indes nicht von Banken bekommen, deren Vergaberichtlinien ihre Businesspläne wohl kaum standgehalten hätten. Die Masse hat's möglich gemacht – über sogenanntes Crowdfunding im Netz, zu Deutsch: Schwarmfinanzierung.

Das Prinzip ist nicht ganz neu, schon Beethoven und Mozart komponierten mitunter gegen Vorkasse von Interessenten. Auch die Freiheitsstatue in New York wurde teilweise durch Spenden von Bürgern finanziert. Und zuletzt gab es immer mal wieder ein Filmprojekt, das von Fans ermöglicht wurde. Doch während das meiste bislang eher Liebhaberei war, wollen neuere Crowdinvest-Portale nun echte Renditen liefern.

Schon ab 50 Euro können Anleger über Online-Plattformen wie die Deutsche Mikroinvest in Unternehmen investieren. Das läuft meist über stille Beteiligungen und bis zu einer Gesamtgrenze von 100 000 Euro – darüber hinaus müssten

die Gründer nämlich einen Investorenprospekt nach den strengen Regeln der Finanzaufsicht vorlegen. Die Sponsoren, so der Plan, sollen später am Gewinn des unterstützten Unternehmens partizipieren – wenn es die Firma dann noch gibt. Gut ein Drittel der Start-ups überlebt die Gründungsphase nicht.

Die Dresdner Firma Seedmatch immerhin, ein Crowdfunding-Portal, das vor gut zwei Jahren selbst noch unter Geburtswenken litt, scheint aus dem Gröbsten raus zu sein. Seedmatch-Gründer Jens-Uwe Sauer hat inzwischen 20 Firmen zu Startkapital verholfen, darunter auch dem Duo Andrea Bregar und Isabella Kurth mit der Firma Tampons for You. Sauer nennt sie bloß „die Tampon-Mädels“, wobei deren Idee deutlich schneller zu zünden scheint als seine eigene.

Für das Seedmatch-Konzept hielt sich die Euphorie anfangs in Grenzen: „Wir haben nichts bekommen, keinen Business-Angel, kein Risikokapital, nichts.“ Und doch glaubte Sauer daran, die Masse monetär mobilisieren zu können.

Die Geschichte von Lunatik aus den USA hat ihm den Weg gezeigt: Die Designer hatten das Gehäuse einer Armbanduhr entwickelt, in das man Apples iPod nano stecken konnte. Zeitgleich mit Sauer suchten sie damals über die Platt-

form Kickstarter Geld, bescheidene 15 000 Dollar waren ihr Ziel. Sie bekamen eine Million – und wurden selbst zur Marke.

Sauer, 39, startete damals ein Blog, skizzierte seine Idee und schaffte es schließlich, ein paar Dutzend Kleininvestoren Geld aus der Tasche zu leiern. Seit einem Jahr bringt er nun nach demselben Muster Gründer und Investoren zusammen: Honorar fließt nur, wenn innerhalb von 60 Tagen mindestens 50 000 Euro gesammelt wurden.

Warum nur lassen sich Geschäftsideen wie Tampon-Kästchen und Übergrößen-BH übers Internet offenbar problemlos finanzieren? Weil es „kaum ein spannenderes Produkt im Leben einer Frau“ gibt als den Tampon, wie die Gründerinnen meinen? Weil ein „perfekter BH dein Leben verändern kann“, wie die Entwicklerinnen von SugarShape sagen?

Ein etwas näher liegender Grund könnte die demografische Struktur der Investoren sein: Es sind meist Männer Mitte dreißig. Noch schneller als auf die Dessous stürzten sich die Kleinanleger nur auf die Neugründung Easy Card, eine webbasierte Versicherung etwa für Smartphones. 87 Minuten brauchte das Unternehmen, um von null auf 100 000 Euro zu kommen.

Anders als die US-„Crowd“, wo allein Kickstarter 30 000 Projekte mit über 350 Millionen Dollar unterstützte, gilt der hiesige Schwarm als zurückhaltend. Die Deutschen investierten nur in Ideen, die sie völlig verstehen, heißt es in der Gründerszene, als sei so eine Strategie uncool.

Allerdings überzeugen nicht unbedingt alle hierzulande finanzierten Projekte. Ob ihre individualisierte, auf jeden einzelnen Teint abgestimmte Sonnencreme wirklich die Zukunft der Hautpflege ist, wie eine Gründertruppe versichert, scheint fraglich. Ob Kunden die neue Live-Chat-Software, die einen webbasierten Kundenservice verspricht, wirklich lieben werden, wie deren Erfinder vorhersagen – na ja. Und warum Restaurantbesucher eine komplexe App brauchen, um ihre Essenskritik an die Köche zu schicken, statt einfach eine Mail zu schreiben, kann selbst Sauer nicht erklären.

Allerdings schafft es dann doch nicht jeder auf die Seedmatch-Seite. Einen Interessenten mit Gulaschkanone hat Sauer Team abgelehnt. Ebenso wie den Erfinder eines Perpetuum mobile – „obwohl der wissenschaftliche Belege angeboten hat“.



Firmengründerinnen Bregar, Kurth: Die Masse macht's

ARMIN BROSCHE / DER SPIEGEL

NILS KLAWITTER



# Dolce Vita auf Knopfdruck

MAXINFORMATION.COM



## PRIMADONNA EXCLUSIVE



Perfekter  
Espresso



Cremiger  
Cappuccino



Schaumiger  
Latte Macchiato



Köstliche  
Trinkschokolade

## Kaffeevielfalt *plus* Trinkschokolade

So einfach kann Genießen sein: mit komfortablen Sensortasten und extragroßem TFT-Farbdisplay für perfekte Kaffeespezialitäten – und jetzt auch mit Trinkschokoladen-Funktion zur bequemen Zubereitung in der zusätzlichen Karaffe. Dazu der Thermo-Milchbehälter für optimale Milchschaum-ergebnisse.

Weitere Informationen: De'Longhi Deutschland GmbH, Am Reitpfad 20, 63500 Seligenstadt  
0180 5 225521 (0,14 EUR/Minute aus dem Festnetz; maximal 0,42 EUR/Minute aus den Mobilfunknetzen)  
[www.delonghi.de](http://www.delonghi.de)

**De'Longhi**

Better Everyday

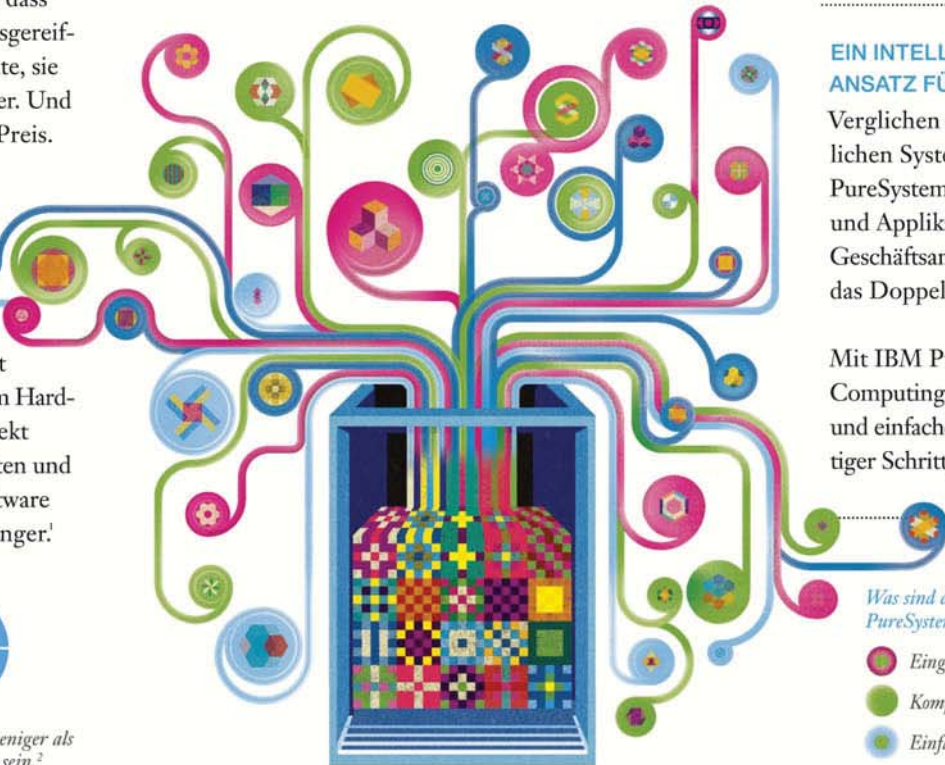
# INTELLIGENTE SYSTEME NUTZEN

Die gute Nachricht ist, dass IT-Lösungen immer ausgereifter werden. Die schlechte, sie werden immer komplexer. Und Komplexität hat ihren Preis.

Bis zu 161 Tage braucht die IT normalerweise, um Hardware für ein neues Projekt anzuschaffen, einzurichten und zu integrieren – bei Software dauert es sogar noch länger.<sup>1</sup>



IBM PureSystems™ kann in weniger als vier Stunden einsatzbereit sein.<sup>2</sup>



entwickelt. IBM PureSystems können aus diesen „Patterns“ automatisch eine Datenbank-Infrastruktur aufbauen – oft in nur wenigen Minuten. Das System überwacht die Nutzung der Datenbank und passt sie bei Veränderungen an.

## EIN INTELLIGENTER ANSATZ FÜR DIE IT.

Verglichen mit herkömmlichen Systemen, können IBM PureSystems die Performance und Applikationsdichte bei Geschäftsanwendungen bis auf das Doppelte steigern.<sup>3</sup>

Mit IBM PureSystems wird Computing nicht nur schneller und einfacher. Es ist ein wichtiger Schritt, um Unternehmen,

Was sind die Vorteile von PureSystems?

- Eingebautes Expertenwissen
- Kompromisslose Integration
- Einfache Bedienung

# INTEGRIERTE EXPERTISE.

Vor kurzem hat IBM eine neue Familie von Systemen vorgestellt, die diese Komplexität reduziert: IBM PureSystems.



## KONVERGENZ IST ERST DER ANFANG.

Anders als konvergente Lösungen sind IBM PureSystems mehr als fertige Hard- und Software-Pakete. Sie bieten kompromisslose Integration, integriertes Expertenwissen und effiziente Koordination der IT-Ressourcen. So vereinfacht das einheitliche

Management die Bedienung für den Nutzer.

Was heißt das z. B. für eine Datenbank? Aus den Ergebnissen umfangreicher Projekte zu Themen wie Transaktionsverarbeitung und aus unzähligen Erfahrungen von Kunden und Geschäftspartnern hat IBM „Patterns of Expertise“

Städte und nicht zuletzt unseren Planeten smarter zu machen. [ibm.com/integratedsystems/de](http://ibm.com/integratedsystems/de)

MACHEN WIR DEN PLANETEN EIN BISSCHEN SMARTER.



1. Nach einer 2011 von Forrester Consulting im Auftrag von IBM durchgeführten Studie. 2. Nach Tests des IBM PureApplication™ System W1500-96, wobei die Zeit vom Einschalten des Systems bis zu dessen Bereitschaft zur Bereitstellung von Applikationen gemessen wurde; sowie nach Tests der IBM PureFlex™ System Express & Standard Modelle mit jeweils einem Chassis und einem Rechenknoten, wobei die Zeit vom Einschalten des Systems bis zur Bereitschaft für das Deployment eines virtuellen Images gemessen wurde. 3. Nach Simulationen virtualisierter Applikationen auf einem IBM Flex System x240 Rechenknoten bis zu zweifache Applikationsdichte gegenüber den Vorgängersystemen von IBM. Der IBM Flex System x240 Rechenknoten ist verfügbar im IBM PureFlex System und im IBM PureApplication System. Nach Testvergleich von IBM Storwize® v7000 „Easy Tier“ bis zu zweifache Performance von Geschäftsanwendungen gegenüber dem Vorgängersystem von IBM, IBM Storwize v7000 ist eine Komponente von IBM PureFlex System und von IBM PureApplication System. IBM, das IBM Logo, ibm.com, PureSystems und das Bildzeichen des Planeten sind Marken oder eingetragene Marken der International Business Machines Corporation in den Vereinigten Staaten und/oder anderen Ländern. Andere Namen von Firmen, Produkten und Dienstleistungen können Marken oder eingetragene Marken ihrer jeweiligen Inhaber sein. Eine aktuelle Liste sämtlicher IBM Marken und Handelszeichen findet sich im Internet unter [www.ibm.com/legal/copytrade.shtml](http://www.ibm.com/legal/copytrade.shtml). © 2012 IBM Corporation.



Es war ein bisschen wie „friendly fire“: Der NDR berichtete, dass die Staatsanwaltschaft gegen den Manager von MDR-Schlagerstar Helene Fischer wegen des Verdachts der Bestechung ermittele. Obwohl es gegen Fischer selbst keinen Verdacht gab, unterlegten die NDR-Leute ihren Film mit Bildern des „Superstars“, und die Autoren bemängelten, dass der MDR die gute Zusammenarbeit mit ihr „ganz unverblümt bejubelt“ habe. Die Klatzschpresse griff das Thema begierig auf, „Super Illu“ fragte auf der Titelseite: „Wurde Helenes Karriere erkauft?“ Fischer, sagen ARD-Hierarchen, war „irritiert“ und „geschockt“ von der Welle negativer Berichte, die über sie hinwegrollte.

Tagelang war unklar, ob sie nicht aus Frust der ARD den Rücken kehrt. Doch am Ende wird womöglich nicht einmal an Fischers Manager etwas hängenbleiben, wie interne Ermittlungen beim MDR ergaben. Zwar sind Geldzahlungen des Managers an Udo Foht, den damaligen Unterhaltungschef des MDR, belegt, der wegen seines zweifelhaften Finanzgebarens im vergangenen Jahr entlassen wurde. Doch im Fall des Fischer-Managers sei alles mit rechten Dingen zugegangen, stellte eine eigens eingesetzte Untersuchungskommission fest. Nach deren Erkenntnissen habe der Manager des Schlagerstars insgesamt 55 000 Euro an Foht überwiesen, zumeist gekennzeichnet als Darlehen. Der Hintergrund sei



Fischer

FERNSEHSENDER

## ARD frustriert ihren Star

häufig gewesen, dass Foht die Finanzierung von Sendungen nicht rechtzeitig zusammenbekommen habe und Geld für Produktionskosten brauchte. Der Fischer-Mann habe ausgeholfen. In drei Tranchen über zwei Jahre, so die MDR-Recherchen, überwies er Foht knapp 20 000 Euro für die Erstellung und Überarbeitung eines Drehbuchs zur Tournee seines Schützlings. Auch schrieb er Moderationstexte für Fischers Fernsehshow und erhielt dafür mehrere tausend Euro.

Der Fischer-Manager will sich zu den Vorgängen nicht äußern, er verweist auf eine einstweilige Verfügung, die er gegen den NDR erwirkt habe, wonach sein Name nicht mehr im Zusammenhang mit der Foht-Affäre erwähnt werden dürfe. Die Ermittler stellten fest, dass keine Gelder des Senders veruntreut worden seien, Foht habe Leistungen erbracht, die marktüblich honoriert worden seien. Für seine Nebentätigkeit habe er ordnungsgemäß eine Erlaubnis eingeholt.

### TV-UNTERHALTUNG

## „Volksmusik ins Nachtprogramm“

Jurypräsident Thomas Hermanns, 49, über die Verleihung des Deutschen Comedypreises (Freitag, 21.15 Uhr, RTL)

**SPIEGEL:** Langweilt es Sie denn nicht selbst, dass Sie jedes Jahr dieselben Komiker auszeichnen?

**Hermanns:** Der Bambi oder die Goldene Kamera haben es leichter, da kann man einfach eine Kategorie dazuerfinden, wenn gerade ein Hollywood-Star in der Nähe ist. Unsere Branche dagegen ist eine überschaubare Familie. Wir bemühen uns um Neuzugänge, aber Anke Engelke und Bastian Pastewka werden den Comedypreis noch als 80-Jährige bekommen, einfach weil sie so gut sind. In diesem Jahr könnte es allerdings zu einem spannenden Duell kommen: Martina

Hill könnte Anke richtig gefährlich werden.

**SPIEGEL:** Alle großen Sender sind für den Comedypreis nominiert – nur das Erste nicht. Was läuft dort falsch?

**Hermanns:** Die ARD pflegt ihren Humor nicht. Sie hat gute Leute, die wir in den vergangenen Jahren auch gewürdigt haben. Die sperren sie aber weg



Hermanns

ins Spätprogramm. Ina Müller, Kurt Krömer, Olli Dittrich – deren Sendungen laufen alle erst gegen Mitternacht. Liebe ARD, steckt doch die Volksmusikanten ins Nachtprogramm! Oder diese ewigen Schmalzfilme wie „Ich suche meine Liebe in Südafrika“! Dann wäre um 20.15 Uhr Platz für gute Comedy. **SPIEGEL:** Warum kommen altgediente Humorgrößen wie Harald Schmidt und Thomas Gottschalk beim Publikum nicht mehr an?

**Hermanns:** Schmidt war noch nie massentauglich. Aber bislang gab es eine fast schon homoerotische Beziehung zwischen ihm und der männlichen schreibenden Zunft. Die ist nun in Teilen aufgekündigt. Um ihn Sorge ich mich nicht. Gottschalks erster Auftritt beim „Supertalent“ hingegen hat mich traurig gemacht, als er zu Beginn als „Show-Legende“ auf die Bühne gerufen wurde, was schon etwas Deprimierendes hatte. Und dann rief der Ansager: „Und das Beste zum Schluss: Dieter Bohlen!“ Dabei müsste doch Gottschalk die Nummer eins sein.



Wer am Montag vergangener Woche die Website google.de besuchte, wurde nicht nur von der schlichten Eingabezeile begrüßt, sondern von einem Comicstrip. „Little Nemo in Google-Land“ heißt die Geschichte, mit der die Suchmaschine den Tag feierte, an dem Nemos märchenhafte Träume 1905 erstmals in einer amerikanischen Zeitung gedruckt wurden.

Google nennt diese bunten Überraschungen auf seiner sonst so spartanischen Suchseite „Doodle“. Im Original erlebt Nemo seine nächtlichen Eskapaden im „Schlummerland“. Die kleine freche Namensänderung passt, denn irgendwie leben wir mittlerweile alle im „Google-Land“.

Wir leben gern und freiwillig darin, denn Google ist schnell, bequem und kostenlos. Es ist zum Navigator durch den Alltag geworden. Es sortiert uns die Welt, sucht für uns und findet – und ist dank des Siegeszugs der Smartphones allgegenwärtig, eine Art Schweizer Messer fürs

Informationsdickicht des Digitalzeitalters. Die Welt ist, wie Google sie uns präsentiert. Von zehn Nutzern, die hierzulande im Netz etwas suchen, vertrauen sich schon neun jener Suchmaschine an, die Sergey Brin und Larry Page 1996 unter dem Namen „BackRub“ starteten. Seit 1997 heißt ihr Baby, das zum Giganten wurde, nach der Zahl 10 hoch 100, die im Englischen Googol genannt wird, eine eins mit hundert Nullen.

Brin und Page wollten damit ihren Anspruch zum Ausdruck bringen, möglichst viele Internetseiten zu indexieren; es war ein früher, ein spielerisch wirkender Allmachtsanspruch, der damals noch nicht bedrohlich wirkte.

Warum auch? „Google ist keine konventionelle Firma, und wir wollen auch keine werden“, schrieben die Gründer 2004 in ihrer Börsenanmeldung. Allerdings mehren sich die Zweifel, ob Google tatsächlich so anders, so viel netter ist als andere Firmen.

Unternehmer beklagen, sie würden ausgebootet. Andere fühlen sich geradezu abgestraft, wenn sie Entscheidungen fällen, die Google nicht in den Kram passen. Und Verbände kritisieren, Kunden, die sich auf Google verließen, würden in die Irre geführt und abgezockt.

Die entscheidende Frage lautet: Wie neutral ist das Unternehmen wirklich bei der Vermessung der Netzwelt?

Es spricht vieles dafür, dass auch dieses Unternehmen seine Marktmacht rigoros einsetzt – manchmal zu Lasten seiner Kunden und Nutzer. Das könnte den Konzern mittelfristig weitaus stärker in Mitleidenschaft ziehen als der Kursrutsch seiner Aktie, die am Donnerstag voriger Woche zeitweise um zehn Prozent abschnürte, weil die Gewinnzahlen mal etwas schwächer ausfielen als erwartet.

Google hat sich zum bestimmenden Türsteher der vernetzten Welt entwickelt. Weil die Suchmaschine entscheidet, was wir in welcher Reihenfolge finden, ent-



# Der Türsteher

Aus Google ist die mächtigste Suchmaschine der Welt geworden. Doch wie neutral sortiert der US-Konzern das Angebot im Internet? Der Widerstand wächst, denn der Gigant verfolgt vor allem seine eigenen wirtschaftlichen Interessen.





scheidet sie maßgeblich mit, wo wir uns informieren und bei wem wir einkaufen.

Der Konzern verheißt Transparenz, die er in eigener Sache indes kaum bietet. Wenn Google sich überhaupt dazu äußert, wie seine Suchergebnisse zustande kommen, dann wolkig. Die „Relevanz“ der Treffer sei entscheidend, heißt es dann beispielsweise. Im Februar erklärte eine Google-Lobbyistin einem Ausschuss des Bundestags, es werde stets „die beste Antwort“ für den Nutzer gesucht.

Nur: Was relevant ist und was die beste Antwort, das entscheidet einzig und allein die Firma.

Das hat gravierende Folgen, auch für die Wirtschaft. Die eigene Position auf der Trefferliste kann heute über Wohl und Wehe von Unternehmen entscheiden, weil sie sich unmittelbar in Umsätzen niederschlägt.

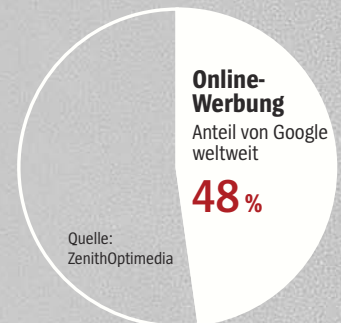
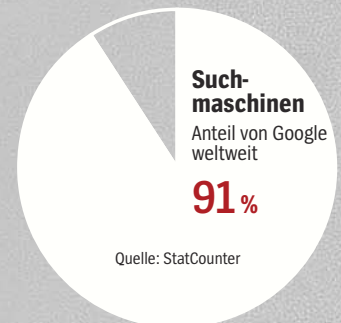
Das von Google selbst verbreitete Bild einer neutralen und objektiven Suchinstanz ist dabei schon deshalb falsch,

weil der Konzern seine Trefferlisten möglichst gewinnbringend vermarkten will, das ist der Kern seines Geschäftsmodells. Vor allem, wenn es um die Suche nach Produkten und Dienstleistungen geht, wird Google-Land von handfesten Interessen regiert. Seinen eigenen.

So ist eine ungesunde Situation entstanden im Online-Markt. Google kann sich seine Kunden aussuchen. Aber die Kunden müssen zu Google und viel Geld ausgeben, um online erfolgreich zu sein.

Das ist an sich für viele Wettbewerber schon ein Problem, aber es wird dadurch verstärkt, dass das Imperium Google-Land nicht ruht, ständig Eroberungsfeldzüge in neue Geschäftsfelder startet und auch dabei seine Größenvorteile ausspielt. Damit wächst die Zahl der Google-Gegner, sie werfen dem Giganten vor, seine eigenen Angebote wie „Google Maps“ oder die Produktsuche „Google Shopping“ in den Ergebnissen zu bevorzugen. Es ist erstaunlich und vielsagend, aus wie vielen Bran-

GETTY IMAGES



Google-Mitgründer Brin



chen die Google-Kritiker inzwischen kommen: Tourismus, Handel, Verlage\*.

Doch bisher wurde allenfalls gekrittelt, wenn es um Fragen des Datenschutzes ging. In Deutschland begann es einst zu brodeln, als Google anfang, Fassaden abzufotografieren und via „Street View“ online zu stellen. Erst vorige Woche bescheinigten die EU-Datenschützer dem Unternehmen, dass seine neuesten Datenschutzregeln nicht europäischem Standard entsprechen.

Dem Erfolg des Konzerns tut derlei bislang keinen Abbruch, zumal die Bußgelder für Datenschutzverstöße etwa in Deutschland bei maximal 300 000 Euro liegen. Doch was sich nun in Brüssel und in Washington zusammenbraut, hat eine andere Qualität. Schon seit 2010 ermittelt die EU-Wettbewerbsbehörde, seit 2011 die amerikanische Handelskommission (FTC) in Voruntersuchungen wegen des Verdachts, Google verzerre den Wettbewerb – und manipulierte Suchergebnisse zu seinen Gunsten. Im Kern geht es um die Frage, ob Google seine Macht missbraucht. Der Firma droht das womöglich größte Kartellverfahren seit dem Prozess gegen Microsoft Ende der neunziger Jahre.

\* Es gibt eine Beschwerde des Verbandes deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) gegen Google in Brüssel – der SPIEGEL-Verlag ist Mitglied im VDZ, aber nicht direkt an diesen Aktivitäten beteiligt.

Der Brüsseler Wettbewerbskommissar Joaquín Almunia erläuterte dem Google-Verwaltungsratsvorsitzenden Eric Schmidt schon im Mai, er habe gleich in vier Bereichen „Bedenken“ gegen dessen Unternehmen. Bei der amerikanischen FTC sieht man das offenbar ähnlich.

## Warum Google nicht (mehr) objektiv ist

Das Geheimnis von Googles Suche datiert bis in die Anfangstage des Unternehmens zurück, es ist das von Brin und Page noch als Studenten der Universität Stanford entwickelte PageRank-Verfahren. Für manche Experten ist hier schon der Boden der Neutralität verlassen worden, denn natürlich mussten die Programmierer Entscheidungen treffen, welche Faktoren wie stark zu gewichten seien. Brin und Page entschieden sich für die „Linkpopularität“ als Merkmal für gute Suchtreffer. Seiten, auf die viele andere Seiten verweisen, werden danach besser „gerankt“ als Seiten mit weniger Links. Dies ist eine Konstante in Googles hochgeheimem Suchalgorithmus, der ständig weiterentwickelt wird und längst mehr als 200 Kriterien berücksichtigt, darunter die Verweildauer und seit kurzem die „Qualität“.

Für viele Kritiker begann der wahre Sündenfall in Sachen Neutralität indes, als Google Mitte des vergangenen Jahr-

zehnts anfang, neue eigene Services anzubieten, vom E-Mail-Dienst Gmail über Google Maps und die zugekaufte Videoplattform YouTube bis zum sozialen Netzwerk Google+.

Die Vorzugsbehandlung dieser eigenen Google-Angebote ist auch Kern der Beschwerden bei der EU und der FTC.

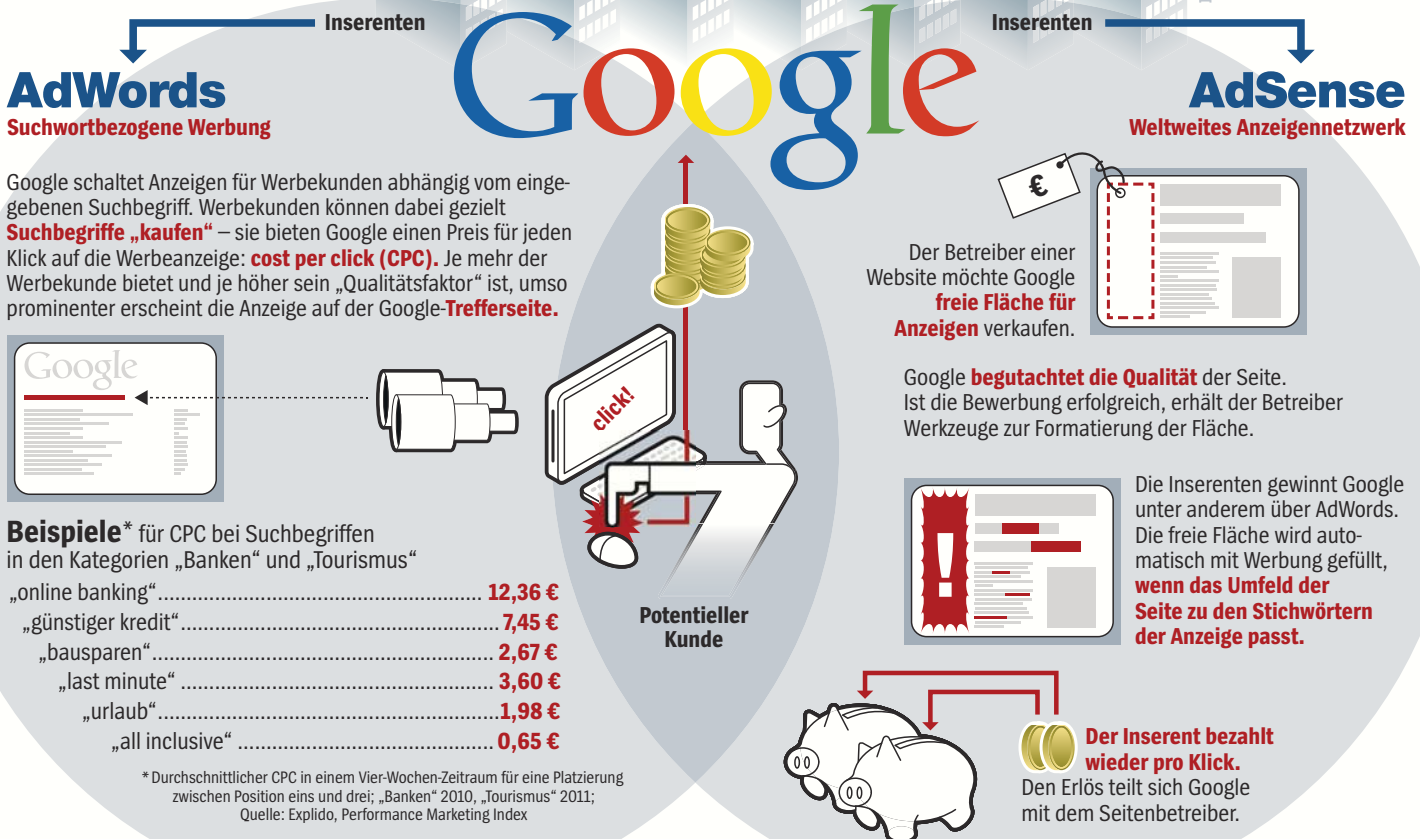
Eine der Ersten, die das Wettbewerbsgebarren der Amerikaner juristisch anprangerten, war die Britin Shivaun Raff. Zusammen mit ihrem Mann betreibt die Informatikerin aus London eine Suchseite namens Foundem. Die Preisvergleichsseite gilt als „vertikale Suchmaschine“, die im Gegensatz zu Googles horizontaler Überblickssuche tief in vielen Anbieterseiten stöbert.

Im Juni 2006 war ihre Firma plötzlich verschwunden. So zumindest kam es den Eheleuten Raff vor. Denn Foundem tauchte plötzlich nicht mehr auf der ersten Google-Seite auf, sondern irgendwo jenseits von Seite zehn. Was bei Google nicht auf Seite eins bis drei auftaucht, existiert praktisch nicht – das ist die brutale Realität in der Welt des Online-Shopping. Die Besucherzahlen auf Foundem brachen ein, die Umsätze kollabierten.

Was war geschehen? Google hatte seinen Suchalgorithmus verändert. Die Foundem-Gründer beschwerten sich, vergebens. Niemand habe ihnen erklären wollen, was genau die Deklassierung ver-

## Wertvolle Wörter

Googles Bezahlssystem für Internetwerbung







## „Fast niemand weiß, warum ein Ergebnis unter den ersten zehn Treffern erscheint.“

**Thomas Ebeling**, Vorstandsvorsitzender der ProSiebenSat.1 Media AG

ursacht habe und was sie tun könnten, um wieder nach vorn zu rücken. Bei anderen Suchmaschinen wie Yahoo tauchten sie weiterhin ganz vorne auf.

Im November 2009 reichte das Paar seine Beschwerde beim Brüsseler Wettbewerbskommissar Almunia ein. Das wirkte. Nur einen Monat später hob Google die Verbannung von Foundem offenbar auf. Prompt schnellte die Preis-Suchmaschine wieder auf Seite eins der Fundstellen.

Doch der Kampfesifer der Raffs war geweckt, das Unternehmen hatte sie über 40 Monate zappeln lassen. „Google hat die ganze Zeit so getan, als würde es neutral suchen und als gäbe es kein Problem“, schimpft Shivaun Raff: „Das ist so, als wenn Sie vor einer explodierenden Feuerwerksfabrik stünden und sagten: ‚Leute, hier gibt es nichts zu sehen!‘“

Das Paar dokumentierte, wie Google ihm und anderen vertikalen Suchmaschinen angeblich geschadet hat. Besonders der Google-eigene Preisvergleichsdienst „Product Search“ werde systematisch bevorzugt, so Foundem. Allein von 2007 bis 2009 seien „die Kundenströme zu führenden britischen Preisvergleichsdiensten um 41 Prozent eingebrochen, während die Besucherzahl von Google Product Search um 125 Prozent zunahm“.

Derlei Statistiken belegten die Raffs ausführlich mit Screenshots und Infografiken und trugen sie in einem neunseitigen Dokument zusammen. Titel: „Wie Googles universaler Suchmechanismus Wettbewerb und Innovation im Internet bedroht“. Fazit der Raffs: Die Manipula-

tion der Suchmethoden „verwandelt Google angeblich neutrale Suchmaschine in ein ungemein machtvolles Marketingwerkzeug für andere Google-Dienste“.

Man analysiere Websites „ohne Ansicht darauf, ob sie mit Google im Wettbewerb stehen“, erwidert der Konzern, maßgeblich sei, „was nützlich für die Nutzer ist“.

Ein französisches Gericht kam Anfang 2012 zu einem anderen Schluss: Das Kartenunternehmen Bottin hatte Google in Paris wegen des Ausnutzens seiner dominanten Marktposition verklagt. Google soll 500 000 Euro Schadensersatz zahlen, weil es seine Marktmacht „missbräuchlich ausgenutzt“ habe. Der Internetkonzern hat Berufung gegen das Urteil eingelegt. Ein französischer Suchmaschinenbetreiber erhebt derweil ähnliche Vorwürfe und hat den Konzern vor dem Pariser Handelsgericht auf fast 300 Millionen Euro Schadensersatz verklagt.

Auch beim Management der ProSiebenSat.1 Media AG in München ist man über Googles Geschäftsgebaren irritiert. Regelmäßig tippte Thomas Port, Geschäftsführer des Werbevermarkters der TV-Gruppe, beispielsweise in die Google-Videosuche den Namen der Sat.1-Fußballsendung „ran“ ein. Er fand dort YouTube-Inhalte auf den ersten Rängen – noch vor dem eigenen Videoangebot von ran.de.

Woran das lag, ist den Münchnern nicht klar, zumal die ran-Mitschnitte auf YouTube juristisch fragwürdig sind. Der Sender nutzt ein System, das Google zur Filterung rechtlich geschützter Inhalte anbietet. „Google legt nicht offen, warum ein Suchtreffer besser sein soll als der andere“, sagt Port. Sein Chef Thomas Ebeling, Vorstandsvorsitzender der Sendergruppe, wurde jüngst deutlicher. „Fast niemand weiß, warum ein Suchergebnis unter den ersten zehn Treffern erscheint. Aber wir alle wissen, dass ein Ergebnis dort nicht mehr auftauchen könnte, wenn man sich mit Google anlegen würde“, sagte er im September auf einer Medientagung.

Offenbar tragen die Münchner noch schwer an einer unangenehmen Erfahrung. Als Google dem Senderverbund anbot, seine Inhalte auch über YouTube zu verbreiten, und die Münchner ablehnten, sei Geheimnisvolles passiert: Ihre Videoplattform MyVideo sei auf der Google-Trefferliste plötzlich rapide abgesackt, binnen einer Woche sei die Zahl der Abrufe um 80 Prozent eingebrochen. Zufall? Eine Strafaktion?

Bei Google heißt es auf eine konkrete Nachfrage dazu nur allgemein, häufige Ursachen für ein schlechteres Ranking seien eine „maßgebliche Änderung im Such-Algorithmus oder die Änderung der technischen Struktur einer Internetseite“.

In München beteuert man, an dem Videoangebot an sich nichts geändert zu haben.

Es müssen aber nicht einmal eigene Angebote sein, Google scheint auch seine

Geschäftspartner zu bevorzugen – mitunter auf Kosten der Verbraucher.

Erst vor wenigen Wochen kündigte die Suchmaschine eine Kooperation mit der Deutschen Bahn an. Kurz darauf wettete der Privatbahnverband Mofair bereits, „Google und Deutsche Bahn führen Bahnfahrer in die Irre und zocken sie ab“.

Die Nutzer der Suchmaschine können sich bei Zugstrecke-Kartendiensten jetzt auch die Bahnverbindungen anzeigen lassen – angezeigt werden aber exklusiv die des Staatskonzerns. Wettbewerber bleiben bislang außen vor, selbst wenn sie billiger oder schneller wären.

Wer zum Beispiel nicht weiß, dass es auf der Zugstrecke Hamburg-Köln neuerdings die Alternative des HKX Express gibt, der selbst beim Höchstpreis noch rund 15 Euro günstiger ist als die Deutsche Bahn, erfährt davon bei Google Maps nichts.

Noch skurriler wird es, wenn man von Cottbus nach Görlitz fahren will. Tippt man diese Anfrage in Googles Routenplaner ein, wird eine umständliche Verbindung mit Umstieg im polnischen Wegliniec ausgeworfen; Reisezeit: 4 Stunden, 32 Minuten. Das ist fast viermal so lang wie die direkte Fahrt mit der privaten Ostdeutschen Eisenbahn. Doch die kommt bei Google Maps ebenfalls nicht vor.

„Was bei Google passiert, ist wirklich geschäftsschädigend“, sagt der Präsident des Privatbahn-Verbandes, Wolfgang Meyer. Die Deutsche Bahn rechtfertigt sich, sie dürfe die Daten ihrer Konkurrenten nicht weitergeben; Google beteuert, man schließe niemanden aus: „Andere Anbieter hätten auch schon in der Vergangenheit mit uns zusammenarbeiten können.“



## „Google tat so, als würde es neutral suchen.“

**Shivaun Raff**, Informatikerin und Betreiberin der Firma Foundem

# „Google ist extrem dominant“

Der US-Medienmagnat John Malone fordert ein Eingreifen der Politik.

*Malone, 71, ist Chairman von Liberty Global, das in 13 Ländern aktiv ist und in Deutschland die Kabelbetreiber Unitymedia und Kabel BW kontrolliert. Mit Liberty Media hält Malone, dessen Privatvermögen auf über fünf Milliarden Dollar geschätzt wird, unter anderem Anteile an den Medienkonzernen Viacom und Time Warner.*

**SPIEGEL:** Über eines Ihrer Unternehmen sind Sie an TripAdvisor und Expedia beteiligt und tummeln sich damit im besonders umkämpften Online-Reisemarkt. Wie ist Ihr Verhältnis zu Google?

**Malone:** Wir sind sehr gute Kunden bei ihnen, wir stecken Millionen unserer Marketing-Dollar in ihr AdWords-Werbe-Programm, wirklich enorme Summen, um mit unseren Angeboten bei der Suche nach relevanten Stichwörtern ganz oben zu landen. Anders geht es nicht mehr in diesem Geschäft.

**SPIEGEL:** Google ist in demselben Segment auch aktiv.

**Malone:** Google hat in der Tat seine eigenen Entwicklungspläne, und die scheinen manchmal mit den Interessen seiner Kunden zu kollidieren. Für uns ist es enorm wichtig, dass Google uns immer noch findet – und nicht nur sein eigenes Angebot in diesem Geschäftsfeld – und dass sie uns trotzdem noch prominent platzieren, als Erste oder zumindest als Zweite. Wenn das nicht mehr klappt, dann haben wir ein schweres Problem.

**SPIEGEL:** Der Fall scheint schon eingetreten zu sein: Expedia und TripAdvisor haben Beschwerde gegen die Google-Geschäftspraktiken im Reisemarkt eingelegt. Die US-Handelskommission prüft, ob sie eine Kartellklage erhebt, und scheint sich dafür zu entscheiden. Finden Sie das richtig? Sie galten ja immer als scharfer Regulierungsgegner.

**Malone:** Das ist alles eine Frage des Marktanteils. Wäre Google eine von sieben Suchmaschinen und hätte einen entsprechenden Marktanteil, dann würde der Wettbewerb schon dafür sorgen, dass es keinen Missbrauch von Marktmacht gibt. Man würde einfach zu einer der anderen

Suchmaschinen wechseln. So ist es aber nicht. Google ist einfach extrem dominant. Deshalb würde ich es angemessen und an der Zeit finden, dass der Regulierer hier eingreift.

**SPIEGEL:** Als Kabelunternehmer waren und sind Ihre Firmen in vielen Märkten auch sehr dominant, in Deutschland würden Sie sich nach UnityMedia und Kabel BW gern auch den Marktführer Kabel Deutschland sichern.



Medienmanager Malone in Berlin  
„Eine Frage des Marktanteils“

**Malone:** Nirgends sind unsere Marktanteile auch nur ansatzweise vergleichbar mit Google. In Deutschland machen doch selbst alle Kabelanbieter zusammen nur einen kleinen Teil eines 50-Milliarden-Euro-Marktes für Telekommunikationsangebote aus. Für mich ist das aber tatsächlich eine sehr interessante Debatte, denn über Jahrzehnte war ich in den USA derjenige, der genau solche Sorgen auslöste, ich galt als Gatekeeper, der darüber entscheidet, was wie prominent in die Netze kommt. Ich habe das nie

ausgenutzt. Google macht das. Wenn du viel bezahlst, dann sitzt du in der ersten Reihe.

**SPIEGEL:** Haben Sie noch ein konkretes Beispiel für die Auswirkungen von Googles Marktmacht?

**Malone:** Nehmen Sie all die Start-ups rund um Dienstleistungen, die sich auf den jeweiligen Standort des Nutzers beziehen. Google hat sich entschieden, solche Dienste kostenlos anzubieten, und damit den Rest des Marktes abgehängt. Es ist verdammt hart, gegen ein kostenloses Angebot des Marktführers zu konkurrieren, glauben Sie mir. Übrigens ist die Debatte nicht neu, unser Gespräch hier erinnert mich an das Jahr 1995. Damals wollte ich eine Riesen-Investition tätigen und die Kontrolle bei AOL übernehmen. Da rief mich Bill Gates an und sagte: „Überlege dir das gut, John.“ Ich fragte: „Warum?“ Er sagte: „Nun, unser neues Windows 95 wird es fast unmöglich machen, AOL zu finden.“

**SPIEGEL:** Gegen Microsoft gab es gleich mehrere Kartellverfahren, teils mit hohen Strafen. Rechnen Sie damit auch für Google?

**Malone:** Ich bin sicher, dass sie kommen werden, wenn nicht in den USA, dann in Europa. Seien wir realistisch: Google ist ein US-Unternehmen, es beschäftigt außerhalb Amerikas kaum nennenswert Leute, und es zahlt auch anderswo kaum nennenswert Steuern – konkurriert aber beispielsweise mit Unternehmen wie der Deutschen Telekom oder der spanischen Telefónica, für die das genaue Gegenteil gilt.

**SPIEGEL:** Fällt Ihnen zu Google auch etwas Positives ein?

**Malone:** Natürlich, sie sind die neuen „Big Guys“, sie wachsen explosiv und haben eine weltweite Reichweite. Vor allem treiben sie mit all ihren Angeboten die Nachfrage nach schnellen Übertragungswegen und hohen Bandbreiten, das ist Rückenwind für unsere Kabelnetze. Sie machen in Washington sogar Lobbyarbeit für den schnelleren Ausbau der Netze. Und sie haben nicht vor, in dieses Netzgeschäft einzusteigen, soviel ich weiß. Das ist vielleicht das Positivste, was ich sagen kann.

INTERVIEW: MARCEL ROSENBACH



Das Problem, dass der US-Riese seine Dominanz aus Eigeninteresse missbraucht, könnte sich künftig noch verschärfen. Derzeit entwickelt das Unternehmen neue Inhalte und Produkte: Der Konzern kauft Reisebuchverlage, lässt Produzenten exklusive YouTube-Kanäle befüllen, und erst vorige Woche wurde bekannt, dass Google auch hierzulande über ein Online-Preisvergleichsportal für Autoversicherungen nachdenkt.

## „Ein Kampf um Stichworte“: die Tücken des Google-Werbegeschäfts

Die oberen Positionen auf Googles Trefferliste versprechen das beste Geschäft. Die ersten Treffer zu beliebten Suchbegriffen wie „Urlaub“ oder „private Krankenversicherung“ verkauft das Unternehmen als Anzeigen, sie sind entsprechend gekennzeichnet und farblich hinterlegt. Auch bei der schmalen rechten Spalte handelt es sich um gekaufte Positionen.

Die Stichwörter veräußert Google laut eigenen Angaben nach dem Auktionsprinzip. Der Clou dabei ist, dass Unternehmen nur dann bezahlen, wenn Nutzer tatsächlich auf ihre Seiten klicken.

Dieses sogenannte AdWords-System wird ergänzt durch AdSense, das Google-Anzeigen auf externen Websites von Dritten transportiert. Beides zusammen bringt dem Unternehmen mehr als 90 Prozent seiner Gesamtumsätze ein.

Vor allem bei Suchbegriffen, die eine hohe Kaufabsicht der Nutzer wahrscheinlich machen, ist jeder Millimeter des Suchfensters hart umkämpft.

Man kann es vielleicht mit dem Immobilienmarkt vergleichen: Die obere Hälfte der Google-Trefferliste ist die Villa am See, mit hervorragender Aussicht – hier ist es die Aussicht auf Klicks und Bestellungen. Eine geringe Kaufabsicht ist bei Begriffen wie „Wann starb Johannes Gutenberg?“ zu erwarten – hier bleibt die Ergebnisseite werbefrei. Anders ist es natürlich bei Begriffen wie „Joggingschuh Größe 44“. Hier wird mit harten Bandagen gekämpft: Oft füllen drei bezahlte



MARTIN WAGENHART / IMAGO

## „Im Fall von Großkunden schaut Google bei Verstößen schon mal zu.“

**Markus Orth**, Vorstandsvorsitzender des Reiseunternehmens L'Tur

AdWords-Anzeigen den Bildschirm großteils aus.

Die hohen Platzierungen im bezahlten Suchbereich sind auch deshalb so begehrt, weil Studien zufolge 45 Prozent der Nutzer Werbeanzeigen und organische Ergebnisse gar nicht auseinanderhalten können, so schreibt es die Agentur Wordstream aus Boston in einer Analyse.

Auch dieses heißumkämpfte Geschäft hat deshalb seine Tücken. Betroffene Unternehmen werfen Google fehlende Transparenz und den Verstoß gegen eigene Werberegeln vor.

Häufig wird auch die Allmacht der Google-Manager beklagt. Sie entscheiden darüber, wer werben darf und wer nicht: Tabak, Glücksspiel und Prostitution sind beispielsweise tabu. Es gibt sogar eine

Art Anzeigenpolizei, das „Policy“-Team, das darüber entscheidet, ob die Qualität der Seite, auf der die Nutzer über die Google-Suche landen, ausreichend ist oder nicht. Das Team verhängt Strafaktionen („Penalties“). Wer Pech hat, wandert auf der Trefferliste nach unten. Im härtesten Fall kann ein AdWords-Konto ganz geschlossen werden.

Einer, der sich unfair behandelt fühlt, ist der Vorstandsvorsitzende des Reiseunternehmens L'Tur, Markus Orth. Der Manager ärgert sich darüber, dass Google im Fall von Großkunden bei Regelverstößen schon mal zuschlägt.

So landeten Nutzer, die den besonders begehrten Suchbegriff „Urlaub“ eingaben, auch am Freitagabend vergangener Woche noch auf einer Trefferliste, die im Anzeigenbereich gleich drei Plattformen aus dem Einflussbereich des Leipziger Anbieters Unister auflistete, etwa ab-inden-urlaub.de und travel24.com. Nach den AdWords-Regeln darf ein Unternehmen eigentlich nur einmal auf ein Stichwort bieten; sogenanntes Double Serving ist verboten.

„Es ist erstaunlich, dass Google das Mehrfachbieten auf Suchbegriffe in diesem Fall offenbar duldet“, sagt Orth, zumal das für den Markt gravierende Folgen habe: „Die selbsternannten Internetpioniere der Branche monopolisieren so Suchbegriffe wie ‚Urlaub‘, ‚Ferien‘ und ‚Lastminute‘ und treiben für alle anderen die Kosten nach oben.“ Nur Google selbst „verdient ja gut daran“.

Der Suchmaschinenbetreiber erklärt, die Einhaltung der Regeln werde ständig überwacht. Unister lässt verlauten, es sei schlicht unwahr, dass man „in einer besonderen Weise gegen Policies verstößt“.

Manche Interessenten würden gern Anzeigen schalten, dürfen es aber nicht. Steamo.de ist so ein Fall, ein Anbieter von E-Zigaretten. Obwohl das Produkt in Deutschland erlaubt ist und keinen Tabak enthält, verbieten die AdWords-Regeln auch E-Zigaretten. Eigentlich.

Offenbar gilt aber auch diese Regel nicht für alle. Wer am Freitag voriger Wo-



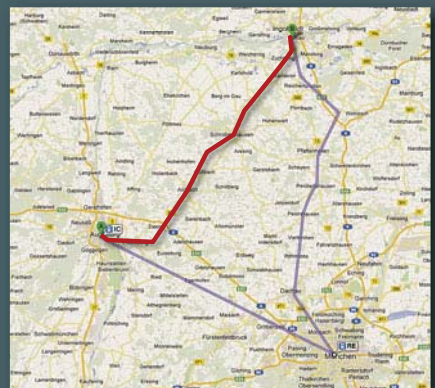
JENS RESKE / IMAGO

## Googles Umweg

Für eine Fahrt am Freitagabend von Augsburg nach Ingolstadt empfiehlt der Routenplaner in Google Maps einen IC nach München und von dort einen Regionalexpress nach Ingolstadt.

Fahrzeit: 1 Stunde, 41 Minuten.

Die private Bayerische Regiobahn (rot) schlägt Google nicht vor. Sie fährt direkt nach Ingolstadt und braucht 41 Minuten weniger.



GOOGLE MAPS

**Start der Kooperation von Bahn und Google: Mit Umsteigen im polnischen Wegliniec**



che „E-Zigarette“ ins Suchfenster eingab, landete sehr wohl bei einer Anzeige zu diesem Suchwort – allerdings von Amazon. „Es macht mich wütend, dass der Google-Großkunde Amazon was darf, was wir nicht dürfen, das beschädigt unser Geschäft massiv“, sagt Steamo-Chef Till Hermann.

Hier räumt Google auf Anfrage einen Fehler ein. Bei den „vielen Milliarden Anzeigen“ könnten „immer einmal solche Richtlinienv Verstöße vorkommen“.

Viele Unternehmer, die sich von Google benachteiligt fühlen, ärgern sich hinter vorgehaltener Hand. Der Alleinvorstand der Euro-Cities AG, Hans Biermann, schlug dagegen schon mehrfach den Rechtsweg ein. Sein Unternehmen will Nutzer auf Online-Stadtpläne locken, indem es Anzeigen für Suchwörter wie „Stadtplan München“ oder „Stadtplan Hamburg“ schaltet. Doch nachdem Google selbst in den Kartenmarkt einstieg, so Biermann, sei es für ihn schwierig geworden. So warb der Internetrieser beispielsweise das Münchner Stadtportal Muenchen.de ab, einen alten Biermann-Kunden. Google lieferte dem Stadtportal sein Kartenmaterial anders als Euro-Cities kostenlos. Dafür sicherte sich der Internetrieser einen Teil der Anzeigenerlöse.

Als Biermann Anfang 2010 bei Google eine Anzeigenkampagne für Stadtpläne in diversen Städten schaltete, wunderte er sich über gravierende Preisunterschiede für die Klicks. Während Hamburg-Klicks das übliche Preisniveau hielten, stiegen sie für München, wo Google selbst von höheren Einkünften profitiert, um knapp das Vierfache. Durch die prohibitive Preispolitik werde der Wettbewerb ferngehalten, befand der klagefreudige Biermann – und wandte sich an das Bundeskartellamt, wo er wegen „unbilliger Behinderung“ Beschwerde einlegte. Das Kartellamt gab einen Teil des Falls mittlerweile an die EU-Wettbewerbsbehörde ab, wo er jetzt Bestand der laufenden Prüfung ist.

Auch die Methode einer nicht transparenten Auktion bei der Anzeigenvergabe hält Biermann für verdächtig. Dazu hat er eigene Tests durchgeführt: Er sicherte sich Websites unter Phantasienamen und schaltete über AdWords Anzeigen. „Die Preise schossen bald nach oben, obwohl es für dieses Stichwort garantiert keine konkurrierenden Bieter gab“, so Biermann.

Google bestreitet jegliche Trickereien: „Wenn Klickpreise für Werbekunden steigen, kann das verschiedene Ursachen haben – zum Beispiel einen gesunkenen Qualitätsfaktor oder gestiegene Konkurrenz in der Auktion“.

Die hohen Preise der Google-AdWords helfen derweil einer jungen Branche, die sich rund um die eigene Platzierung entwickelt hat. Weil die „Kosten pro Klick“ insbesondere bei beliebten Suchbegriffen immer teurer wurden und man-



Google-Datenzentrum im US-Bundesstaat Georgia: Hochgeheimer Algorithmus

che gar nicht schalten dürfen, machen „Suchmaschinenoptimierer“ gute Geschäfte – sogenannte SEO-Spezialisten wie der Berliner Maik Metzen von der Agentur AKM3. SEO ist die englische Abkürzung für Search Engine Optimization.

Metzen analysiert auf seinem Monitor gerade die Website eines Finanzdienstleisters, der bei Google jahrelang ganz oben stand. Dann kam der jähe Absturz. Damals renovierte Google seinen Algorithmus und nannte das Projekt „Panda“.

Metzen kennt die Tricks, wie man die Seite auch unter Panda für Google wieder attraktiver macht, er kennt aber auch die Probleme der Branche und geht offen damit um. „Natürlich ist SEO immer riskant, weil Google sehr hart gegen überoptimierte Seiten vorgeht“, sagt er: „Aber ohne SEO geht es auch nicht, weil jeder es macht.“ Tatsächlich wird auch die Website von SPIEGEL ONLINE optimiert, von einem anderen Anbieter allerdings.

Es ist also nur noch zum Teil die Nutzer-Relevanz einer Seite, die bei Google ganz nach oben führt – selbst im „natürlichen Teil“ der Trefferliste. Insbesondere bei der Suche nach Produkten oder Dienstleistungen spielt der Geldbeutel des Anbieters eine große Rolle. Als Faustregel gilt, dass mindestens auf der ersten Seite eines halbwegs attraktiven Begriffs praktisch alle für ihre Position bezahlen – entweder direkt an Google, oder an externe oder interne SEO-Spezialisten.

## Die Lobby Schlacht um eine „faire Suche“

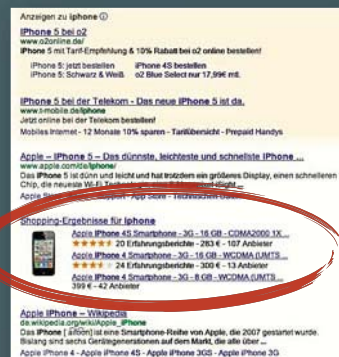
Die Eröffnung der neuen deutschen Google-Repräsentanz mitten in Berlins Regierungsviertel am Boulevard Unter den Linden glich mehr einer angesagten Party als einem Schlipsträger-Abend. An einer riesigen Bar gab es an jenem Abend Ende September eigens kreierte Cocktails, der

## Nach vorn gedrängt

Wie Google bei seiner Trefferanzeige eigene Dienste prominent platziert

Seit 2007 hebt Google in seinen Trefferlisten spezielle Bereiche bildlich hervor, wie zum Beispiel Kartendienste oder Produktabbildungen. Damit verweist das Unternehmen auf eigene Spezialangebote wie „Google Shopping“.

Google-Products-Shopping in der Trefferliste beim Suchwort „iphone“





Berliner Szene-Club Cookies lieferte das Catering. Die Stimmung war entspannt und gut, obwohl sich kein Top-Google-Manager aus den USA und auch kein Bundesminister blicken ließ.

Dabei hatte die wachsende Formation der Google-Gegner alles getan, die Party zu vermiesen. Am selben Morgen war auf Seite 3 der „FAZ“ eine riesige Anzeige erschienen: „Denen Vertrauen?“, stand da. Gezeigt wurde Google-Mann Schmidt.

Die Botschaft der federführenden Organisation „FairSearch“ war deutlich: Wir haben euch im Visier.

Hinter „FairSearch“, englisch für „Faire Suche“, standen als Gründungsmitglieder unter anderem die Google-Konkurrenten Microsoft, TripAdvisor und Expedia. Das Bündnis entstand, nachdem der Suchmaschinen-gigant 2010 den Marktführer für Flugbuchungs-Software ITA übernommen hatte.

Neben FairSearch profiliert sich vor allem die „Initiative für einen wettbewerbsfähigen Online-Marktplatz“, kurz Icomp, als Anti-Google-Lobby. Auch hier spielt Microsoft eine treibende Rolle, seit kurzem gehört auch ProSiebenSat.1 zu den Mitgliedern. Icomp fiel zuletzt vor allem mit Studien über die Marktmacht des Branchenriesen und die einhergehende Bedrohung der Meinungsvielfalt auf. Foudem ist Mitglied bei FairSearch und Icomp.

Google versucht, die Lobby- und Aufklärungsarbeit der beiden Organisationen mit dem Hinweis zu kontern, hinter beiden stehe als treibende Kraft eben der Hauptkonkurrent, der mit seiner eigenen Suchmaschine Bing am Markt kaum vorankomme. Jüngst erschien eine Geschichte, die diese Lesart nahelegt, im Wirtschaftsmagazin „Brand eins“.

Google rüstet sich für die Lobby-schlacht um die anstehenden Kartellfragen derweil mit eigenen Expertisen, die zu teils bemerkenswerten Ergebnissen kommen. Der konservative US-Jurist und Blogger Eugene Volokh zieht in einem von Google in Auftrag gegebenen Papier beispielsweise den Schluss, Google handle bei der Ausgabe von Trefferlisten praktisch als Verleger, somit stünden seine Trefferlisten unter dem Schutz des ersten



## „Google geht hart gegen über-optimierte Seiten vor.“

**Maik Metzen**, SEO-Spezialist der Agentur AKM3

amerikanischen Verfassungszusatzes.

Selbst wenn Google eigene Angebote favorisiere, argumentiert Volokh, sei das vom Schutz der Meinungsfreiheit gedeckt – und damit praktisch unangreifbar. Google fasst diese und weitere Argumente auf seiner Lobby-Website [www.google.de/competition](http://www.google.de/competition) zusammen.

Für die unfreundliche FairSearch-Anzeige am Eröffnungstag seiner Repräsentanz hatte Google umgehend einen Konter parat: Am Ausgang der Party lagen stapelweise Exemplare des „Brand eins“-Heftes mit der Geschichte über FairSearch und Icomp zum Mitnehmen.

### Wie Google, Behörden und Politik nach Antworten suchen

Vor dem Gebäude der Handelskommission FTC in Washington stehen zwei Skulpturen: muskelbepackte Männer, die versuchen, wildgewordene Pferde im Zaum

zu halten. „Man controlling Trade“, „Der Mensch kontrolliert den Handel“, heißt das Statuenpaar des Künstlers Michael Lantz von 1942.

Die Mitarbeiter stellen sich dieser Herkulesaufgabe in einem Gebäude, in dem sich seit seiner Einweihung 1938 nicht viel verändert zu haben scheint: Die Korridore sind lang und düster, das Mobiliar aus dunklem Holz, die Sessel hart gepolstert. Der Unterschied zum luftigen, bonbonbunten Googleplex in Kalifornien könnte kaum größer ausfallen.

Dass die FTC eine Kartellklage anstrebt, geht nicht nur aus einer mehr als 100-seitigen Analyse hervor, über die die „New York Times“ berichtete. Auguren hatten die Absicht schon an der Personalpolitik der Behörde abgelesen, die sich zuletzt mit einschlägigen Experten verstärkte.

Und auch diesseits des Atlantiks nähert sich der Tag der Entscheidung. Bislang scheute Wettbewerbskommissar Almunia vor einer Anklage zurück, er setzt auf verbindliche Zusagen von Google. Ein förmliches Kartellverfahren, das weiß die Kommission seit ihrem Feldzug gegen Microsoft, würde Jahre dauern. Und der Verbraucher hätte wenig davon, selbst wenn am Ende eine Strafzahlung in Milliardenhöhe stünde.

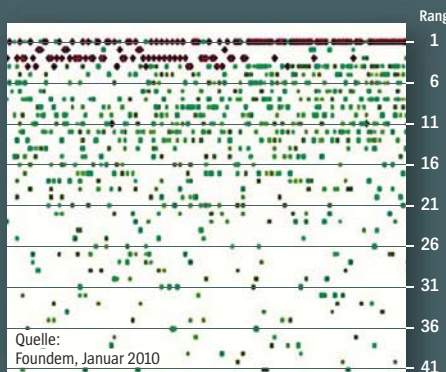
Auf das Vorhaben Frankreichs, von Suchmaschinen ähnlich dem auch in Deutschland geplanten Leistungsschutzrecht eine Abgabe zu verlangen, reagierte die Firma mit einer eindeutigen Drohung. Sollte das Gesetz kommen, werde man französische Medien künftig einfach nicht mehr listen. Dagegen passiert jedoch in der Kartellfrage Unerhörtes: Der Konzern macht erstmals Zugeständnisse.

Bislang hatte Google alle Vorwürfe kategorisch abgestritten. Die Konkurrenz, so das beliebteste Argument der Kalifornier, liege schließlich immer nur einen Klick entfernt. Im Übrigen behindere man den Wettbewerb nicht, sondern sei ein Wachstumsmotor für die Wirtschaft.

Man gab sich stets selbstbewusst, cool bis arrogant und zumindest nach außen unerschrocken. Inzwischen hat das Un-

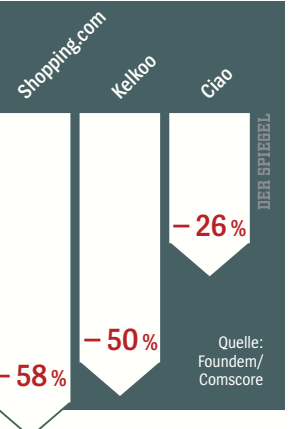
Unternehmen, die konkurrierende Preisvergleichsseiten betreiben, fühlen sich von Google benachteiligt. Ihre Angebote tauchen erst nachrangig in den Trefferlisten auf. In einer Untersuchung bei 273 Suchbegriffen tauchte die Google-Produktsuche auffällig häufig auf den vorderen Rängen in den Trefferlisten auf.

■ Google-Produktsuche  
■ Konkurrenzangebote



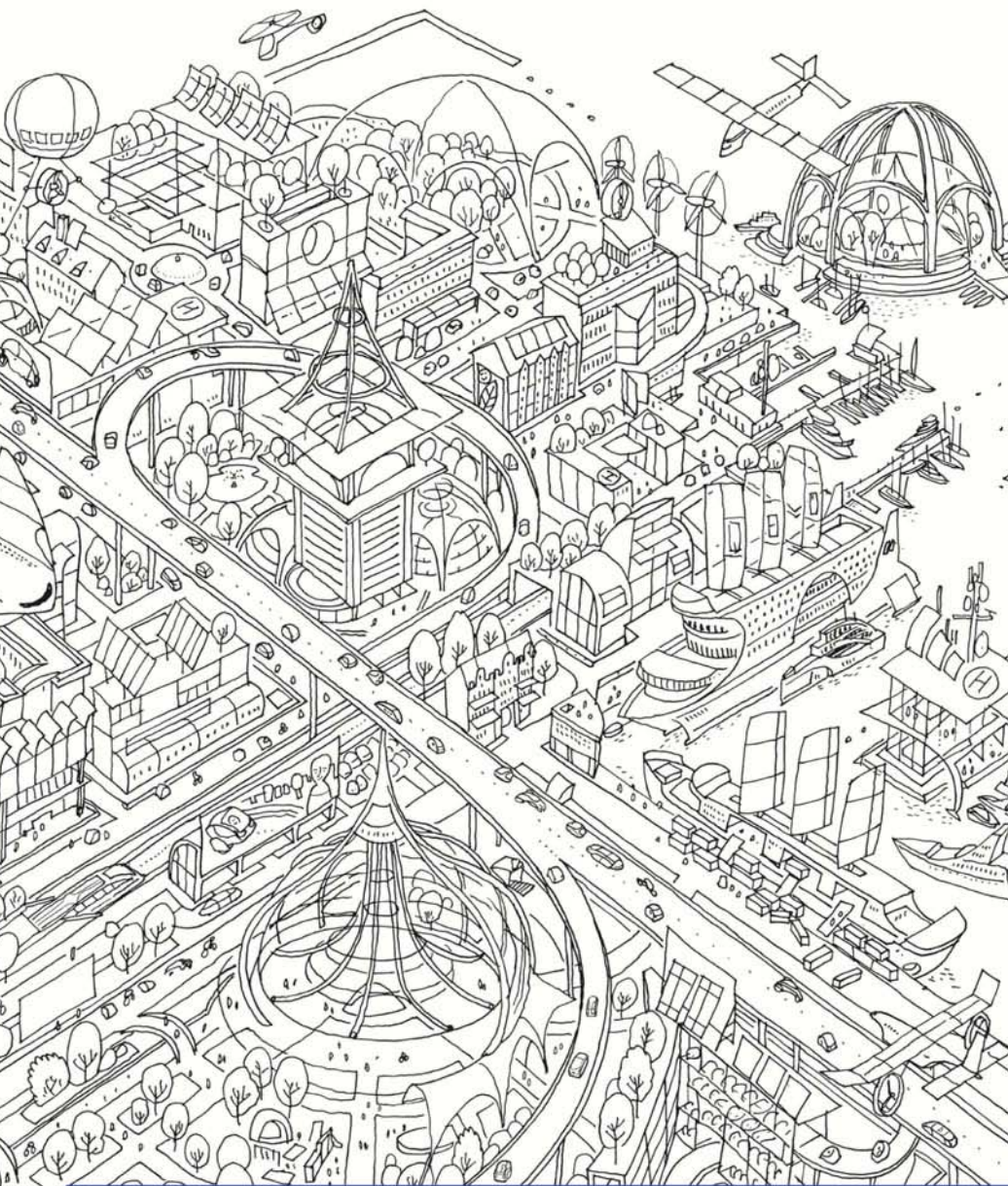
Parallel verzeichnen große Anbieter von Produktsuchen angeblich ein stark rückläufiges Besucheraufkommen auf ihren Web-Seiten.

Veränderung von Oktober 2007 bis Oktober 2009 bei britischen Anbietern





# Mobility with ALTANA



Titel

ternehmen der Kommission erste Vorschläge gemacht, die in Brüssel gerade geprüft werden. So bietet das Imperium beispielsweise eine deutlichere Kennzeichnung eigener Angebote an, sie könnten künftig farblich klarer abgesetzt und jeweils mit dem eigenen Markennamen versehen werden.

Das wird den Wettbewerbshütern diesseits und jenseits des Atlantik aber kaum reichen. Auf der Suche nach Abhilfe schlägt der Freiburger Juraprofessor Boris Paal behutsame Schritte vor: keine nationale Regulierung wie beim Rundfunk, sondern internationale Wettbewerbsnormen, Gütesiegel, einen Verhaltenskodex und eine Beschwerdestelle. Foundem fordert die sogenannte Suchneutralität: Google-eigene Dienste sollen nach denselben Suchmethoden aufgelistet werden wie die der Konkurrenz.

Offensivere Stimmen sehnen eine echte Alternative herbei, eine Art öffentlich-rechtliche europäische Suchmaschine. „FAZ“-Mitherausgeber Frank Schirrmacher bezeichnete das im vorigen Jahr als das vielleicht „wichtigste technologische Projekt der Gegenwart“.

Nur: Die Idee wurde bereits angegangen, doch das Vorhaben scheiterte. Quaeiro sollte eigentlich die deutsch-französische Antwort auf Google werden. Doch statt des Gemeinschaftsprojekts startete das Bundeswirtschaftsministerium lieber ein eigenes, Theseus. Beide Projekte wurden von der öffentlichen Hand mit jeweils etwa hundert Millionen Euro gefördert, verteilt über mehrere Jahre. Das mag nach viel Geld klingen, doch Google investiert in Forschung und Entwicklung fast 20-mal so viel, über fünf Milliarden Dollar. Und das allein im Jahr 2011.

Es droht nun also der konventionelle Weg für das einst so unkonventionelle Unternehmen: die Kartellbehörden. Auch sie werden sich schwer tun, im Google-Land gerechtere Verhältnisse herzustellen. Alte Rezepte und Vorbilder taugen nur bedingt in einer Zeit, in der Märkte und Technologien sich schneller ändern als je zuvor.

Die Aufgabe der Kartellwächter, auf die Marktmacht von Google eine angemessene Antwort zu finden, scheint eine der drängendsten, aber auch schwierigsten der Jetztzeit zu werden. Schon deshalb, weil man die Lösung nicht einfach mal schnell googeln kann.

MARTIN U. MÜLLER, CHRISTOPH PAULY,  
MARCEL ROSENBAUM, HILMAR SCHMUNDT,  
CHRISTIAN STÖCKER

**The world of tomorrow:** Auch in Zukunft werden Menschen reisen, werden Waren vertrieben. Autos, Elektrofahräder, Flugzeuge und Schiffe von morgen sind leicht, sparsam und dennoch leistungsfähig. Zur Herstellung leichter und dennoch stabiler Hochleistungswerkstoffe benötigt man unsere Additive. Oder unsere innovativen Isolierungen für die Hochleistungs-Elektromotoren der Zukunft. Entdecken Sie mehr: [www.altana.com/tomorrow](http://www.altana.com/tomorrow)

**ALTANA**



**Video:**  
**Wie man im Netz besser gefunden wird**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.  
[spiegel.de/app432012google](http://spiegel.de/app432012google)



TV-SENDUNGEN

# Fenster zur Welt

Das Boulevard-Magazin „Leute heute“ bejubelt Prominente. Das ZDF feiert den knallbunten Kuschelklatsch als vorbildlichen Journalismus.

Als Luxemburgs Thronfolger am Wochenende seine belgische Gräfin ehelichte, hyperventilierten die Hofberichterstattung schon seit Tagen. Prinz Guillaume und Stéphanie de Lanoy „versetzen ihr Land in den Ausnahmezustand“, „wir sind gespannt und freuen uns auf eine Hochzeit ganz wie im Märchen“ – so jubelte im Vorfeld nicht etwa das „Goldene Blatt“, sondern das öffentlich-rechtliche ZDF in seinem Promi-Magazin „Leute heute“. Wie es weiter verriet, sei das Paar so „bodenständig und unkompliziert“, dass die Erbgroßherzogin in spe sogar selbst einkaufen gehe, „und das soll auch so bleiben“.

Dank „Leute heute“ erhielt der Zuschauer vorige Woche auch Kenntnis davon, dass die Schauspielerin Barbara Wussow, derzeit als Buhlschaft beim Berliner „Jedermann“ beschäftigt, sich mit 51 Jahren „sinnlicher denn je“ fühle. Und dass der britische Schlagersänger Roger Whittaker („Abschied ist ein scharfes Schwert“) bereits im vergangenen Jahr von Irland in die Nähe von Toulouse umgezogen ist – wo das 76-jährige „Urgestein des Showgeschäfts“ jetzt natürlich wie lebt? „Wie Gott in Frankreich.“

Gut zwei Millionen Deutsche verfolgen werktäglich um 17.45 Uhr den knallbunten Kuschelklatsch im Zweiten; mehr Zuschauer hat unter den Starmagazinen nur „Exclusiv“ auf RTL. Dass es sich bei „Leute heute“ um öffentlich-rechtliches Fernsehen handelt, erkennt man allenfalls daran, dass zwischendurch Haftcremes oder schlaffördernde Baldrian-Dragees beworben werden.

Ein Großteil der Stammseher sind alleinstehende ältere Frauen. Ein zu hoher inhaltlicher oder sprachlicher Anspruch verbietet sich schon deshalb, weil die Zuschauerforschung herausbekommen hat, dass viele von ihnen sich gar nicht ausschließlich auf „Leute heute“ einlassen, sondern nebenher bügeln.

Ende November begeht das ZDF die 4000. Sendung. Noch einmal wird dann Nina Ruge vor die Kamera treten, die Moderatorin der ersten zehn Jahre. Gezeigt werden sollen die heftigsten Promi-Küsse und die hübschesten Promi-Kinder von 1997 bis heute. Um dafür zu trommeln, hatte der Sender Journalisten in Münchens bekannteste Bar eingeladen,



Moderatorin Webb

„Charmant in jeder Lebenslage“

tender Chefredakteur des Senders. „Leute heute“ ist dort keineswegs in der Unterhaltungsabteilung angesiedelt, sondern in der Hauptredaktion Aktuelles, die „heute“ und „heute-journal“ verantwortet. So könne man leichter auf das weltweite Korrespondentennetz zurückgreifen, sagte Theveßen. Zudem empfinde eine Mehrzahl der Zuschauer „Leute heute“ als eine Art Nachrichtensendung.

Theveßen sprach an diesem Abend viel vom hohen journalistischen Anspruch der zu feiernden Sendung, vom Bemühen um Distanz und um kritisches Hinterfragen. Ob er damit Berichte wie jenen über den Schauspieler Florian David Fitz meinte? Der war in „Leute heute“ tags zuvor dafür gelobt worden, dass er sich nach einer anstrengenden Filmpremiere tatsächlich noch zur mitternächtlichen Party aufraffte, dort sogar „von seiner charmanten Seite“ zeigte und sich auch „nicht zu schade“ war, sich mit einem jugendlichen Fan fotografieren zu lassen.

„Unsere Aufgabe ist es nicht, Prominente grundsätzlich in Frage zu stellen“, erläuterte zu späterer Stunde dann Peter Zock, seit 13 Jahren Redaktionsleiter von „Leute heute“. „Wir wollen dem Zuschauer das Fenster zur Welt der Prominenten öffnen und ihm damit einen glaubwürdigen Blick ermöglichen.“

„Leute heute“ gehorcht ganz eigenen journalistischen Regeln, es will überall dabei sein, überall dazugehören und sich mit allem gemeinmachen. Dabei praktiziert die Redaktion einen äußerst sparsamen Umgang mit den Rundfunkgebühren: Viele Beiträge kommen ohne aufwendige Recherche aus, stattdessen erzählen sie nach, was am Morgen bereits in „Bild“ zu lesen war.

Stets geht das Team jedoch mit großer Euphorie ans Werk, allen voran Moderatorin Webb, die sich in einer Sonderausgabe anlässlich des Deutschen Fernsehpreises vor laufender Kamera riesig über ihren ersten Gesprächsgast freute: „Wenn mir als Kind jemand gesagt hätte, dass ich mal mit dem großen Frank Elstner eine Sendung eröffne – ich hätte es nicht für möglich gehalten.“ Elstners Blick verriet: er auch nicht.

Bisweilen bleibt es nicht aus, dass selbst „Leute heute“ auch mal Unerfreuliches verkünden muss. Um die alleinstehend bügelnde Zuschauerin nicht zu sehr zu erschüttern, werden negative Nachrichten gern abgefedert durch eine positive Schlusswendung. So endete der Beitrag über eine pleitegegangene Ex-„Tagesschau“-Sprecherin vorige Woche mit den tröstlichen Worten: „Eva Herman ist bankrott – aber immerhin hat sie einen Ehemann, der für ihren Lebensunterhalt aufkommt.“

ALEXANDER KÜHN

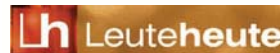
## In bunter Gesellschaft

Marktanteile von Promi-Magazinen in diesem Jahr



RTL, 18.30 Uhr

16,3%



ZDF, 17.45 Uhr

15,2%



ARD, 17.15 Uhr

14,3%



ProSieben, 17.00 Uhr

5,2%

Zuschauer ab 3 Jahre; Ausstrahlung wochentags

ins „Schumann's“, wo ja immer viele Celebrities zu finden sind, nur diesmal ausgerechnet nicht.

So blieben die einzigen Berühmtheiten des Abends: Karen Webb, seit fünf Jahren Moderatorin von „Leute heute“ und Autorin des Buchs „Charmant in jeder Lebenslage“, sowie Elmar Theveßen, der lobende Worte über die Sendung sprach. Nicht in seiner Eigenschaft als Terror-Experte des ZDF, sondern als stellvertre-

DER SPIEGEL

## LIBANON

## Gefahr eines Flächenbrands

Der Chef des libanesischen Polizei-Geheimdienstes, Wissam al-Hassan, der am Freitag in Beirut Ziel eines Sprengstoffanschlags wurde, galt seit langem als der gefährlichste Gegenspieler Syriens im Libanon. Er war die treibende Kraft hinter der Festnahme des ehemaligen libanesischen Informationsministers Michel Samaha im August. Bei Samaha fanden sich nicht nur 20 Sprengsätze, er soll auch gestanden haben, den Sprengstoff vom syrischen Geheimdienstchef Ali Mamluk in Empfang genommen zu haben. Damit sollten gezielt Anschläge im Libanon verübt werden, um Unruhe im Land zu stiften. Außerdem wurde im Oktober bekannt, dass die Medienberaterin des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad von dem Komplott wusste. Bis Freitagabend aber ließ sich eine Täterschaft des syrischen Regimes nicht belegen. Allerdings hatte Baschar al-Assad wiederholt angekündigt, einen „Flächenbrand in der Region“ auszulösen. Das Regime in Damaskus dürfte Interesse daran gehabt haben, die Ermittlungen im Fall Samaha zu stoppen. Die verwendete Autobombe ähnelt in ihrer Machart zudem jenen, die 2005 bis 2007 Ex-Premier Rafik al-Hariri und prominente antisyrische Journalisten und Abgeordnete zerrissen. Befürchtet wird nun, dass der Krieg in Syrien auf den Libanon übergreift.



Samaras

YORGOS KARAHALIS / REUTERS

## GRIECHENLAND

## Jobs für gute Freunde

Auffallend viele Freunde und Bekannte von Premierminister Antonis Samaras ergattern derzeit lukrative Posten – auch wenn sie dafür nicht sehr geeignet scheinen. So hat Samaras vor kurzem den Spitzenjob in der nationalen Gesundheitsbehörde neu besetzt, die über eine Milliarde Euro Schulden hat und reformiert werden muss. Neuer Chef wurde allerdings nicht jemand mit Erfahrung im Gesundheitssektor. Stattdessen vergab Samaras den Job an einen Anwalt und Freund aus seiner Partei Nea Dimokratia (ND). An die Spitze des Dezernats für Wirtschaftskriminalität berief er einen Finanzpolizisten aus

Messenien, seiner Heimatregion. Der Mann hat keine Erfahrung mit einer überregionalen Behörde, er war Lokalbeamter. Aus Samaras' Umkreis kommt auch der neue Direktor der Staatslotterie. Ungewöhnlich sind zudem Umbesetzungen beim Staatssender ERT. Hier werden seit dem Amtsantritt von Samaras bislang erfolgreiche Sendungen gekürzt oder verlegt. Neuerdings darf zudem die Tochter eines ehemaligen ND-Ministerfreundes von Samaras ein Informationsprogramm moderieren. Sie fiel zwar bisher nicht als Fernsehmoderatorin auf, besitzt aber ein Parteibuch der Nea Dimokratia.

## KUBA

## Nasse Füße

Vergangene Woche verkündete die Regierung in Havanna, dass Kubaner künftig leichter ausreisen dürfen – nun rechnen amerikanische Experten damit, dass Washington seine Einreisebestimmungen verschärft. Die US-Regierung werde wohl das Migrationsgesetz ändern, „wenn eine große Anzahl die Insel verlässt“, sagt Jaime Suchlicki, Direktor des Kuba-Instituts der Universität von Miami. Die Reform könne „die USA in die Enge treiben“, meint David Abraham, Rechtsprofessor aus Miami. Bislang gilt für Kubaner eine Ausnahmeregelung, die sie gegenüber anderen Einwanderergruppen privilegiert: Wer die USA auf dem Landweg erreicht, bekommt automatisch



Kubanerin mit Pässen

RAMON ESPINOSA / AP

eine Aufnahmegenehmigung; wer aber mit Boot oder Floß übers Meer kommt, wird zurückgeschickt oder in ein Drittland deportiert. Diese Regelung ist als „Wet foot, dry foot“-Politik bekannt. Jetzt werden wohl mehr Kubaner über Drittländer kommen, weil sie dank der

neuen Regelungen leichter dorthin gelangen können. Offiziell gewährt Washington jährlich nur rund 20 000 Kubanern Einreisevisa, insgesamt verlassen jedoch pro Jahr etwa 40 000 Menschen die Insel, die meisten wollen nach Florida.





INDIEN

## Kohle für den Boom

Das enorme Wirtschaftswachstum hat Indiens Kohleverbrauch in den letzten zehn Jahren verdoppelt. Das Land besitzt genug Kohlereserven, doch sind die Fördermethoden wie in Minen der Jaintia-Berge im Nordosten Indiens (Foto) veraltet, Straßen und Schienen

marode. Im vergangenen Jahr musste Indien rund ein Fünftel seines Kohlebedarfs importieren. Coal India, der weltweit größte Kohleförderer, will in den kommenden Jahren mehrere Milliarden Dollar für ausländische Zechen ausgeben.

DANIEL BEREHLAK / GETTY IMAGES

RUSSLAND

## Land der Raucher

Die Zigarette gehört zu Russland wie der Fußball zu Brasilien. In keinem Land raucht ein größerer Anteil der Bevölkerung: Bei den Männern sind es gut 60 Prozent, bei den Frauen stieg der Anteil seit dem Zerfall der Sowjetunion von 7 auf heute 22 Prozent. Aber Premierminister Dmitrij Medwedew will nun die Annäherung an europäische Standards. Seine Regierung bereitet ein Gesetz vor, das Rauchen in Restaurants, Hotels, Universitäten und Bahnhöfen verbietet. „Wir werden einen Krieg gegen das Rauchen führen“, so Medwedew. Das Gesundheitsministerium will die Tabaksteuer bis 2015 mehr als verzehnfachen. Schließlich sterben pro Jahr

400 000 Russen an den Folgen des Rauchens. Medwedew empört sich auch darüber, dass vier ausländische Tabakkonzerne den 17-Milliarden-Euro-Markt beherrschen. Eine Firma des

amerikanischen Präsidentschaftskandidaten Mitt Romney hatte in den neunziger Jahren westliche Tabakfirmen wie BAT bei ihrer Expansion nach Russland beraten.



Jugendliche in Tara

ULLSTEIN BILD



USA

# Ins letzte Gefecht

Mit einer Politik der Mitte versuchte Obama, ein Präsident aller Amerikaner zu sein. Aber für seine Kompromissbereitschaft konnte sich niemand begeistern. Nun sucht er, gezwungenermaßen, die Konfrontation.

Barack Obama ging noch auf die Punahou High School in Hawaii, als er das erste Mal an einer Debatte teilnahm. Er war damals schon so, wie ihn Amerika drei Jahrzehnte später kennenlernte, und so, wie die Fernsehzuschauer ihn am vorigen Dienstag wiedersahen: schlagfertig, meist überlegen, mal cool, mal aggressiv und stets wahnsinnig klug.

In der Schuldebatte ging es um Waffenkontrolle. Sein Mitschüler Jeff Cox hatte sich wochenlang vorbereitet, aber Obama redete ihn an die Wand. Die Klassenkameraden waren berauscht, doch als sie am Ende des Schuljahrs das Jahrbuch aufschlugen, konnten sie Obamas Eintrag lesen: „Jeff, Du bist ein super Typ, die Debatte mit Dir hat Spaß gemacht, auch wenn sie keiner von uns wirklich ernst genommen hat.“

Das mag ehrlich gewesen sein, aber es blieb ein schaler Nachgeschmack. Es schien, als mache sich jemand, der immer alles besser weiß als andere, lustig über die, die an jenem Abend seinen Argumenten gefolgt waren.

Seit knapp vier Jahren ist Obama nun Präsident der Vereinigten Staaten, und kurz vor seiner möglichen Wiederwahl am 6. November könnte ihm zum Verhängnis werden, dass er immer noch so fest davon überzeugt scheint, allen anderen überlegen zu sein. Wer ist schon Romney? Hat er den nicht längst fertig gemacht mit einer Flut von TV-Anzeigen, die seinen Gegner als skrupellosen Kapitalisten darstellen, dem es nur um seine Steuerprivilegien und die seiner Milliardärsfreunde geht? Seinen Mitarbeitern hat er zu verstehen gegeben, dass Romney für ihn kein ernsthafter Rivale ist.

Obama kann – häufig – ein glänzender Redner sein, und so wie er seine Redeschreiber behandelt, wird klar, dass er sich für besser hält als sie. Er weiß überhaupt vieles besser. Er verabscheut die Niederungen der Politik, das Klein-Klein der Verhandlungen mit den Neben-Fürsten aus dem Kongress, die gesellschaftlichen Verpflichtungen Washingtons, die Nähe zu Parteifreunden.

Washington, den Eindruck weckt Obama allzu häufig, ist ihm lästig, der Politikbetrieb zu banal. Er hat kein Belohnungssystem daraus gemacht, wer mit ihm in der Präsidentenloge im Theateraal des Kennedy Center sitzt. Er mag es nicht, Lokalpolitiker in seiner Limousine mitzunehmen, wenn er nach Wahlkampfauftritten zurück zum Flughafen fährt.

Anders als Bill Clinton, der politische Verbündete mit einer Übernachtung in den historischen Schlafzimmern des Weißen Hauses beschenkte, kümmerte sich Obama nicht um die Ansprüche seiner Mitspieler; er bestand darauf, sooft es ging, um 18.30 Uhr mit seiner Familie zu Abend zu essen. Obamas Wirtschaftsberater Larry Summers mahnte einmal: „Wenn man im Zirkus dabei sein will, muss man sich manchmal eben wie ein Clown anziehen.“ Obama wollte nie ein Clown sein.

Solche Hybris rächt sich. Spätestens seit der ersten Fernsehdebatte Anfang Oktober, in der er lustlos wirkte, von Romney genervt, hat Obama ein ernstes Problem. Er schien nicht so recht bei der Sache zu sein, weil er sie nicht ernst nehmen wollte. Kritiker monierten seinen verächtlichen Blick, seine schmallenden Lippen.

In diesem Moment war der Verdacht nicht länger von der Hand zu weisen, dass Obama lustlos geworden sei, ja amts-müde. Das uninspirierte Geplänkel entpuppte sich als politische Katastrophe, die dem schon gewonnen geglaubten Wahlkampf eine Wende gab. Auf einmal erschien der einstige Charismatiker durchschnittlich, als jemand, der es aufgegeben hatte zu kämpfen, er wurde zur bitteren Enttäuschung, mehr noch, zum Affront für seine treuesten Anhänger.

Und es zeigte sich, wie unberechenbar dieser Wahlkampf geworden war, wie dünn die Mehrheiten wirklich waren, auf die er sich bis dahin verlassen hatte. In Umfragen büßte Obama nun seinen Vorsprung ein; inzwischen, nach der für Obama glücklicher verlaufenen zweiten De-



Präsident Obama auf dem Weg ins Weiße Haus:





*Auf einmal erschien der einstige Charismatiker durchschnittlich, als jemand, der aufgegeben hatte zu kämpfen*





PETE SOUZA / WHITE HOUSE

**Ehepaar Obama auf einem Ball: König für Amerika?**



JIM WILSON / NYT / REDUX / LNF

**Herausforderer Romney auf Wahlkampftour: Gleichgezogen mit dem Favoriten**

batte, liegen Obama und Romney meist gleichauf, vereinzelt, so bei Gallup in der vergangenen Woche, kann Romney immer noch bis zu sieben Punkte Vorsprung für sich verbuchen. Auf einmal hielt es jedermann in Washington für möglich, dass Obama im November die Präsidentschaft verlieren könnte.

Die plötzliche Wende mag Obama für gänzlich unverdient halten, aber er wird eben nicht mit dem Maß für Durchschnittspolitiker gemessen. Er ist der erste schwarze Präsident. Er sollte Amerika vom Trauma der Bush-Jahre befreien, von zwei Kriegen, die den Staatshaushalt hoch verschuldet und Amerika in die Isolation gestürzt haben. Er weckte gigantische Erwartungen, ihm trauten viele sogar zu, den Klimawandel, den Anstieg des Meeresspiegels aufhalten zu können und die ideologische Blutfehde zwischen den Parteien zu beenden. Er hätte eine Art König werden können für Amerika.

Es ist dieses Maß, an dem er sich heute messen lassen muss. Leichtfertig wurde er schon zu den großen Präsidenten gezählt, bevor er überhaupt ins Weiße Haus eingezogen war. Er erhielt den Friedensnobelpreis, kaum dass er sich dort eingerichtet hatte. Andere große Präsidenten, mit denen er verglichen wurde, standen erst am Ende ihrer Amtszeit für eine Ära,

so wie Abraham Lincoln für das Ende der Sklaverei und Franklin Delano Roosevelt für den New Deal.

Obama aber war zuerst ein Mythos, dann musste er regieren. Es waren seine großen Reden, die inspirierten. Immer verschafften seine Worte ihm mehr Respekt als alles, was er erreicht hat. Er wusste um ihre Macht, sie kamen für ihn stets zuerst. In der Philosophiestunde in Punahou, in der High School, in der er seine erste Debatte geführt hat, fragte die Lehrerin einmal, was sie am meisten fürchteten, und Obamas Mitschüler sagten: „Tod, Einsamkeit, Krieg, die Hölle.“ Obama sagte: „Worte. Worte sind die Macht, die am meisten zu fürchten ist.“

Doch inzwischen ist er nur noch ein Kandidat, der wiedergewählt werden will. Auch deshalb muss sich sein Wahlkampf 2012 wie eine Enttäuschung anfühlen, wie die Entzauberung einer Heldengeschichte. „Vor vier Jahren ist ein Symbol als Präsident angetreten“, schreibt Jelani Cobb im Magazin „New Yorker“, „heute ist es ein Mann, der seinen Job behalten will.“

Seine Anhänger tragen noch überall die T-Shirts von damals, die Kappen und Anstecker mit „Obama '08“. Es ist wie eine Erinnerung an bessere Zeiten, und auch eine Mahnung an ihn, seine Versprechen von damals nicht zu vergessen.

Bei einer Wahlkampfveranstaltung vor zehn Tagen in Miami haben sich 12 000 Menschen versammelt, viele mit den alten Memorabilien. Sie haben ihre Kinder von den Ständen der Straßenverkäufer weggezerrt, die die neue Ware anbieten, die Wahlkampfabzeichen mit „Obama 2012“.

Er joggt auf die Bühne des Basketball-Courts der Universität von Miami, grauer, älter, gezeichnet von vier Jahren im Weißen Haus. Die Leute jubeln, und ein bisschen ist es wieder wie damals, als 200 000 im Grant Park in Chicago standen und miterlebten, wie er sich für seine Wahl bedankte. „Wir sind so weit gekommen zusammen“, ruft Obama. Dann zieht er, gefährlich nüchtern, seine Bilanz.

Er verspricht kein neues Programm, er verkauft keine Vision, er will nicht viel mehr als das machen, was er in den vergangenen vier Jahren auch schon gemacht hat. „Forward“ steht auf seinen Plakaten. Eine Politik des Weiter-so. Mehr nicht, kein Pathos, kaum Emotionen. Erst ganz zum Schluss seiner Rede, da predigt er wieder: „Ich glaube noch immer an euch“, ruft er. „Und wenn auch ihr noch immer an mich glaubt, dann werden wir die Wahlen gewinnen.“

Obama hat nach vier Jahren vieles erreicht. Er hat den Irak-Einsatz beendet, er ist dabei, den Afghanistan-Krieg zu beenden, wie heillos das auch immer ausgehen mag. Er hat eine zweite amerikanische Wirtschaftsdepression verhindert, die Autoindustrie gerettet und gegen erbitterte Widerstände seine Gesundheitsreform verabschiedet. Und er hat etwas geschafft, was George W. Bush in zwei Amtszeiten vergebens versucht hat – Osama Bin Laden zur Strecke zu bringen.

Es war bisher eine Präsidentschaft ohne peinliche Pannen, ohne schmutzige Geschäfte, ohne Techtelmechtel, ohne Massenvernichtungswaffen, die es nicht gab.

Obamas größtes Problem bleibt die miserable ökonomische Lage. Die Wirtschaft wächst mit weniger als 2 Prozent und damit ähnlich langsam wie im vergangenen Jahr, die Arbeitslosenquote liegt noch immer bei 7,8 Prozent.

Vor allem seine treuesten Anhänger wurden von seiner ersten Amtszeit enttäuscht. Die Demokraten hatten von ihm erwartet, dass er eine progressive Agenda durchsetzen würde. Doch das war nie Obamas Plan. Wenn er vom Wandel sprach, meinte er Versöhnung, Ausgleich.

In seiner Amtsantrittsrede im Januar 2009 hatte er an die Vernunft aller appelliert, eine Abkehr von den alten politischen Grabenkämpfen gefordert. Er versprach keinen ideologischen Kurswechsel, er versprach ein Amerika der Vernunft. Aus dem Neuen Testament zitierte er den ersten Korintherbrief und forderte mit Paulus auf, die kindischen



Albernheiten der Vergangenheit abzulegen. Er bat seine Landsleute, erwachsen zu werden.

Seine Politik war eine Politik der Mitte. Alles, was er machte, war ein Mix aus republikanischen und demokratischen Ideen. Das damals 787 Milliarden Dollar teure Konjunkturprogramm gegen die Wirtschaftskrise enthielt Ausgabenprogramme, die sich die Demokraten gewünscht haben, es enthielt aber auch mehrere Milliarden Dollar Steuererleichterungen für die Republikaner. Und sein wichtigstes Projekt, die Gesundheitsreform, orientierte sich an dem Modell von Massachusetts, das ausgerechnet sein jetziger Gegenspieler Mitt Romney eingeführt hatte.

Dennoch ist es Obama nie gelungen, mit den Republikanern wirklich zusammenzuarbeiten. Die Opposition blockierte von Beginn an seine Gesetze, er selbst verlor schnell die Lust, unermüdlich weiter nach Ausgleich zu suchen.

Im Gegenteil: Obamas strategisches Ziel wurde es zunehmend, seinerseits die Republikaner zu isolieren, sie nach rechts zu zwingen, um die politische Mitte zu besetzen. Je vernünftiger er sich positionierte, desto verrückter mussten seine Gegner erscheinen. Und die taten ihm den Gefallen: Zwei Tage nachdem er das Konjunkturprogramm unterzeichnet hatte, konstituierte sich die Tea-Party-Bewegung, und mit ihr trieb die politische Auseinandersetzung hin zu den Abgründen rechter Wahnvorstellungen.

War der verhasste Obama überhaupt ein legitimer Präsident? Der Tea Party ging es um sein Geburtszertifikat. Im Kino läuft zurzeit ein angeblicher Dokumentarfilm, der behauptet, der Sozialist Obama sei angetreten, den anticolonialen Hass seines Vaters in die Tat umzusetzen und die Vereinigten Staaten bis zum Ende

einer zweiten Amtszeit herunterzuwirtschaften.

Selbst so etwas gefällt heute vielen Mainstream-Republikanern. Es ist eine Frage der Zeit, wie lange das noch gutgehen kann. Ohnehin wird sich die Blockadepolitik der Republikaner nicht ewig aufrechterhalten lassen. Gibt es bis zum Jahresende keine neuen Vereinbarungen zur Verringerung der Staatsschulden, treten automatisch Steuererhöhungen und Kürzungen im Militärbudget in Kraft, die kein Republikaner ertragen würde.

## Seine Wähler wollen ihn kämpfen sehen, sie wollen den Beweis, dass er an seinen Traum glaubt.

Das ist der Grund, warum Obama, sollte er dennoch gewinnen, in einer zweiten Amtszeit der Präsident werden könnte, der er eigentlich sein wollte, der es schafft, den großen politischen Graben zu schließen. Schon jetzt ist seine Partei diejenige mit einem moderneren Gesellschaftsbild, und der Grund, weshalb Obama etwa bei weiblichen Wählern noch immer einen deutlichen Vorteil hat. Das erste Gesetz, das er als Präsident unterzeichnete, legte gleichen Lohn für gleiche Arbeit für Männer und Frauen fest. Obama sprach sich für die Schwulenehe aus und setzte sich für die Finanzierung von Beratungsstellen wie Planned Parenthood ein.

Wenn er seine Chancen nicht selbst verspielt durch sein hochfahrendes Gehabe oder dadurch, dass er seinen Gegner unterschätzt, dann könnte er in der Tat zu Ende zu führen, was er begonnen hat.

Aber dafür muss Obama jetzt wettmachen, was er in seiner Amtszeit bewusst

vermieden hat. Er muss jede Chance nutzen, die Republikaner zu attackieren.

Seine Wähler wollen ihn kämpfen sehen, kämpfen für jede Stimme. Sie wollen, dass er ihnen einen Beweis dafür bringt, dass er selbst noch an seinen Traum glaubt, den sie noch immer mit ihm verbinden. Sie brauchen das gerade, weil er sich in seiner Amtszeit so kühl und emotionslos gezeigt hat. Zieht er also nun ins letzte Gefecht? Oder hält er das alles wieder nur für eine große Show, für die er doch viel zu klug ist?

Als Obamas Mutter noch lebte und ihn 1982 in New York besuchte, wo er an der Columbia-Universität studierte, ging er mit ihr ins Kino. Sie wollte „Black Orpheus“ sehen, einen Film, der im Ghetto von Rio de Janeiro spielt. Als er den Streifen sah, war er entrüstet. Er empfand ihn als naiv, als intellektuelle Beleidigung, vor allem die Tatsache, wie kindisch die Schwarzen dargestellt wurden, und wollte schon aus dem Kino stürmen. Zuerst ärgerte er sich über seine Mutter, dann aber hatte er Nachsicht mit ihr.

„Das Bild der naiven Schwarzen“, schreibt Barack Obama in seiner Autobiografie, „entsprach den einfachen Phantasien, die einem Mädchen aus Kansas verboten waren, das Versprechen eines anderen Lebens: warm, gefühlvoll, exotisch, anders.“

Er stand nicht auf. Er blieb bis zum Schluss. Er weiß, was von ihm erwartet wird.

MARC HUIER



**Animation:  
Wie Obamas Gegner  
ihn attackieren**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.  
[spiegel.de/app432012obama](http://spiegel.de/app432012obama)

Mehr Spaß am Lesen:

# Libri.de ist jetzt eBook.de

Entdecken Sie mit eBook.de die vielen Vorzüge **digitalen Lesens!**

Mit persönlichem **Kundenservice**, riesiger **Auswahl** und besonders einfacher **Bedienung** erleben Sie mit uns den neuen Lesekomfort.

Einfach  
loslesen!



Die Zukunft des Lesens hat einen neuen Namen:

**Libri.de ist jetzt eBook.de!**

 **eBook.de**  
Meine Bücher immer dabei



LIBYEN

# Die Rache der Löwen

Vor einem Jahr versuchte ein Konvoi schwerbewaffneter Kämpfer, sich den Weg aus dem umkämpften Sirt freizuschießen. In den rund 50 Autos saßen Muammar al-Gaddafi und seine Getreuen. Ein Report rekonstruiert die letzten Stunden des Diktators.

Von Februar bis Oktober vergangenen Jahres kämpften libysche Rebellen, unterstützt von Nato-Jets, gegen Muammar al-Gaddafi. Peter Bouckaert von der internationalen Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch war in diesen Monaten fast durchgehend in Libyen. Mit einem Team von Rechercheuren hat er die Kriegsverbrechen der Gaddafi-Einheiten dokumentiert, aber auch die einiger Rebellen-Milizen. Zum Todestag Gaddafis, dem 20. Oktober, hat Human Rights Watch einen Report vorgelegt, der seine letzten Stunden rekonstruiert. Der Diktator hatte sich in seine Heimatstadt Sirt gerettet – wo die Milizen aus Misurata kämpften. Misurata brachte während des Krieges die schlimmsten Opfer, monatelang hatten Gaddafis Truppen die Stadt mit Raketen und Artillerie beschossen, Hunderte Zivilisten wurden massakriert. „Die Kämpfer von Misurata nahmen blutige Rache“, so der Report, den der SPIEGEL in leicht bearbeiteten Auszügen druckt.

**M**uammar al-Gaddafis letzte Tage zu rekonstruieren ist schwierig, weil ihn nur noch eine kleine Gruppe von Vertrauten und Leibwächtern umgab. Und die meisten starben bei dem Versuch, aus Sirt zu fliehen. Aber ein enger Vertrauter überlebte: Mansur Dau, der Chef der Volksgarde.

Bis Rebellen Tripolis überrannten, waren der Diktator und seine Getreuen noch in der Hauptstadt geblieben, am 28. August 2011 flohen sie in Gaddafis Heimatstadt Sirt. Dort stieß Mansur Dau zu ihnen. Gaddafi hatte den Chef seiner Leibwache bei sich, seinen Fahrer und einige Bodyguards. Gaddafis Sohn Mutassim hatte das Kommando über die Verteidiger von Sirt. Er blieb nicht die ganze Zeit bei seinem Vater, kam aber oft vorbei. Doch die Lage der Gruppe um Gaddafi wurde immer verzweifelter, so Mansur Dau, weil die Rebellen begannen, sie einzukreisen: *Zuerst versteckten wir uns im Stadtzentrum, in verschiedenen Apartmentblöcken.*

*Aber dann schlugen dort die ersten Mörsergranaten ein. Wir mussten raus aus den Apartmenthäusern und zogen uns zurück in kleinere Wohnquartiere, in verschiedenen Teilen der Stadt. Schließlich versteckten wir uns im Zweiten Bezirk.*

*Wir bekamen jetzt nicht mehr regelmäßig zu essen. Wir hatten keine Medikamente. Es war schwer, Wasser zu besorgen, denn die Wassertanks wurden beschossen oder vielleicht auch nur zufällig getroffen in den wilden Bombardements. Das alltägliche Leben war sehr hart. Wir aßen nur Nudeln und Reis. Wir hatten nicht einmal mehr Brot. Wir aßen, was wir in den Häusern finden konnten.*

*Gaddafi las die meiste Zeit im Koran oder betete. Es gab keinerlei Kommunikation mit der Außenwelt, kein Fernsehen, nichts. Keine Nachrichten. Es gab auch nichts zu tun. Wir hingen da rum, zwischen Schlafen und Wachsein.*

*Alle vier oder fünf Tage wechselten wir unser Versteck. Wenn Zivilisten aus der*

## Blutiges Finale

Gaddafis Weg in den Tod

### Zweiter Bezirk

Die letzte Bastion der Gaddafi-Getreuen. Hier versteckte sich der Diktator in Privathäusern.

S I R T

### Fluchtkorridor

Am Morgen des 20. Oktober 2011 versucht Gaddafi, in einem bewaffneten Konvoi durch verlassene Wohnviertel zu fliehen.

M i t t e l m e e r





MARCEL METZELSEFFEN / DER SPIEGEL

**Getöteter Gaddafi in Misurata:** Die dritte Handgranate kullerte zurück

Stadt flohen, ließen sie ihre Häuser offen stehen, wir gingen dann dahin. Wir bewegten uns in unauffälligen Autos, ein oder zwei Wagen waren das. Es fuhren immer erst ein paar von uns los, dann kehrte der Wagen zurück, um die anderen zu holen.

Aber oft trafen die Rebellen mit ihren Granaten nun jene Häuser, in denen wir uns versteckt hielten. Es waren direkte Treffer dabei, drei der Leibwächter wurden verletzt. Wir hatten keinen Arzt.

Gaddafi veränderte sich bald. Er wurde wütender und wütender. Am meisten ärgerte ihn, dass er nicht mit der Welt da draußen kommunizieren konnte. Wenn wir mit ihm zusammensaßen, fragte er:

„Warum haben wir keinen Strom? Warum gibt es kein Wasser?“

Der Zweite Bezirk ist zu diesem Zeitpunkt das letzte Viertel, das Gaddafis Loyalisten halten. Die Rebellen rücken immer weiter vor. Aber Gaddafi, seine Getreuen und die Kämpfer unter Mutassim Gaddafis Kommando sind nicht die einzigen Menschen im Bezirk. Bevor die Rebellen das Hauptkrankenhaus erobern konnten, wurden verwundete Loyalisten von dort in ein Feldlazarett im Zweiten Bezirk gebracht. Und einige Zivilisten wollten ihre Häuser nicht verlassen, trotz der erbitterten Kämpfe.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober beobachtet ein Team von Human

Rights Watch, dass der Zweite Bezirk besonders intensiv beschossen wird, Granaten fallen bis in die frühen Morgenstunden. Rebellen-Kommandeure informieren das Team, dass ein Konvoi versuche, aus der Stadt auszubrechen.

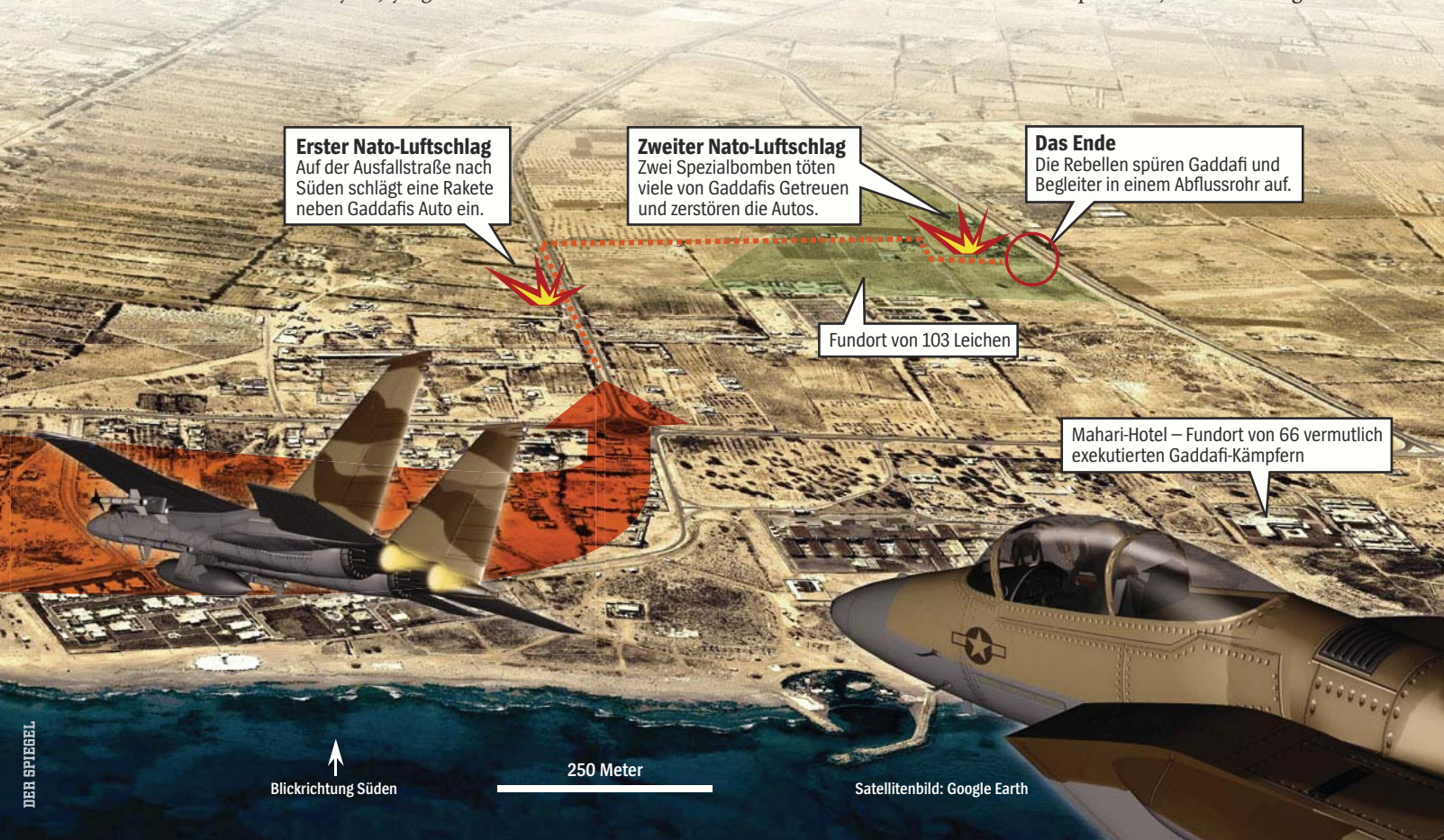
Mutassim al-Gaddafi hatte entschieden, dass die Lage unhaltbar geworden war – so spätere Interviews. Er sorgte dafür, dass sich alle noch überlebenden Loyalisten am Lazarett versammelten.

Nach Mutassims Plan wollten sie den Ausbruch zwischen 3.30 Uhr und vier Uhr morgens riskieren. Aber es dauert viel zu lange, die Verwundeten in die Autos zu laden und die Zivilisten zu organisieren. Als sie endlich losfahren, ist es schon acht Uhr. Zu der Zeit sind viele der Rebellen bereits wieder auf ihren Gefechtspositionen an den diversen Fronten der Stadt. Mutassims Leute haben den Vorteil der Überraschung verspielt.

Der Konvoi besteht aus rund 250 Menschen in etwa 50 Autos. Die meisten davon Allrad-Pick-ups, beladen mit Munition und Waffen. Viele haben, fest montiert, Maschinengewehre oder Flugabwehrkanonen auf den Ladeflächen.

Der schwerfällige Tross mit all den Kämpfern, all den Verwundeten und Zivilisten fährt los. Die Pick-ups schleichen entlang der Küste durch verlassene Wohnviertel Richtung Westen.

Doch bald schon stoßen sie auf die ersten Rebellen, die versuchen, den Konvoi zu stoppen. Die Gaddafi-Leute schießen sich den Weg frei, gewinnen die ersten Scharmützeln mit den Milizen – und erreichen die Hauptstraße, die Richtung Sü-



**Erster Nato-Luftschlag**  
Auf der Ausfallstraße nach Süden schlägt eine Rakete neben Gaddafis Auto ein.

**Zweiter Nato-Luftschlag**  
Zwei Spezialbomben töten viele von Gaddafis Getreuen und zerstören die Autos.

**Das Ende**  
Die Rebellen spüren Gaddafi und Begleiter in einem Abflussrohr auf.

Fundort von 103 Leichen

Mahari-Hotel – Fundort von 66 vermutlich exekutierten Gaddafi-Kämpfern

↑  
Blickrichtung Süden

250 Meter

Satellitenbild: Google Earth





Gefangene, exekutierte Kämpfer Gharijani (o.), Gaddafi Bihri (u.): Blut im Gras

den aus der Stadt herausführt. (Der Süden Libyens ist zu dieser Zeit noch nicht vollständig unter Kontrolle der Aufständischen –Red.)

Als sie auf die Straße fahren, schlägt plötzlich eine Rakete ein – nahe dem Wagen, in dem Gaddafi und die führenden Leute sitzen. (Abgefeuert wurde die Rakete von einer Drohne oder einem Jagdbomber der Nato –Red.) Mansur Dau: *Die Flugzeuge hatten uns im Visier, sofort. Eine Rakete schlug nicht in unseren Wagen ein, aber sie explodierte direkt daneben, so dass die enorme Druckwelle die Airbags in unserem Auto auslöste. Ein Granatsplitter traf mich.*

Der Konvoi kann nicht weiter der Hauptstraße folgen, die Männer biegen ab: Auf Schotterpisten westlich der Hauptstraße versuchen sie, den Kampfflugzeugen und Drohnen am Himmel und den Rebellen-Brigaden am Boden zu entkommen.

Aber der Konvoi rast genau auf das Lager einer Rebellen-Miliz aus Misurata zu. Jetzt ist Gaddafi gefangen: vor ihm die Rebellen, über ihm die Jets. Die Gaddafi-Männer greifen an. Sie hoffen, die Rebellen-Basis überrennen zu können, die ihnen den Weg blockiert. Chalid Ahmed Raid, der Kommandeur des Lagers: *Der Konvoi kam auf unser Gebäude zu. Sie beschossen unser Tor mit Panzerfäusten, dann schossen sie auf uns. Sie versuchten, die Basis zu umgehen. Einige kamen durch Tunnel unter der Hauptstraße auf uns zu. Wir erwiderten das Feuer mit Flugabwehrkanonen.*

In dem Moment greifen Nato-Bomber an, mit Spezialbomben vom Typ GBU-

12. Die explodieren knapp über dem Boden, der Splitterhagel zerfetzt Gaddafis Männer und Autos. Die Munition in den Autos des Konvois explodiert. Die Bomben und diese Detonationen töten viele der Insassen.

Und jene, die nahe am Zentrum der Explosionen waren, verbrennen. (Am Tag danach wird Human Rights Watch 53 Tote rund um die Autos zählen, 28 davon so stark verbrannt, dass man sie nicht mehr erkennen kann.)

Die Überlebenden verteilen sich sofort in der Umgebung. Gaddafi und seine engsten Vertrauten suchen Deckung in einer verlassenen Villa nahebei. Doch die Rebellen nehmen die Villa mit Mörsern und Flugabwehrkanonen unter Beschuss. Junis Abu Bakr Junis, einer der beiden Söhne von Gaddafis Verteidigungsminister Abu Bakr Junis Dschabir, schafft es auch bis zu dem Haus:

*Dort sahen wir dann Mutassim al-Gaddafi, verletzt, er war ganz vorn im Konvoi, als der getroffen wurde. Vor der Villa war ein Wächterhäuschen. Dort begegneten wir Muammar al-Gaddafi. Er trug einen Helm und eine kugelsichere Weste. Er hatte eine Pistole in der Hosentasche und trug ein automatisches Gewehr. Mansur Dau kam, er brachte meinen Vater und Muammar in ein anderes Haus. Dort blieben wir aber nur ein paar Minuten. Mansur ging kurz hinaus und kam zurück. All unsere Autos seien zerstört, sagte er. Dann wurde die Villa bombardiert, wir rannten raus. Draußen lagen Bausteine aus Zement, dazwischen versteckten wir uns.*

Gaddafis Sohn Mutassim entscheidet, mit ein paar Kämpfern den Ausbruch zu wagen: „Ich will versuchen, dir einen Weg nach draußen zu finden“, sagt er seinem Vater.

Gaddafi selbst versucht kurz danach, über ein Feld davonzulaufen – gemeinsam mit Mansur Dau, Verteidigungsminister Abu Bakr Junis Dschabir, dessen Söhnen und sechs oder sieben Leibwächtern.

Sie klettern in ein Regenabflussrohr, das unter der Nord-Süd-Hauptstraße hindurch Richtung Westen führt. Aber als sie auf der anderen Seite des Rohrs angekommen, werden sie von Rebellen entdeckt. Die Rebellen kommen näher. Sie sind über ihnen, auf der Straße. Junis Abu Bakr Junis:

*Die Leibwächter warfen dann Handgranaten nach oben auf die Straße. Aber die dritte Handgranate prallte gegen eine Betonmauer. Sie kullerte zurück und landete zwischen Muammar al-Gaddafi und (Junis' Vater –Red.) Abu Bakr Junis Dschabir.*

*Ein Bodyguard versuchte noch, die Handgranate zu packen und wegzuworfen. Doch sie explodierte, riss ihm einen Teil des Arms ab. Ein Splitter traf meinen Vater, er fiel zu Boden. Die Granate verletzte auch Muammar al-Gaddafi am Kopf. Ich rannte zu meinem Vater, aber er antwortete nicht mehr. Ich sah, wie Muammar blutete. Mansur Dau lag ebenfalls auf dem Boden.*

Sofort stürmen Rebellen herunter von der Straße. Es ist ungefähr 11 Uhr. Unbearbeitete Handy-Videos der Milizionäre zeigen, was in den drei Minuten und 38 Sekunden danach passiert: Das Blut läuft aus der Schrapnell-Wunde in Gaddafis Kopf. Rebellen führen ihn zur Hauptstraße. Und dann sticht ihm einer der Männer in den Anus – so wie es aussieht mit einem Bajonett.

Die Wunde beginnt heftig zu bluten. Die Kämpfer aus Misurata umringen Gaddafi, sie schlagen und stoßen ihn. Sie schreien: „Gott ist groß“ und „Misurata“. Wieder und wieder. Rebellen-Kommandeur Chalid Ahmed Raid:

*Als wir Gaddafi fingen, war die Lage ein einziges Chaos. Es rannten viele Kämpfer herum. Er lebte noch, als ich ihn sah, er muss also später getötet worden sein. Aber es war eine grausame Szenerie: Er wurde auf die Motorhaube eines Pickups geworfen, jemand versuchte, mit ihm wegzufahren. Er fiel runter. Es war verrückt. Leute rissen an seinen Haaren und schlugen ihn. Unserer Meinung nach gehörte er vor ein ordentliches Gericht. Aber wir konnten die Leute nicht alle unter Kontrolle behalten.*

Rebellen legen Gaddafi schließlich in einen Krankenwagen, um ihn nach Misurata zu bringen. Handy-Videos zeigen Gaddafi fast nackt und – so wie es aus-



Mehr Spaß am Lesen: Libri.de ist ab sofort eBook.de

# Bei eBook.de den Reader™ von Sony mit Geld-zurück-Garantie\* testen!



Lesen Sie los – eBook.de macht's einfach:

- ✓ Der neue Reader™ (PRS-T2) von Sony für **nur 99 €\* statt 139 €**
- ✓ Mit integriertem **eBook.de Shop**
- ✓ 30 Tage **Geld-zurück-Garantie\***
- ✓ 3 **eBooks gratis** auswählen

Jetzt unter [www.eBook.de/machts-einfach](http://www.eBook.de/machts-einfach) das Vorteilspaket sichern!

Die Zukunft des Lesens hat einen neuen Namen:  
**Libri.de ist jetzt eBook.de!**

 **eBook.de**  
Meine Bücher immer dabei

\*Aktionsbedingungen: Nur an Endkunden mit Wohnsitz in Deutschland. Nur solange der Vorrat reicht. Alle Preise inkl. MwSt. Es gelten die Aktionsbedingungen, zu finden unter [www.eBook.de/aktion](http://www.eBook.de/aktion)

**Das politische Gespräch  
von SPIEGEL und  
KÖRBER-STIFTUNG:**

## WER KONTROLLIERT DIE BANKEN?

Die Finanzwelt und die Krise

SPIEGEL-Chefredakteur  
Georg Mascolo diskutiert mit

**Josef Ackermann,**  
ehemaliger  
Vorstandsvorsitzender  
der Deutschen Bank

Montag, 29. Oktober 2012,  
um 18 Uhr im SPIEGEL-Haus,  
Ericusspitze 1,  
20457 Hamburg

Eintritt frei, Anmeldung unter  
[www.montag-an-der-spitze.de](http://www.montag-an-der-spitze.de)

Live-Videostream auf  
[www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)  
[www.koerber-stiftung.de](http://www.koerber-stiftung.de)

sieht – leblos. Diese Bilder legen zumindest nahe, dass er da schon tot war.

Am nächsten Tag zählt und fotografiert ein Team von Human Rights Watch 103 Tote des Konvois in der Umgebung. Sie liegen verteilt über das Gelände, zwischen einem Umspannwerk, den Villen, den Regenwasserrohren und einem Wasserwerk. Die meisten wurden wohl während der Kämpfe getötet. Aber Handy-Videos deuten auch auf Exekutionen nach den Kämpfen hin. Ein Clip zeigt Muammar al-Gaddafi an den Betonrohren, auf dem Boden neben ihm sitzt ein junger Mann mit einem Gips am rechten Bein. Er hebt die Hände, er ergibt sich. Dann schwenkt das Handy weg von ihm und hin zu Gaddafi. Und da hört man im Hintergrund kurze Maschinengewehr-Feuerstöße. In einem weiteren Handy-Video, nur Momente später aufgenommen, liegt der Mann mit dem Gipsbein tot zwischen den Leichen anderer Gaddafi-Loyalisten; das Blut fließt noch aus seinen Wunden.

Auch Mutassim al-Gaddafi, der seinen Vater in der Villa verließ, wird gefasst. Mehrere Handy-Videos zeigen ihn nach seiner Festnahme, lebend. Im ersten Video sieht man Mutassim auf einem Pick-up. Er hält eine blutende Wunde in seiner Brust zu, um ihn herum Milizionäre. Sie lassen ihn aufstehen, sie lassen ihn ein paar Schritte gehen, er wirkt wackelig.

In einem zweiten Video sieht man Mutassim mit Rebellen der Brigade „Löwen des Tales“ aus Misurata. Sie brüsten sich damit, Mutassim al-Gaddafi gefasst zu haben. Sie sagen, sie hätten zusammengearbeitet mit der „Tiger“- und der „Löwen“-Brigade, ebenfalls aus Misurata.

Ein drittes Video zeigt Mutassim auf einer Matratze, ihm werden Wasser und Zigaretten angeboten. Als seine Wächter ihm sagen, seine Wunden würden verarztet, sagt er: „Diese Wunden sind meine Orden.“ Dann kritisiert er seine Wächter, weil sie ihn filmen. Er sagt ihnen, sie sollen aufhören sich zu benehmen wie pubertierende Halbwüchsige.

Dafür beschimpfen sie ihn: „Du denkst, dies ist ein Kinderspiel? Du wirst das sehen, wenn wir mit dir fertig sind. Du wirst schon sehen, du Hund.“ Dann sagt einer der Wächter: „Er will aussehen wie ein Held in dem Video, dass die Leute sagen, er sei trotzig geblieben bis zum Schluss.“ Human Rights Watch weiß, wer gefilmt hat, und kennt einen weiteren Mann in dem Raum. Beide gehören zur Brigade „Löwen des Tales“ aus Misurata.

Am Nachmittag dieses Tages – es ist der 20. Oktober – ist Mutassim al-Gaddafi dann auf jeden Fall tot; libysches Fernsehen filmt seine Leiche. Und am Tag danach inspiziert Human Rights Watch den Toten in einem Fleisch-Kühlhaus in Misurata. Der Gaddafi-Sohn hat eine große Wunde an der Kehle. Die war auf den Videos zuvor noch nicht vorhanden.



**Gefangener Gaddafi-Sohn Mutassim**  
*Große Wunde an der Kehle*

Am Morgen nach dem Kampf werden zudem 66 offenkundig exekutierte Männer beim Mahari-Hotel in Sirt gefunden, nur ein paar hundert Meter entfernt von dem Ort, an dem die Brigaden Muammar al-Gaddafi fingen. Die Körper liegen nebeneinander, wahrscheinlich wurden sie genau dort getötet, das Gras unter vielen ist voller Blut. Die Hände einiger dieser Männer sind mit Plastikstreifen oder Seilen gefesselt. Leere Patronenhülsen liegen herum. Freiwillige fotografieren und nummerieren jede der Leichen.

Human Rights Watch verschafft sich eine Kopie eines sieben Minuten langen Handy-Videos. Es zeigt Milizionäre aus Misurata. Sie schlagen und misshandeln 29 Überlebende des Gaddafi-Konvois. Mindestens 12 dieser letzten Gaddafi-Getreuen finden sich unter den Toten des Mahari-Hotels wieder, das belegen Vergleiche der Fotos mit den Videos. Wahrscheinlich sind es mehr, es können nicht alle identifiziert werden.

Unter den Identifizierten, die sowohl auf dem Video als auch auf den Mahari-Fotos auftauchen, ist zum Beispiel Gaddafi al-Dam Mohammed Bihri, 35 Jahre alt. (Er gehört zum Gaddafi-Stamm, den Gaddafi aus Sirt –Red.) In dem Video suchen die Rebellen auf ihn.

Ebenfalls zu sehen ist Ahmed Ali Jusuf al-Gharjani, 29, Gaddafi-Soldat aus Tawergha. Im Video wird er getreten, geschlagen, beworfen, jemand ruft: „Ihr habt das Essen für Misurata aufgegessen.“

Zu sehen ist auch Abdullah al-Husnawi, ein junger Gefangener aus Sirt. Ein Rebell brüllt ihn an: „So, wir sind die Männer, die ihr Ratten nennt. Und ihr habt all unsere Brüder umgebracht. Du Sohn einer Hündin. Alle sind jetzt tot.“



**Video: Wie Human Rights Watch Gaddafis Tod rekonstruierte**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. [spiegel.de/app432012gaddafi](http://spiegel.de/app432012gaddafi)



**DAS DUELL** Apple kontra Samsung  
**FÜHRUNG** Keine Gnade für Faulenzer  
**PRIVAT** Die besten Check-up-Kliniken



Digital  
für iPad und PC/Mac.  
[www.manager-magazin.de/mm-digital](http://www.manager-magazin.de/mm-digital)



Wirtschaft aus erster Hand

**manager**  
magazin

\*\* Jetzt im Handel \*\* Jetzt im Handel \*\* Jetzt im Handel \*\* Jetzt im



WIKILEAKS

# Der Puppenspieler

Julian Assange hat sich aus Furcht vor einer Auslieferung in die USA in die Londoner Botschaft Ecuadors geflüchtet. Von dort steuert er eine weltweite Kampagne – mit seltsamen Allianzen. Ein Besuch. *Von Marcel Rosenbach und Holger Stark*

**J**ulian Assange zeigt auf eine Lampe mit künstlichem Sonnenlicht, er deutet auf sein Gesicht, er sagt: „Nach mehreren Monaten ohne Tageslicht lautet meine Lektion, vorsichtig mit Sonnenstrahlen zu sein.“ Seine Haut ist noch immer sanft gerötet, er sieht aus wie ein Skifahrer, der am ersten Pistentag zu lange vor der Hütte saß.

Assange, 41, hatte die ultravioletten Strahlen im August angeknipst, nach zwei Monaten in der ecuadorianischen Botschaft in London sollte er zu seinen Unterstützern sprechen, er wollte nicht bleich wirken. Mehr als eine Stunde lang briet Assange unter der Lampe, und als er das Licht abgeschaltet hatte, war das Gesicht gerötet, aufgedunsen, die Zellstruktur der Haut angegriffen. Eine Freundin richtete ihn mit dem Schminkset her, mattierendes Make-up, Abdeckstift, es sei bei seinem Auftritt zum Glück kaum jemandem aufgefallen, dass er ausgesehen habe „wie ein Tschernobyl-Opfer“, sagt Assange. Er lacht. Er lacht nicht viel in diesen Tagen. Die UV-Lampe hat er in eine Ecke verbannt.

Julian Assange ist noch ernster geworden, als er ohnehin schon war. Seit dem 19. Juni sitzt er in der ecuadorianischen Botschaft in London fest, als politischer Flüchtling. Ecuadors Staatspräsident Rafael Correa hat ihm Asyl gewährt, um zu verhindern, dass Assange via Schweden in die USA ausgeliefert wird, wo gegen ihn ermittelt wird, wahrscheinlich wegen des Verdachts der Spionage. Die Botschaft ist der letzte Rückzugsraum des WikiLeaks-Chefs.

Assange hat in den vergangenen Monaten alte Freunde verloren und neue gewonnen. Er hat im Kampf um seine Freiheit Allianzen mit Regierungen geschlossen, die für WikiLeaks einst Gegner waren. Zu seinen prominentesten Unterstützern zählt neben Rafael Correa der russische Präsident Wladimir Putin. Alle drei eint das Feindbild USA. Dagegen haben Sympathisanten wie Teile der Anonymous-Bewegung Assange ihre Solidarität entzogen, weil sie ihre Ideale verraten sehen.

\* Bei einer Rede am 19. August vom Balkon der ecuadorianischen Botschaft.



WikiLeaks-Gründer Assange in London\*: Eine Matratze und zwei Gasmasken



Er schmiedet seltsame Bündnisse, die mit den Anfängen seiner Organisation nicht mehr viel gemein haben. Was geschieht gerade mit Assange und WikiLeaks?

Die Suche nach einer Antwort führt ins Herz Londons, in die ecuadorianische Botschaft. Die diplomatische Vertretung liegt gegenüber dem Kaufhaus Harrod's, ein Gebäude aus roten Steinen mit weißem Zuckerbäckerstück, die Ecuadorianer residieren im Erdgeschoss, Apartment 3b. Drei britische Beamte kommen aus dem Gebäude, sie tragen schussichere Weste, ein Funkgerät rauscht, Wachwechsel. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hat die Polizei demonstrativ eine Art Wohnmobil abgestellt, ein Kabel windet sich aus dem Wagen, um den Strom für die Überwachungstechnik zu liefern. Die Botschaftsadresse „3 Hans Crescent“ zählt zu den am besten überwachten Orten Londons. Die Polizisten wollen Assange verhaften und nach Schweden ausliefern, wo ihm eine Anklage wegen des Vorwurfs der Vergewaltigung von zwei Frauen droht.

Zur Botschaft geht es sechs Stufen hinauf, eine Tür öffnet sich, der ecuadorianische Wachmann trägt einen Knopf im Ohr und fragt höflich, mit wem die Verabredung vereinbart wurde. Die Botschaft ist in einer Altbauwohnung untergebracht, goldverzierter Stuck an den Decken, knarrendes Parkett.

Assanges Zimmer liegt am Ende eines Flurs, es ist rund 15 Quadratmeter groß: ein zugemauerter Kamin, ein Vitrinenschrank aus Holz und Glas, in dem Urkunden und Preise für WikiLeaks ausgestellt sind. An der Wand liegen zwei Gasmasken und eine Sauerstoffflasche. Ein Holzregal voller Elektronikteile trennt den Raum in zwei Teile, einen zugänglichen und eine Schlafstätte. Assange bittet darum, keinen Blick hinter das Regal zu werfen. Seine Privatsphäre ist auf eine Matratze reduziert, eine Ecke in einem gut drei mal fünf Meter großen Raum, in dem er 24 Stunden am Tag gefangen ist.

Das Zimmer ist nicht nur ein Schutz-, sondern auch der Regieraum, aus dem Assange seine Fäden zieht. In der Mitte steht ein runder Tisch aus Furnierholz mit zwei aufgeklappten Laptops darauf, daneben liegen zwei BlackBerrys. Assange ist ein Puppenspieler, der großes politisches Theater inszeniert, möglichst dramatisch.

Als im Juni der britische Supreme Court entschied, dass Assange nach Stockholm ausgeliefert werden dürfe, schien es dessen finale Niederlage zu sein. Doch Assange denkt radikaler und kreativer als die meisten Menschen. Seine Art der Verteidigung ist der Angriff, er folgt der Theorie der Zuspitzung der Verhältnisse, wie sie viele Marxisten und die 68er-Bewegung postulierten: Je klarer die herrschenden Verhältnisse attackiert werden, je stärker ein politischer Konflikt zugespitzt wird, desto schärfer muss die Reaktion des Systems

ausfallen, das dadurch seinen wahren Charakter enthüllt. Das ist Assanges Idee dahinter. Sie hat ihn in dieses Zimmer geführt. Und das System, lauernd, vor die Haustür.

Assange sitzt hinter dem Tisch, er trägt ein brasilianisches Fußball-Shirt, gelb mit grünem Saum, auf dem Rücken den Aufdruck „Julian“ und die Nummer 7, ein Geschenk einer Surf-Zeitschrift. Die Farbe Gelb ist ein Bekenntnis zu Südamerika, Brasilien, Ecuador und der Vereinigung der linksgerichteten Staaten Alba, die sich mit ihm solidarisch erklärt hat.

Als er im April ein Interview mit dem Ecuadorianer Correa für Russia Today, dem Kreml-treuen Fernsehsender, führte, verstanden sich die beiden schnell. Assange saß in einem improvisierten Studio in London, Correa war per Satellit zugeschaltet. Assange erzählte vom Hausarrest. „Willkommen im Club der Verfolgten, Julian“, lachte Correa. Was die Zuschauer nicht hörten, war das Gespräch danach. Correa bot Assange Asyl in Ecuador an. Seitdem hielt der WikiLeaks-Boss einen letzten Trumpf im Ärmel.



**Staatsmänner Correa, Putin**

*Alte Feinde, neue Freunde*

In Ecuador, urteilt Amnesty International in seinem Jahresbericht, werde „die Meinungsfreiheit unter anderem durch Verleumdungsklagen“ eingeschränkt. Sie richteten sich „gegen Journalisten, die sich kritisch über die Regierung oder über Staatsbedienstete“ äußerten. Es gebe eine „große Lücke zwischen dem, was Correa über freie Presse sagt, und der Realität“, klagte César Ricaurte, der Chef der Medienorganisation Fundamedios, in der britischen Zeitung „Guardian“.

Größer noch sind solche Widersprüche in Russland, wo die Meinungsfreiheit mit den Füßen getreten wird. Der Kreml hatte 2010 streuen lassen, er könne sich Assange als Friedensnobelpreisträger vorstellen, Putins Leuten gefiel dessen Mut, die Supermacht USA bloßzustellen. Der regime-treue Sender Russia Today bot Assange eine Talkshow-Reihe an, zwölf Folgen liefen bislang.

WikiLeaks war ursprünglich mit anderen Verbündeten und Gegnern gestartet: In der Gründungsphase Ende 2006 hatte Assange zwei Leitlinien vorgegeben. „Unser erstes Ziel sind hochgradig unterdrück-

ckerische Regime in China, Russland und Zentralasien“, lautete der eine Punkt. Der zweite hieß: „Wir treten an für maximalen politischen Einfluss.“ Russland oder Ecuador wären perfekte Betätigungsfelder gewesen. Aber aus den Gegnern von einst sind Freunde von heute geworden. Wie verträgt sich die Politik dieser Länder mit dem Recht auf Meinungsfreiheit und dem Anspruch von WikiLeaks, Transparenz politischer Entscheidungen herzustellen?

Selbstzweifel sind nicht Assanges Stärke, er lobt Correa, er betrachtet viele Journalisten in Ecuador als korrupte Elite. Correa habe sogar die Verpflichtung, die Medien stärker zu kontrollieren, weil im Mai 2011 ein entsprechendes Referendum vom Volk angenommen worden sei.

„Wir müssen die Länder dieser Welt als ein Schachbrett mit hellen und dunklen Bereichen in permanent wechselnden Anordnungen sehen“, sagte er einer Reporterin der britischen „Mail on Sunday“, „abhängig von unseren jeweiligen Veröffentlichungen.“ Wer meine Arbeit unterstützt, ist mein Freund, lautet die Kurzfassung dieser Aussage, die Freundschaften können wechseln. Im besten Fall zieht Assange die Fäden, und die Mächtigen tanzen nach seiner Regie. Es ist der Sieg der zweiten Regel über die erste: Maximaler politischer Einfluss in wechselnden Allianzen von Freunden und Feinden.

Für Männer wie Putin und Correa ist Assange allerdings selbst eine Puppe, die an ihren Fäden tanzt. Assange nutzt dem Kreml gegen die USA, er nutzt Correa, der innenpolitisch unter Druck steht. Das ist der Preis, den Assange für seine Allianzen zahlen muss.

Die Veröffentlichung der Botschaftsdepeschen war WikiLeaks' größter Coup und gleichzeitig ein Grund, warum die USA ihn verfolgen. Damit schwang Assange sich zu einem Botschafter der Transparenz auf. Inzwischen ist er hauptsächlich eine Art Sonderbotschafter für sich und sein eigenes Schicksal, er durfte per Videobotschaft sogar zu den Vereinten Nationen sprechen.

Im Sommer sah es so aus, als hätte er einen neuen Höhepunkt in diesem internationalen Drama inszeniert. Nachdem Assange sich in die Botschaft in London geflüchtet hatte, warnte der britische Außenminister William Hague Ecuador, diplomatische Immunität dürfe nicht für den Schutz von Kriminellen missbraucht werden. In einem Brief drohten die Briten mit Verweis auf ein spezielles Gesetz damit, der Botschaft den diplomatischen Status zu entziehen. Er verstehe dies als eine harte Drohung, falls Ecuador nicht so reagiere, wie die Briten es wünschten, konterte Ecuadors Außenminister Ricardo Patiño. Assange hatte eine kleine Staatskrise zwischen den Ländern ausgelöst.

Ein Paparazzo fotografierte sogar einen Handzettel der Polizei, wonach die Beam-

ten angewiesen seien, Assange „unter allen Umständen“ festzunehmen, egal ob er mit einem Diplomaten oder im Diplomatengepäck die Botschaft verlasse. Die Briten schienen bereit, das Wiener Abkommen über diplomatische Beziehungen zu verletzen. Alles wegen eines Mannes, der für eine Vernehmung per Haftbefehl gesucht wird, in Schweden aber weder angeklagt noch verurteilt ist.

Im Hintergrund wartet die amerikanische Regierung, die höchstwahrscheinlich eine fertige Anklage in der Hinterhand hält, bis sie eine Gelegenheit findet, den WikiLeaks-Chefs zu ergreifen. Vor kurzem wurde bekannt, dass die US-Armee Assange als „Staatsfeind“ einstuft, so wie al-Qaida und die Taliban. Assange verdient die Verteidigung gegen eine mögliche Auslieferung in die USA, er ist, was die Spionagevorwürfe und den vermeintlichen Verrat von Staatsgeheimnissen angeht, nicht mehr oder weniger schuldig als der SPIEGEL oder die „New York Times“.

Die Vorwürfe in Schweden liegen anders, eigentlich. Was in jenen Nächten im Sommer 2010 geschah, geht Julian Assange sowie Anna A. und Sofia W. an, die Frauen, die ihn der Vergewaltigung bezichtigen, vielleicht auch Richter und eine Staatsanwältin. Es sollte kein Fall von Weltpolitik sein, aber dafür ist es zu spät. Keiner der Beteiligten kann diesen Fall noch unvoreingenommen lösen.

Assange trägt keine Fußfessel mehr, aber er kann sich kaum mehr als ein paar Meter bewegen. Er hat eine Unfreiheit durch eine andere ersetzt. Wie fühlt er sich dabei?

Assange nimmt einen Schluck frischgepressten Orangensaft von Harrod's, Vitamine gegen den Lichtmangel, die Antwort fällt ihm nicht schwer. „Die Situation ist viel besser als der Hausarrest vorher“,

sagt er. Viel besser als der dauerhafte Druck, unter Beobachtung zu sein, melden auf der Polizeiwache, zweimal am Tag, Alarm, wenn er nur eine Minute zu spät kam, dazu die schwebenden Gerichtsentscheidungen.

Wenn Assange über die neue Lage redet, rudern seine Arme, die Stimme strafft sich. Er freut sich, endlich „wieder auf dem politischen Spielfeld zu spielen“, sagt er, nicht auf dem der Juristen. Er sieht es so, dass er Initiative und Zeitpunkt der nächsten Züge bestimmen könne. Er steuere jetzt wieder, er werde nicht gesteuert.

Sein jüngster Zug ist sein neuer Verteidiger, der spanische Ex-Richter Baltasar

### „Die Situation in der Botschaft ist viel besser als der Hausarrest vorher“, sagt Assange.

Garzón, der einen Haftbefehl für den chilenischen Ex-Diktator Augusto Pinochet ausstellte. Garzón hat vorgeschlagen, Großbritannien solle freies Geleit in die ecuadorianische Botschaft in Schweden garantieren, dann könne die schwedische Justiz Assange dort vernehmen. Alternativ müsse die schwedische Regierung garantieren, dass Assange nicht an die USA ausgeliefert werde. Das eine haben die Briten abgelehnt, das andere die Schweden.

Ach ja, fragt Assange, ob denn aufgefallen sei, dass er die letzten acht Runden für sich entschieden habe?

Er zählt seine Siege auf. Die Flucht in die Botschaft, eine Gerichtsentscheidung gegen die finanzielle Blockade von WikiLeaks, seine Rede vor einem Uno-Aus-

schluss, die ecuadorianische Asylentscheidung, die Verpflichtung von Garzón. Und einen Besuch von Lady Gaga, die in der vergangenen Woche gegen 19 Uhr in den Backsteinbau gehuscht war und fünf Stunden blieb, eine kleine, schwarzgekleidete Frau mit Hut, die mit einem Foto ihre Solidarität mit Julian kundtat.

Am Ende waren es doch noch ein paar Siege mehr, er kommt auf elf.

Neuerdings gibt es sogar wieder persönliche Auftritte unter dem Namen Assange in den Hauptstädten dieser Welt. Seine Mutter Christine Assange, die einst gegen den Vietnam-Krieg durch Australien zog und jetzt wieder politische Aktivistin geworden ist, unterstützt ihren Sohn Julian. Sie reist nach Großbritannien und Ecuador, wirbt um politische Unterstützung und um Spenden, aber sie kann auch aggressiv werden, darin ist sie ihrem Sohn ähnlich.

In einem Interview mit dem australischen Sender ABC News fuhr sie die Interviewerin scharf an, sie solle sich erst einmal auf Pro-Assange-Seiten im Internet informieren: „Ihr Journalisten solltet euren Job erledigen.“

In Quito, der Hauptstadt von Ecuador, hielt sie im Juli nach einer Audienz bei Correa auf einer Pressekonferenz mit dem Außenminister ein Kinderfoto von Julian hoch und kämpfte mit den Tränen. Seht her, sollte das wohl bedeuten, dieser Junge kann kein gefährlicher Staatsfeind sein, kein Ziel von Mordaufrufen, wie sie aus den USA kommen. Der Kampf von Assange ist jetzt ein Familienunternehmen, die Mutter führt das fort, was der in London gefangene Sohn nicht kann.

Es gibt ein Foto von Christine Assange in Brisbane, wo sie ein kleines Theater führt.

Auch Christine Assange ist Puppenspielerin.

**Berlin feiert Geburtstag –  
Feiern Sie mit!**

**FEST ZUM JUBILÄUM**

**775 JAHRE  
Berlin**

Zwischen Schlossplatz,  
Nikolaiviertel und Fernsehturm  
19 bis 22 Uhr / Eintritt frei!

[www.berlin.de/775](http://www.berlin.de/775)

**Sonntag  
28. Oktober  
2012  
Die schönste Nacht  
des Jahres!**













Militärgerichts-  
saal und  
mit Glasscheibe  
abgetrennter  
Zuschauerraum

GUANTANAMO

# Mr. Detox und der Krieger

Vergangene Woche begann auf Kuba das Verfahren gegen die Drahtzieher der Anschläge vom 11. September 2001. Der SPIEGEL war fünf Tage lang im Gerichtssaal dabei.

JANET HAMLIN / AFP

Um exakt 9.46 Uhr am Mittwochmorgen erringt Chalid Scheich Mohammed einen ersten kleinen Sieg. Muskelbepackte US-Soldaten, alle drei tragen aus unerklärlichen Gründen blaue Plastikhandschuhe, führen den Angeklagten in den heruntergeköhlten Gerichtssaal 2 der US-Basis Guantanamo auf Kuba. Mohammed, der Chefplaner der Anschläge des 11. September 2001, wirkt zwischen ihnen wie ein Zwerg.

Der Angeklagte lässt sich Zeit, er hat lange auf diesen Moment gewartet. Langsam setzt er sich auf den niedrigen Lederstuhl in der ersten Reihe der fünf Anklagebänke, dann dreht er sich zur Zuschauergalerie hinten im Gerichtssaal um, ein sanftes Lächeln im Gesicht.

Chalid Scheich Mohammed will gesehen werden, anders ist die Szene kaum zu deuten. Der Prozess ist sein letzter Propagandafeldzug, daran lässt er kaum Zweifel. Zum ersten Mal trägt die „9/11-Bestie“ („New York Post“) an diesem Morgen vor Gericht eine Weste in Tarnfarben über dem langen weißen Gewand.

Für den schwächlichen Angeklagten, der mit hennagefärbtem Bart und Turban immer mehr wie sein früherer Gefährte Osama Bin Laden aussieht, ist die Weste ein Statement. Er sieht sich bis heute als

Krieger, der im erbitterten Kampf gegen die Großmacht USA steht.

Im Containerdorf „Camp Justice“, eigens für die Terrorprozesse errichtet, führt Mohammed seit dem Frühjahr, gemeinsam mit vier weiteren mutmaßlichen Komplizen, wohl seinen vorerst letzten Krieg. Zum zweiten Mal versucht eine amerikanische Regierung hier, fernab der USA, die Hintermänner des 9/11-Plots zu verurteilen – elf Jahre danach.

Wie George W. Bush im Jahr 2008 lässt auch Obamas Regierung keinen Zweifel daran, dass der Jahrhundertprozess mit Todesurteilen enden wird. Längst aber geht es in dem weißgetünchten, fensterlosen Hochsicherheitssaal nicht mehr nur um das Urteil. Es geht um das Verfahren an sich, um die Forderung der Verteidiger nach einer weltweiten TV-Übertragung des Prozesses, den Antrag der Medien nach mehr Transparenz und um die Frage, ob es gelingt, die Angeklagten zumindest halbwegs rechtsstaatlich zu verurteilen. Nach den ersten Anhörungen seit der 13-stündigen Anklageverlesung im Mai gilt das als eher unwahrscheinlich.

Was der 9/11-Drahtzieher von dem Ganzen hält, blafft er bei jeder sich bietenden Gelegenheit in die Mikrofone. Am Dienstag hielt er dem Richter vor, er könne von diesem Gericht „so oder so keine Gerechtigkeit erwarten“. Danach senkte er den

Blick in Papiere und Zeitungen auf seinem Tisch. Während der Anhörungen vergangene Woche ergreift Mohammed dann am Mittwochnachmittag unvermittelt erneut das Wort. Gute sechs Minuten lang attackiert er die Regierung und erteilt Ratschläge: Die Militärkommission solle sich nicht von den „Krokodilstränen“ über die Toten vom 11. September ablenken lassen, die wirklich Bösen saßen im Weißen Haus und nicht hier im Gerichtssaal.

„Wenn die US-Regierung traurig ist über die 3000 Toten“, so Mohammed, solle sie auch an die Millionen „von uns“ denken, die sie „unter dem Vorwand der nationalen Sicherheit“ tötete. „Euer Blut ist nicht aus Gold gemacht und unseres nicht aus Wasser.“ Im Zuschauerraum starren die Opferfamilien entsetzt auf den Angeklagten. Von einem Notizzettel vor sich liest er vor: Jeder Diktator könne diesen Vorwand nutzen, Gesetze und Verfassung damit übergehen. Man könne so Menschen töten und foltern, sogar Kinder verhaften lassen. Dann spricht er von Bin Ladens Tod.

„Ich will hier nicht zu ausführlich werden, aber der Präsident der Vereinigten Staaten kann im Namen der nationalen Sicherheit einfach jemanden töten und ihn dann ins Meer werfen und seinen Mord so legitimieren“, fährt er fort. Mohammeds Vorwürfe sind in Teilen absurd, sie sind hochmütig, dennoch benennen sie auch

Gerichtszeichnungen von Janet Hamlin.



## Höchste Eisenbahn: Jetzt zügig lesen!



»Verehrte Fahrgleise,  
wir bedanken uns für  
die Verspätung und  
entschuldigen uns für  
Ihre Reise mit der  
Bahn!«



ulstein

**SPIEGEL ONLINE**

www.sorry-buecher.de

die Probleme dieses Verfahrens, das im günstigsten Fall im kommenden Sommer vor dem Militärgericht von Oberst James Pohl erst wirklich beginnen wird. Noch immer macht die Vergangenheit den Anklägern zu schaffen. Die jahrelange Haft der Angeklagten, Details über die Folter in CIA-Geheimgefängnissen sollen aus dem 9/11-Prozess herausgehalten werden. Auch deshalb gibt es diesen Knopf im Gerichtssaal, mit dem der Ton abgedreht werden kann. Journalisten und Angehörige im Zuschauerraum können dann nicht mehr hören, was Angeklagte oder Anwälte sagen.

Trotzdem, das anstehende Verfahren soll ein sauberes werden, die von Präsident Obama angekündigte Schließung von Guantanamo ist schon gescheitert, dieser Prozess darf nicht scheitern. Obama hat als Ankläger den Brigadegeneral Mark Martins berufen, einen Asketen, der sich nur einige Stunden Schlaf pro Nacht zugesteht und täglich zehn Kilometer läuft. Martins tut viel, um für den neuen Anlauf zu werben. Fast jeden Abend kommt er zu den eingeflogenen Journalisten, die er mit Vornamen anspricht.

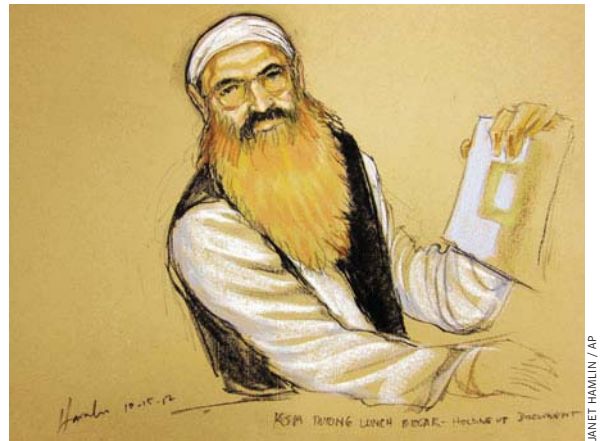
Der 52-Jährige hat mit Obama in Harvard studiert und die Militärakademie West Point absolviert. Nun steht er vor der schwierigsten Mission seiner Karriere. „Detox Man“ nennt ihn die US-Presse, er soll das giftige Erbe der Bush-Zeit vergessen machen. Der General spricht lieber von einer „schwierigen Herausforderung“. An einem schwülen Tag sitzt er in seinem Büro, irgendwo außerhalb von Washington, den genauen Ort bittet er nicht zu nennen. Kein Schild, noch nicht einmal eine amerikanische Flagge weist zum Sitz des obersten Terroranklägers. Seit Martins' Einzug im Oktober 2011 sind Uniformen im Büro tabu. Er möchte, dass alle wie normale Juristen aussehen, die ein ganz normales Verfahren betreiben.

Auch die schärfsten Kritiker der Militärtribunale räumen ein, dass Martins einiges verändert hat. Er reformierte die Militärkommissionen, er gestand den Angeklagten durch zivile Anwälte eine bessere Verteidigung zu. Er versprach auch, durch Folter und Hörensagen erlangte Beweise aus der Anklage zu verbannen.

Absurditäten des Verfahrens bleiben auch unter Martins bestehen: Im 9/11-Report bereits veröffentlichte Akten sollen den Angeklagten nicht zugänglich gemacht werden, die noch zu bildende Soldaten-Jury aus Sicherheitsgründen anonym bleiben. Martins sitzt auf einem Ledersessel, gleich unter einer Kopie des Folterverbots, das Präsident Obama 2009 erließ. Mit neuen Beweisen, sagt er, will er das Kapitel 9/11 endlich schließen.

Geht es nach der Regierung, soll in öffentlicher Sitzung gar nicht mehr über die Zeit zwischen der Festnahme der Angeklagten und deren Überstellung nach Guantanamo im Jahr 2006 gesprochen werden. Auch wenn Foltermethoden wie das Waterboarding, das die CIA allein bei Chalid Scheich Mohammed 183-mal anwenden ließ, mittlerweile verboten sind, könnte jede Enthüllung, so heißt es, der nationalen Sicherheit abträglich sein.

Auch General Martins redet nicht gern über Folter, lieber über „Verfehlungen von manchen in der Regierung“. David Nevin lächelt müde angesichts solcher Aussagen. Der 63-Jährige ist seit 2008 der Zivilverteidiger von Chalid Scheich Mohammed. Am Abend nach der Anhörung steht er in Shorts und T-Shirt vor dem O'Kelly's, dem Irish Pub des Lagers, Treffpunkt des Wandergerichts von Guantanamo, das für jede Beratung aus Washington eingeflogen werden muss. Der Mann



Angeklagter Mohammed vor Gericht

aus Idaho ist für Ankläger Martins ein gefährlicher Kontrahent. Auch Nevin hat eine Bilderbuchkarriere hinter sich, in den vergangenen 30 Jahren verteidigte der Anwalt immer wieder erfolgreich Angeklagte, die die Öffentlichkeit seit langem schuldig gesprochen hatte. Die „samte Klinge“ nennen ihn Kollegen.

Mit der Forderung der Regierung, die Folter der Angeklagten aus dem Prozess herauszuhalten, will sich David Nevin nicht abfinden. „Mein Klient wurde mit Deckung der Regierung entführt und gefoltert, jetzt soll er auf deren Geheiß sterben“, sagt er, „wie kann da die Folter in dem Prozess keine Rolle spielen?“

Im Gegensatz zu anderen Angeklagten kooperiert Chalid Scheich Mohammed mit Nevin, Voraussetzung ist absolute Vertraulichkeit. Deshalb ist dem Anwalt noch nicht einmal zu entlocken, ob sein Mandant lieber Thunfisch- oder Käsesandwiches isst und was er sagt, wenn die beiden über Football reden – auch das könnte die nationale Sicherheit gefährden.

MATTHIAS GEBAUER



# App|ochal:



Nominiert für den  
**Grimme Online Award**

2 x ausgezeichnet mit dem  
**European Newspaper  
Award**

**Beste deutsche App**  
einer Tageszeitung  
Kress 2010

Es gibt Zeitungs-Apps auf dem iPad. Und es gibt die FR-App für das iPad. Wo Andere Zeitungsseiten auf das iPad kopieren, wird die FR-App täglich für Ihr iPad komponiert. Freuen Sie sich auf Geschichten, die man lesen, sehen und hören kann – in Deutschlands einziger Tageszeitungs-App, die für den Grimme Online Award 2012 nominiert wurde.

## **NEU!** Das FR Digital-Paket + das neue iPad

|                                                                                                                                                                 |                                                                                     |                                                                                                                     |                                                                                     |                                                                                     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|
|                                                                              |  |                                  |  |  |
| <ul style="list-style-type: none"><li>✓ Die FR als ePaper, alle Ausgaben inkl. Frankfurt- und Regionalausgaben</li><li>✓ Die preisgekrönte App der FR</li></ul> |                                                                                     | <ul style="list-style-type: none"><li>+ Das neue iPad (schwarz, alle Modelle)</li><li>+ 2 Jahre AppleCare</li></ul> |                                                                                     |                                                                                     |
|                                                                                                                                                                 |                                                                                     |                                                                                                                     |                                                                                     | <b>Ab 29,90 €*</b> monatlich                                                        |
|                                                                                                                                                                 |                                                                                     |                                                                                                                     |                                                                                     | <small>plus einmalige Zuzahlung*</small>                                            |

**Jetzt sichern unter: [fr-digital.de](http://fr-digital.de)**

**Frankfurter Rundschau**  
Neues Lesen. Weiter denken.

\* Preise inkl. MwSt. Es gelten die unter [www.fr-digital.de](http://www.fr-digital.de) veröffentlichten AGB. Die Mindestvertragslaufzeit beträgt 24 Monate. Die Eingabe der Bestellungen erfolgt in der Reihenfolge des Eingangs. Der Kauf des iPad steht unter Eigentumsvorbehalt. Mit vollständiger Zahlung des Bezugspreises für die Mindestvertragslaufzeit geht das Eigentum am iPad-Gerät an den Käufer über. Nur solange der Vorrat reicht. Das Angebot kann nur online abgeschlossen werden und gilt nur in Deutschland und einmal pro Haushalt. Lieferung in der Regel innerhalb von 14 Tagen. Lieferverzögerungen sind je nach Modell möglich. Im monatlichen Bezugspreis von 29,90 € ist das ePaper-Abo zum Preis von 18,99 € im Monat enthalten. Die Zuzahlung ist abhängig vom gewählten iPad-Modell und variiert je nach Gerät zwischen 99,- € und 399,- €.

Apple, the Apple Logo and iPad are Trademarks of Apple Inc., registered in the U.S. and other countries. Appstore and AppleCare are Service marks of Apple Inc.  
Handelsregister: Druck- und Verlagshaus Frankfurt am Main GmbH | Sitz Frankfurt am Main | Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 7139 | Geschäftsführer: Karlheinz Kroke

UKRAINE

# Der einsame Kampf der Julija T.

In Kiew wird am Sonntag gewählt, Julija Timoschenko ist die Spitzenkandidatin der Opposition, zumindest symbolisch. Ihre Hoffnung, das Gefängnis zu verlassen, hat sich nicht erfüllt.

**W**er zum Fernsehsender TVi will, findet ihn nach längerem Suchen in der Nähe des Kiewer Hauptbahnhofs gegenüber der „Milchfabrik Nr. 1“, die Gegend ist wenig einladend, vor allem, wenn es dunkel wird.

Jeden Abend um 19.30 Uhr beginnt hier die Live-Übertragung der Sendung „Sogodni pro golowne“, „Das Wichtigste von heute“. Sie wäre eine politische Talkshow wie alle anderen, wären da nicht zwei Besonderheiten: TVi ist der letzte unabhängige Sender im Land, der sich offen zur Opposition bekennt. Und Moderator Mustafa Najom ein Mann, der den Machthabern in Kiew als einer der unbequemsten Journalisten gilt.

Das Thema heute: Wird die Staatspartei des ungeliebten Präsidenten Wiktor Janukowitsch bei der Parlamentswahl am 28. Oktober endlich zu schlagen sein? Und welchen ihrer Politiker sollte die Opposition in den letzten Tagen vor dem Urnengang ins Rampenlicht rücken? Arsenij Jazenjuk, den einstigen Wirtschafts- und Außenminister der Revolution in Orange? Oder Vitali Klitschko, den Box-Weltmeister im Schwergewicht?

„Jazenjuk?“, fragt Moderator Najom. Den zarten Juristen mit der Brille und dem lichten Haar, der so gar kein Charakteristiker ist? Und den viele in diesem xenophoben Land fälschlicherweise für einen Juden halten? „Aber was wollen Sie mit Klitschko?“, hält ein Politologe dagegen: „Dieser Mann ist kein Politiker.“

Eigenartig: Die Opposition erörtert ihre Chancen bei der Wahl am kommenden Sonntag, von der wichtigsten Regimegegnerin aber ist nicht die Rede. Kein Wort über Julija Timoschenko, die Spit-

zenkandidatin der Opposition. Die symbolische.

Die frühere Regierungschefin sitzt an diesem Abend dort, wo sie sich seit sechs Monaten befindet: in einem vergitterten Zimmer im Eisenbahnerkrankenhaus von Charkiw, 400 Kilometer östlich von Kiew. Präsident Janukowitsch hat Timoschenko vorigen Herbst zu sieben Jahren Gefängnis verurteilen lassen, um sie politisch auszuschalten. Seine Erzrivalin hat seither trotzdem regelmäßig für Schlagzeilen gesorgt: Da war die von ihr verlangte Einweisung in ein Krankenhaus – wegen eines schmerzhaften Bandscheibenvorfalles. Dann die Forderung nach Betreuung durch deutsche Ärzte. Die angebliche Misshandlung durchs Gefängnispersonal. Der Hungerstreik vor der Fußball-EM.

Seit dem Sommer kommen nur noch selten Nachrichten aus dem Charkiwer Krankenhaus. Mal warf die Ex-Regierungschefin den Gefängnisbehörden vor, sie nuklear verstrahlen zu wollen, mal schlief sie auf dem Betonfußboden vor ihrer Zimmertür – weil Parteifreunde keine Besuchserlaubnis bekamen.

Ein Video von Ende September zeigt Julija Timoschenko in Jeans und weißer Strickjacke, sie zieht einen Schuh aus und trommelt mit ihm gegen die verschlossene Tür, neben ihr ein Aufseher, der sie zu beruhigen versucht. Das Video machte schnell die Runde in Kiew – bei genauem Hinsehen war zu erkennen, dass ihre Schuhe zehn Zentimeter hohe Absätze hatten. „Selbst hinter Gittern bleibt Timoschenko ganz die Lady“, schrieb die „Komsomolskaja prawda“. Die Botschaft: Eine an Bandscheibenvorfall leidende Frau würde niemals High Heels tragen.

Vielleicht steht es um ihre Gesundheit gar nicht so schlimm? Der Berliner Charité-Chef Karl Max Einhäupl stellte bei seiner Visite am vorletzten Sonntag fest, dass Timoschenkos Schmerzen „deutlich zurückgegangen“ seien, die Beweglichkeit der Gliedmaßen habe sich „erhöht“.

Es ist Herbst in Kiew, die Kastanien auf der Prachtstraße Kreschtschatik haben ihre Blätter abgeworfen. Vor dem Haus Nr. 44 steht immer noch das Zeltstädtchen der Timoschenko-Anhänger, aber drinnen, im „Art Club 44“, feiern sie den Geburtstag John Lennons. Über Timoschenko redet hier niemand mehr.

Vielleicht spürt sie das. Denn die 51-jährige Frau, die selten eine Gelegenheit zur Selbstinszenierung vorübergehen lässt, schweigt. Sicher, es gab im September einen offenen Brief, in dem sie Präsident Janukowitsch vorwarf, er habe „ein nach Europa gerichtetes Land in eine Diktatur verwandelt“; der Westen solle Einreiseverbote gegen Regierungsmitglieder verhängen, deren Vermögen einfrieren und internationale Strafverfahren wegen Korruption gegen sie einleiten.

Aber wo ist Timoschenkos Stimme in den letzten Stunden dieses Wahlkampfes? „Sie schweigt“, wundert sich Walerij Kalnysch, Chefredakteur der großen Kiewer Tageszeitung „Kommersant Ukraina“: „Dabei müsste sie jetzt die Nächte durchmachen, um sich mit Interviews und Statements in Erinnerung zu bringen.“

Depression? Einsicht in die eigene Ohnmacht? Berechnung? Vertraute bestätigen, dass sie sich allein auf ein Ziel konzentrierte: der Opposition eine Mehrheit im Parlament zu verschaffen und die Regierung als Verlierer abzustempeln. „Nur noch Rache“ beseele sie, sagt ein Freund, „selbst wenn die Partei dabei draufgeht“.

Tatsächlich hat es Timoschenko aus dem Gefängnis heraus geschafft, einen Teil der zerstrittenen Opposition in eine Einheitsfront zu zwingen. Deren Kern besteht aus ihrer Vaterlandspartei und der Front für den Wechsel von Ex-Minister Jazenjuk. Jazenjuk hat die Rolle Timoschenkos übernommen: Er führt die „Vereinigte Opposition“ in den Kampf um jene 225 Sitze, die an Parteien vergeben werden. Später, im Parlament, soll die



**„Nur noch Rache beseelt sie, auch wenn die Partei dabei draufgeht.“**

Regimegegnerin Timoschenko im Krankenhaus (Videoausschnitte)





Demonstration rechter Nationalisten in Kiew

ALEXEI FURMAN / RIA NOVOSTI

Gruppe mit der Reform-Allianz von Vitali Klitschko zusammenarbeiten und mit den Nationalisten der Freiheitspartei. Nach letzten Umfragen liegt diese Dreierkoalition vor der des Präsidenten.

Die restlichen 225 Sitze werden per Direktmandat in den Provinzen vergeben. Um die Chancen der Regimegegner zu erhöhen, hat Timoschenko von ihrer Partei verlangt, eigene Kandidaten zurückzuziehen, wenn andere Oppositionelle besser dastehen. Am vorvergangenen Sonntag nahmen ihre Genossen brav 26 Kandidaten aus dem Rennen – zugunsten der Partei von Vitali Klitschko, dessen Leute in mehreren Kreisen vorn liegen.

Würde es die Opposition schaffen, die Mehrheit zu erringen, könnte sie ihr bereits fertiges Amnestiegesetz durchbringen – aber nur, wenn sie satte 300 Stimmen hätte. Das würde dann die Gefängnistore für Timoschenko öffnen und ihr die Revanche gegen Janukowitsch ermöglichen – zur Präsidentenwahl 2015. Und nur um die geht es ihr. Aber wird die Einheitsfront über den Wahltermin hinaus halten? Unablässig schickt Timoschenko ihrem Statthalter Jazenjuk Briefe aus dem Gefängnis: Ihr eige-

nes Porträt müsse weiterhin auf den Straßen zu sehen sein, steht darin. Der Ex-Minister lehnt das ab, sein Verhältnis zu Julija ist schlecht, auch er will Präsident werden.

Auch Klitschko gibt sich spröde. Er fühlt sich im Aufwind, seit er Timoschenkos Partei in den Umfragen von Platz zwei verdrängt hat. Was keineswegs an seiner Forderung „Europäische Standards für alle“ liegt. Aber die Wähler haben im Fernsehen gesehen, wie Klitschko seinen Weltmeistertitel verteidigt hat. Sie halten ihn für einen guten Burschen, mehr nicht.

Die Gefangene Timoschenko weiß, dass sie ihre Genossen zur Geisel der eigenen Ambitionen macht, aber es ist ihr offenbar egal. Die meisten Abgeordneten ihrer Vaterlandspartei, die bereits im Parlament sitzen, würden unter normalen Umständen wieder dort einziehen. Nach dem Kompromiss mit Klitschko und anderen Oppositionsparteien aber werden viele ihr Mandat verlieren. Sollten jedoch jene, die dank Timoschenko nun Abgeordnete werden, sie später auch im Kampf um die Präsidentschaft unterstützen? Man darf das bezweifeln.

Die Ex-Premierministerin nimmt auch in Kauf, dass am 28. Oktober möglicherweise etwas Revolutionäres passiert. Erstmals in der Ukraine und im postsowjetischen Raum könnten rechtsextreme Kräfte ins Parlament einziehen: die Ultranationalisten der Freiheitspartei. Die Enttäuschung der Ukrainer über die Orange Revolution hat sie nach oben geschwemmt, in den galizischen Regionen stellen sie bereits viele Bürgermeister. Nicht zuletzt Timoschenko hat die Rechten hoffähig gemacht, sie braucht sie nun auch für ihre Parlamentsmehrheit.

Der Lemberger Arzt und Jurist Oleg Tjagnibok, 43, ist Vorsitzender der Frei-

heitspartei, ein ukrainischer Jörg Haider. An diesem Oktobertag hat er der Presse die ersten Gesetzesentwürfe seiner Partei vorgestellt, sie betreffen die Rentenpolitik, Bodenspekulation, den Kampf gegen die Oligarchen. „Wir haben einen sozialen Plan“, sagt Tjagnibok, um Sachlichkeit bemüht. Er will den Paria-Geruch seiner Partei vergessen machen. Vergessen machen, dass sie in der Tradition jener Organisation Ukrainischer Nationalisten steht, die zeitweise mit Hitlers Wehrmacht zusammenarbeitete. „Die Ukraine den Ukrainern“, lautet die Losung der Freiheitspartei. Sie hält Russen wie Juden für Okkupanten.

Auch im Studio von TVi sind die Rechten nun häufig zu Gast. Doch niemand weiß, wie viele Ukrainer überhaupt noch das Programm sehen. Seit TVi aufdeckte, wie die Partei des Präsidenten überall im Land Wähler kauft, flog der Sender aus 97 der 500 ukrainischen Kabelnetze. Von der Regierungspartei bekommt er keine Werbespots mehr, in diesem Jahr wird TVi ein Minus von umgerechnet sechs Millionen Euro verkraften müssen.

Als der Staat jüngst binnen zehn Tagen 370 000 Euro Steuernachzahlung forderte, wandte sich der Senderchef an die Zuschauer. In nur einer Woche kamen drei Viertel der Summe als Spenden herein. Es war ein gutes Zeichen für die Ukraine.

CHRISTIAN NEEF



**Video:**  
Christian Neef über Timoschenkos Macht

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. [spiegel.de/app432012ukraine](http://spiegel.de/app432012ukraine)



# „Willste kaufen?“

**GLOBAL VILLAGE:** Ein Besuch auf den illegalen Märkten der Stadt am Vesuv

**D**ie verbotene Stadt beginnt im Rücken von Giuseppe Garibaldi. Die Bronzestatue des Vorkämpfers für die Einheit Italiens steht auf dem Bahnhofplatz, hinter ihr zeigt sich das zweite Gesicht Neapels.

Dieses Gesicht spricht viele Sprachen: Chinesisch, Rumänisch, afrikanische. Es ist sehr laut hier und hell, alle tragen Sonnenbrillen, aber niemand scheut das Tageslicht. Verbotener Handel wird geduldet, die Neapolitaner schauen weg. Auf dem größten illegalen Markt der Stadt stehen junge, hochgewachsene Männer aus Ghana hinter Hunderten Tapeziertischen. Sie verkaufen gefälschte Designertaschen „Made in Italy“, in China produziert, auf Containern landen sie im Hafen an. „Roba buona“, schreien die Afrikaner, beste Ware, „Chanel-Gucci-Prada-Bulgari“, gut gefälscht, spottbillig.

„Vu' Cumprà“ werden die Händler abfällig genannt, „willste kaufen?“. Sie verticken ihre Taschen auch in Rom, Florenz und Venedig, wo sie sie auf Bettlaken ausbreiten, um sie notfalls schultern zu können bei Polizeikontrollen. In Neapel jedoch, Stadt der Camorra, herrscht keine Gefahr. Hier werden sie in Ruhe gelassen von den Polizisten, die mit Blaulicht vorbeifahren und doch nie aussteigen.

Unter die Afrikaner mischen sich die „Paccottari“, Päckchenpacker, mit iPads und Smartphones. Paccottari sind darauf trainiert, die Kunden abzulenken. „Schauen Sie dort, Polizei“, rufen sie, um dann, unbemerkt, die Ware auszutauschen. Der Kunde zahlt 300 Euro für ein iPad, nimmt die Tüte mit dem Originalkarton, der aber ist gefüllt mit Styropor und Steinen.

Wer sich auf die Reise zu den illegalen Märkten der Stadt macht, sieht ein hartes, ungerechtes, ein gewalttätiges Neapel. Er sieht die Wucherungen der Globalisierung, eine rasant wachsende Schattenwirtschaft. Er wähnt sich in einem Labor der Zukunft, auch andere europäische Großstädte könnten so ver-schlumen wie diese.

Ein paar Straßen weiter, am Eingang der Metro, die Touristen an die Amalfi-Küste bringt, liegt die Via Sopramuro, das Mekka der Unterwelt Neapels. Hier werden Fische verkauft und geschmuggelte Zigaretten, 17 Euro die Stange. Auch Frauen, ein Date kostet selten mehr als 20 Euro.

Am alten Stadttor schließlich liegt der „Markt der Überlebenden“. Die Ärmsten der Armen verkaufen Zivilisationsmüll, den keiner mehr haben will, nicht mal hier. Es sind Rumänen in speckigen Lederjacken, sie schieben Kinderwagen, dar-

bekämpfer Roberto Saviano, dessen Buch „Gomorra“ hier spielt.

Weil sie diese Orte cool finden, sagt Alfano, weil sie das Abenteuer suchen, die Gefahr. Alfano will nicht, dass die Märkte zur Folklore werden wie die Camorra und die Müllberge. Deshalb hat er sich die Tour ausgedacht, er will warnen, er will, dass sich Neapolitaner nicht gewöhnen an diese rechtsfreien Räume, wo jeder macht, was er will. Er glaubt nicht an Anarchie, er sagt: „Ungehorsam, Chaos und Angst sind der Humus, in den

das organisierte Verbrechen seine Wurzeln treibt.“ Neulich hat er einen Brief an Italiens Innenministerin geschickt, er schlug darin vor, dass der Staat die Viertel zurückerobert, Quartierspolizisten einsetzt und Videokameras. Es war nicht sein erster Appell.

Seine Tour führt weiter durch die „Chinesenstraße“, kaum ein Haus wird dort noch von Italienern bewohnt, das stadtbekannte Brautmodengeschäft hat ein Höker aus Wenzhou gemietet. Die Straße mündet in eine Piazza, auf der sich jeden Sonntag Neapels Altenpflegerinnen zum Picknick treffen.

Es sind Ukrainerinnen, Moldauerinnen, wer sich zu ihnen setzt, sieht, wie

jugendliche Rowdys mit ihren Vespas über den Platz jagen und sie beschimpfen und begrapschen. Sie wehren sich nicht, auch sie sind illegal hier und wechseln für 350 Euro im Monat bettlägerigen Neapolitanern die Windeln. Nach dem Picknick laufen sie über die Via Abate, noch eine Etappe der Tour. Sie kaufen Schmuggelzigaretten und raubkopierte Hollywood-Romanzen, an Wochenenden geht es hier zu wie auf der Kirmes.

Das illegale Neapel schließt pünktlich um 14 Uhr, was bleibt, ist ein Meer aus Plastiktüten. Die Fischhändler schütten ihr Eis in verstopfte Gullys, unter den neonbeschiedenen Madonnen-Altären in den Gassen zählen die Prostituierten ihr Geld. Es muss reichen bis morgen, danach beginnt alles wieder von vorn.

FIONA EHLERS



**Afrikanische Prostituierte:** Ein Date für 20 Euro

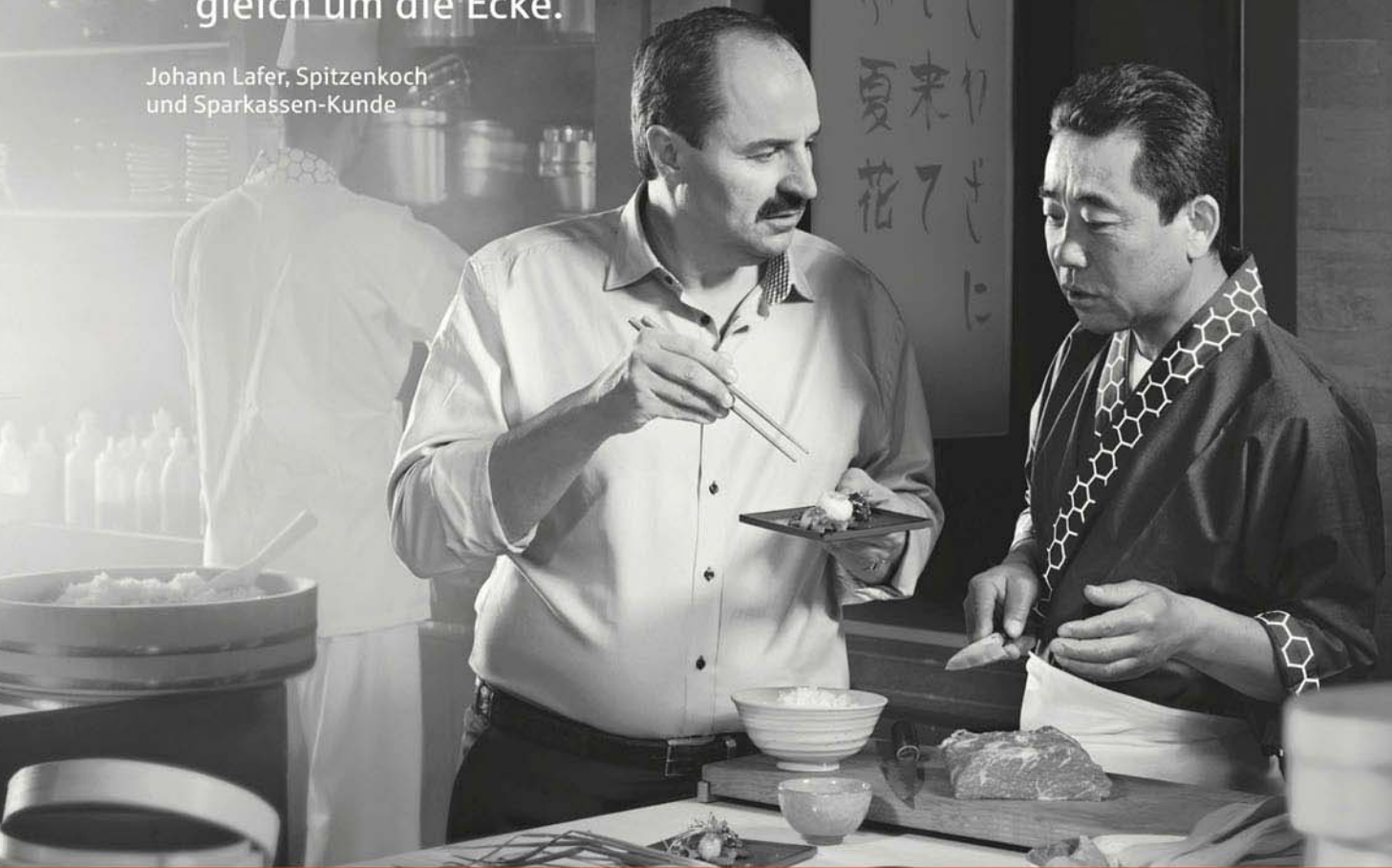
in Kartons mit ausgelatschten Schuhen und Computerkabelsalat aus den neunziger Jahren. Sechs Etappen umfasst die „Illegal Tour“ durch das verbotene Neapel. Die Route ist 1,5 Kilometer lang und dauert 90 Minuten, sie steht im Internet, man kann sie nachlaufen. Entwickelt hat sie Antonio Alfano, 58, Gründer des soziokulturellen Vereins „No Comment“.

Alfano stammt selbst aus diesem Gassengewirr, nachdem seine Mutter gestorben war, lebte er im Waisenhaus, aber es ist etwas aus ihm geworden, Krankenpfleger, achtfacher Großvater. „Weil es Ordnung in meinem Leben gab und Regeln“, sagt er, „und einen Pfarrer, der mir sagte, dass ich was taue.“ Alfano war aufgefallen, dass immer mehr Neugierige durch die illegalen Viertel zogen, Deutsche und Spanier mit Kameras, Fans von Mafia-



„Inspiration für meine Gerichte  
finde ich auf der ganzen Welt.  
Die beste Vermögensberatung  
gleich um die Ecke.“

Johann Lafer, Spitzenkoch  
und Sparkassen-Kunde



## Die Finanzberatung der Sparkasse – Vermögen braucht Vertrauen.

Sparanlagen. Wertpapiere. Immobilien.



Bei der größten Finanzgruppe Deutschlands sind die Vermögensspezialisten nicht nur erfahren, sondern auch immer in Ihrer Nähe. Wir analysieren Ihre Bedürfnisse individuell und bieten von Sparanlagen, Wertpapierberatung bis Portfoliomanagement optimale Lösungen aus einer Hand. Mehr Informationen in Ihrer Geschäftsstelle oder unter [www.sparkasse.de](http://www.sparkasse.de).  
**Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**

# Die ferrariroten Kommunisten

Die Chinesen gelten als Sieger der globalen Finanzkrise, als Hoffnung wie Bedrohung der deutschen Industrie. Peking will mehr sein als die Werkbank der Welt. Doch jetzt stottert auch der Motor Chinas. *Von Erich Follath und Wieland Wagner*



## TEIL II

Das passiert nur einmal im Jahrzehnt: Das Regime in Peking wechselt im November seine Führung aus, Beginn auch einer neuen Politik? Der zweite Teil der SPIEGEL-Serie schildert Chancen und Gefahren der wirtschaftlichen Entwicklung im Reich der Mitte – und die enorme Bedeutung, die das gerade für Deutschland hat.

Wer Herrn Huang besucht, einen der reichsten und umstrittensten Männer der Volksrepublik China, muss sich auf Überraschungen gefasst machen. Beispielsweise auf vier Paar Bergstiefel gleich hinter der Tür zu seinem Büro, aufgereiht wie Ausstellungsstücke. „Mit denen war ich am Südpol und am Nordpol und zweimal auf dem Mount Everest“, sagt der Hausherr und zeigt stolz auf eine ganze Reihe von Fotos, die seine Abenteuer bestätigen. In den nächsten Räumen turnen zwischen Buddha-Statuen in einem Käfig Rhesusaffen, in einem anderen tummeln sich Zwergkaninchen, in einem an die Wand gelehnten Großaquarium drehen kleine Haie ihre Runden. Die Boa constrictor ist gerade beim Tierarzt.

„Ich liebe die Natur“, sagt der Unternehmer, dessen geschätztes Vermögen sich auf gut eine Milliarde Dollar beläuft. Huang Nubo, 56, Chef der von ihm gegründeten Zhongkun-Investmentgruppe, hat eine Marktlücke entdeckt: Er baut Urlaubs-Resorts, alles bevorzugt ökologisch. So profitiert er von der neuen Reiselust und dem „grünen“ Bewusstsein der wohlhabenden chinesischen Ober- und Mittelschicht.

Im Zeitraffer erzählt er seine Lebensgeschichte, während eine Siamkatze auf seinem Schoß schnurrt: Vollweise mit 13, der Vater beging 1960 nach einem Streit mit einem Parteisekretär Selbstmord, die Mutter starb später vor Gram; Studium an der Peking-Universität; Parteieintritt aus Karrieregründen, Ernennung zum





Ferrari-Show auf der historischen Stadtmauer von Nanjing

Kader der Propaganda-Abteilung der Kommunistischen Partei; Rückzug aus der Politik und Firmengründung.

„Als Unternehmer ist man freier als in der Politik und kann in der Regel auch mehr bewegen“, sagt der Mann, dessen Parteinähe beim Aufbau des Geschäfts sicher nicht geschadet hat. Aber er betont

## Wirtschaftskraft

Chinas Bruttoinlandsprodukt (BIP) nominal, in Mrd. Dollar



307 1985

Quelle: IWF

auch: „Chinas Gesellschaft hat sich ungleich entwickelt, das ist nicht gut, sie kennt zu viele Verlierer.“ Deshalb gibt Huang einen erheblichen Teil seiner Gewinne an Bedürftige weiter. Mit einem publizierten jährlichen Spendenaufkommen von etwa fünf Millionen Dollar gilt er als einer der großzügigsten Wohltäter des Landes.

Dass sein neuestes Projekt so bittere Kontroversen hervorgerufen hat – Huang kann es nicht fassen. „Das Misstrauen, das man mir und der gesamten chinesischen Nation entgegengebracht hat, finde ich sehr kränkend.“ Es geht um Island, genauer gesagt um einen fast jungfräulichen Landstrich mit Wasserfällen und Schneebergen im Nordosten der Insel. Grimsstadir a Fjöllum heißt der Platz. In diese wildromantische Einöde hatte sich Huang bei einem Besuch verliebt. Er wollte ein 30 639 Hektar großes Gelände erwerben und dort rund 200 Millionen Dollar investieren. Zur Planung gehörte ein 120-Zimmer-Hotel, ein Golfplatz, eine Reitanlage, alles erreichbar von einem eigens gebauten Flughafen.

Ausverkauf, rief da empört ein Teil der Öffentlichkeit im Nato-Land, sah drohende geopolitische Verstrickungen. Ein Kommentator verglich den Unternehmer gar mit Dr. No, dem Bösewicht aus dem James-Bond-Film. Huangs Parteiverbindungen wurden angeführt, um die Theorie von einem auf Island angesetzten Agenten zu stützen, die „auffällige“ Nähe des Geländes Grimsstadir zu einem Tiefseehafen machte viele misstrauisch: Wollte da einer im KP-Auftrag einen Stützpunkt für chinesische Polar-Ambitionen errichten?

Huang's erste Begeisterung für sein Europa-Projekt ist weg. Und so zieht sich der Touristenmanager mehr und mehr auf seine dritte Leidenschaft neben dem Geldmachen und der Natureroberung zurück: aufs Dichten. Mehrere Bände mit seinen Versen sind bereits erschienen, preisgekrönt. „Wessen lächelndes Gesicht wäre keine Maske / Und wessen Himmel kein Exil“, fabuliert er nachts, wenn die Mitarbeiter gegangen sind, allein zwischen Haien und Zwergkaninchen.

Die Befürchtungen mancher Isländer mögen nach Paranoia klingen, aber sie kommen nicht von ungefähr. Denn die Volksrepublik und ihre Unternehmer schlagen weltweit bei Akquisitionen aller Art zu, und sie handeln dabei oft strategisch. Erwerben Agrarland in Mosambik, Kupferminen in Afghanistan, Häfen in Griechenland. China kauft sich die Welt – und sieht gerade die jetzige Wirtschaftskrise in Europa und den USA als historische Chance, diese Offensive energisch voranzutreiben. Im ersten Halbjahr 2012 gaben die roten Kapitalisten nach Berechnungen der Finanzagentur PricewaterhouseCoopers für ausländische Firmen-

Gegenüber 2007 ist Chinas Wirtschaftsleistung um das BIP der Bundesrepublik gewachsen.

7298

2011



beteiligungen 23,9 Milliarden Dollar aus – dreimal so viel wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Beispielsweise im Rohstoffsektor. Mitte Juli erwarb der staatliche Energieriese Sinopec fast die Hälfte der Erdöl- und Gasrechte des kanadischen Konzerns Talisman Energy in der britischen Nordsee, 1,5 Milliarden Dollar Kaufpreis. Und fast zur selben Stunde sicherte sich CNOOC, ein weiterer chinesischer Energiegigant, für gut 15 Milliarden Dollar die kanadische Firma Nexen. Von diesen Spezialisten für Tiefseebohrungen erhoffen sich die Pekinger Planer den industriepolitischen Durchbruch, den sie bei der Expansion im Pazifik benötigen. CNOOC ist Chinas Hauptakteur bei der Exploration – in jenen umstrittenen Gewässern, die auch von Nachbarn wie Vietnam, den Philippinen und Malaysia beansprucht werden. Und von Japan, mit dem wegen der Ansprüche sogar ein Krieg droht.

Ein ungebrochener, sich sogar verstärkender Expansionsdrang – das ist die eine Seite der chinesischen Ökonomie. Die andere Seite ist die Wirtschaft in der Heimat – da läuft es lange nicht so gut. Manche sprechen sogar von einer „Blase“, die platzen könnte, sehen die „chinesische Party“ zu Ende gehen. Chinas Motor ist ins Stottern gekommen, die Ökonomie weit entfernt vom durchschnittlichen 10-Prozent-Wachstum pro Jahr in der vergangenen Dekade. In den Monaten von Juli bis September nahm die Wirtschaft nur noch um 7,4 Prozent zu, im siebten Quartal hintereinander ging damit die Wachstumsrate zurück. Der Export stieg im Juli sogar nur noch um ein Prozent, bevor er dann wieder anging.

Was in Zeiten der europäischen Stagnation und der amerikanischen Rekordverschuldung beachtlich klingt, ist für die Volksrepublik besorgniserregend. Denn auch andere Indikatoren enttäuschen derzeit. Der Shanghaier Börsenindex sank auf ein Dreijahrestief, der Anstieg der Industrieproduktion blieb unter den Erwartungen. Ganze Branchen leiden unter geringer Nachfrage – der Bau von Schiffen, das Zusammenbasteln von Weihnachtsschmuck rechnen sich bei den gestiegenen Lohnkosten nicht mehr.

Und so erlebt die Volksrepublik eine Zweiteilung: Ihre Spitzenunternehmen wie Lenovo (Computer), Sany (Maschinenbau) und Huawei, das gerade als Netzwerkausrüster nach Einschätzung mancher Experten Ericsson überholt hat





Sany-Arbeiter vor einem in Changsha produzierten Nutzfahrzeug: „Peking steht an einem Wendepunkt“

FORBES CONRAD/BLOOMBERG/GETTY IMAGES

und zum Weltmarktführer geworden ist, feiern Triumphe. Die übrige Industrie aber muss sich in einem schmerzhaften Prozess weitgehend neu erfinden.

Schluss mit der Werkbank der Welt: Chinas derzeitiges Wirtschaftsmodell müsse „dringend geändert“ werden, heißt es in einem – erstaunlicherweise von der chinesischen Regierung mitproduzierten – höchst kritischen Bericht der Weltbank vom März, den ihr Präsident Robert Zoellick selbst vorgestellt hat. Ohne grundlegende Reformen setze China seine bisherigen Erfolge aufs Spiel. Es gelte, den monopolartigen Einfluss der Staatsbetriebe einzudämmen, die Macht jener Interessengruppen zu beschneiden, die von den „speziellen Beziehungen mit Entscheidungsträgern profitieren: Peking steht an einem Wendepunkt“.

Was in China derzeit schief läuft, zeigt sich eindrucksvoll in Dongguan, der Millionenstadt im Perflussdelta, Heimat des größten Kaufhauses der Welt. Auf den 660 000 Quadratmetern der New South China Mall verlieren sich nur wenige Konsumenten, selbst die meisten Läden am zentralen, Venedig nachempfundenen Canal Grande haben dichtgemacht. Chinesische Gondolieri dösen in der Abendsonne, die steinerne „San Francisco Bridge“ wirkt verwaist. Die Mall ist vorbeigeplant an den wahren Bedürfnissen der Menschen. Nun muss nachjustiert

werden, Spezialisierung statt Größenwahn ist angesagt – wie in ganz Dongguan, das lange hinter Shanghai und Shenzhen drittgrößte Exportstadt des Landes war.

Heerscharen von Wanderarbeitern produzierten hier noch vor kurzem fast alles im Überfluss, was Europa und die USA billig konsumieren mochten, von Billiguhren bis Billighandys. Wie ein gigantisches Dickicht wucherte diese Ansammlung von Werkhallen und Wanderarbei-



Unternehmer Huang in Peking  
„Es gibt in China zu viele Verlierer“

ter-Unterkünften in der südchinesischen Exportprovinz nahe Hongkong.

Doch jetzt ist dieses Dongguan dabei, zum Auslaufmodell zu werden. Hunderte Billigbetriebe gingen pleite. Das liegt an der mangelnden Kauflust der krisengeplagten Amerikaner und Europäer, aber auch daran, dass sich die Volksrepublik – ähnlich wie einst Japan und Südkorea – mit Riesenschritten zu einer reiferen und auch schnell alternden Industriegesellschaft wandelt. Die Folgen: steigende Löhne und höhere Kosten, Arbeitskräftemangel in einigen Branchen sowie strengere Arbeitsschutz- und Umweltauflagen. Viele Hersteller von Schuhen und Spielzeug sind bereits in preisgünstigere Länder abgewandert, nach Vietnam oder Kambodscha.

Für Chinas Vordenker gilt es, in Sachen Zukunftssicherung Berge zu versetzen – und das tun sie, im wahrsten Sinn des Wortes. Ein riesiges rotbraunes Areal, das derzeit am Rand Dongguans auf abgetragenem Erdreich entsteht, soll eine „Startrampe in das hochtechnologische Zeitalter der Volksrepublik“ werden und den Namen Dongguan „weltweit zu einem Begriff auch für Nobelpreisträger“ machen, sagt Zhang Bingyun, Prophet einer neuen Ära. Er ist Kernforscher. In weniger als sechs Jahren will er hier mit Hunderten Kollegen Chinas erste Spallations-Neutronenquelle in Betrieb nehmen. Es

KATHARINA HESSE / DER SPIEGEL



existieren erst vier derartige Anlagen weltweit, in den USA, Großbritannien, der Schweiz und Japan.

„Wir werden gewaltige Fortschritte machen bei der Entwicklung neuer Werkstoffe, aber auch in der Biotechnologie, der Genetik“, prophezeit der Wissenschaftler. In Dongguan, so hofft er, werden sich dann private Hightech-Firmen ansiedeln und Produkte weiterentwickeln. Zunächst aber ist es eben wieder der Staat, der hier baut. Mit ihrer Investition wollen die KP-Planer die vielbeschworene „heimische Innovation“ vorantreiben, Kreativität auf Befehl. Sie hoffen auf einen Bill Gates der Kommandowirtschaft.

Und somit ist die Baustelle auch ein Schlachtfeld der Ideologen. Hinter den Kulissen streiten sich die Planer der Partei um die Frage, was das Land braucht: mehr gut zu regulierenden Staatskapitalismus und Malocher-Massen, vom Land in die Städte geschickt, um immer effektiver für den Rest der Welt zu produzieren? Oder mehr schwerer kontrollierbare Privatunternehmen mit Hightech-Potential, die aber auch leicht zu politischen Unruheherden werden, den Absolutheitsanspruch der KP untergraben könnten?

Der politisch-ökonomische Mix, der Chinas Wirtschaftswunder der vergangenen drei Jahrzehnte gefördert hat, war ideal dafür, eine arme, unterentwickelte Nation nach vorn zu katapultieren. Er eignet sich aber nicht, um ein zunehmend reiches und industrialisiertes Land zu entwickeln.

Ein grundlegender Mangel des bisherigen Modells liegt darin, dass die Bürokraten den Geldfluss manipulieren und die entscheidenden Preise festlegen – die Zinsrate etwa oder den Außenwert der Währung – und nach Gutdünken billiges Geld in die Wirtschaft pumpen. So werden auch Staatsbetriebe am Leben gehalten, die längst hätten bankrottgehen müssen. Private Haushalte horten Geld, statt den Konsum im Land zu stützen, ein rudimentäres und mangelhaftes Gesundheits- und Pensionssystem zwingt sie zur Vorsicht.

Im vergangenen Jahr blieb der Partei nichts anderes übrig, als den künstlich mit Staatsgeldern für Infrastrukturprojekte angeheizten Boom zwischenzeitlich abzukühlen – besonders auf dem Immobilienmarkt. Die Kaufpreise für Wohnungen waren schwindelerregend angestiegen.

## Exporte

aus China, in Mrd. Dollar

27 1985



Quelle: UNCTAD

Ein Teufelskreis, denn ein wesentlicher Teil der chinesischen Volkswirtschaft hängt am Bauboom. 2011 brach die Nachfrage bei Betonherstellern und Stahlkochern ein. Weil gleichzeitig Steueranreize ausgelaufen sind, ließ auch die chinesische Kauflust für Autos nach. Besonders hart traf die Flaute einheimische Billigmarken wie BYD („Build Your Dreams“). Der Konzerngewinn sank im ersten Halbjahr gegenüber 2011 um über 90 Prozent, selbst Manager stießen Firmenaktien ab.

Premier Wen Jiabao hat erkannt: „Es gibt strukturelle Probleme in Chinas Ökonomie, die zu einer ungleichen, unkoordinierten und unhaltbaren Entwicklung führen.“

Aber als er, wie vor zwei Jahren geschehen, die Gedanken einer Neustrukturierung der Wirtschaft einmal wagemutig an eine politische Liberalisierung knüpfte, wurde er von den staatlichen Medien totgeschwiegen. Und Wen wehrte sich nicht einmal. Beim 18. Parteikongress, bei dem jetzt in Peking die personellen Weichen – und vielleicht auch einige politische – neu gestellt werden, tritt er nicht mehr an.

**B**leiben noch die Auslandsgeschäfte. „Schwärmt aus“, heißt dazu die Parteidirektive. Und auch in Sachen Unterhaltungsindustrie ist China sehr aktiv. Der Konzern Wanda kaufte im Mai 2012 für 2,6 Milliarden Dollar die amerikanische Kinokette AMC. Amerikanische Sportskanonen müssen sich nicht mehr überlegen, ob die Chinesen in ihr Allerheiligstes eindringen könnten – es ist bereits passiert: Ende Juli wurde die Computerfirma Lenovo, die sich früher schon die PC-Sparte von IBM gesichert hatte, Technologie-Sponsor der National Football League. Auch den italienischen Luxusyacht-Produzenten Ferretti sicherte sich ein Peking Staatsunternehmen.

Und ein bisschen ist selbst Micky Maus schon ein Chineser, Donald eine Peking Duck: Der Disney-Konzern ebenso wie Steven Spielbergs Animationsfabrik DreamWorks sahen sich, um den Anschluss an den wichtigen Markt in Fernost nicht zu verpassen, gezwungen, Shanghaier Partner zu suchen.

Auf dem langen Marsch an die Spitze der globalen Hightech-Industrie haben Chinas kapitalistische Kommunisten besonders ein Ziel im Visier: Deutschland. Während einige rückwärtsgewandte Parteistrategen vor zu viel Einfluss des westlichen Auslands warnen, fordern heimische Vordenker wie der Ökonom Li Daokui die Landsleute offen dazu auf, dem „herausragenden deutschen Modell“ nachzueifern. Wenn Li an Berlin denkt, gerät er ins Schwärmen, er sieht dort trotz globaler Finanzkrise und Euro-Turbulenzen bei allen wichtigen Indikatoren nur Positives.

2009 hat China Deutschland als Exportweltmeister abgelöst, seitdem stieg das Exportvolumen um 58 Prozent.

1899 2011



China verfügt über die größten Devisenreserven der Erde, eine Drei-Billionen-Dollar-Schatzschatulle, und aus der schöpft es beim Firmenankauf zwischen Rhein und Oder, Schleswig-Holstein meerschlingen und bayerischen Bergen nicht zu knapp. Der schwächelnde Euro macht für die Chinesen aus der Einkaufstour geradezu eine Schnäppchenjagd: 84 Akquisitionen im Jahr 2009 – als die Volksrepublik erstmals Deutschland als Exportweltmeister abgelöst hat – stehen 158 im Vorjahr gegenüber.

Den Chinesen geht es vor allem um den Erwerb des neuesten technischen Know-how. In den vergangenen Monaten wechselte gleich eine Handvoll deutscher Autozulieferer in fernöstliche Hände. Ende August wurde bekannt, dass sich der chinesische Baumaschinenkonzern Shandong Heavy Industry über eine Tochterfirma den Wiesbadener Gabelstapler-Produzenten Kion gesichert hat. Und nach langen Debatten haben die Düsseldorfer Betreiber des Mobilfunknetzanbieters E-Plus den Netzausbau in Deutschland dem Peking Unternehmen ZTE überlassen. Nach Brancheninformationen unterbot es die Angebote der westlichen Platzhirsche Ericsson und Nokia Siemens Networks um fast die Hälfte.

Aber die strategisch wohl wichtigste Investition dieses Jahres für die Chinesen war im Januar eine deutsche Traditionsfirma im Werkzeugbau, Weltmarktführer in der Branche. Der Baumaschinen gigant Sany erwarb den schwäbischen Betonpumpenhersteller Putzmeister in Aichtal bei Stuttgart – zum ersten Mal gelang es den Kaufleuten aus dem Reich der Mitte damit, einen der „Hidden Champions“ des deutschen Mittelstands zu schlucken. Inklusive Nebenkosten ließen sich die Chinesen die Perle rund eine halbe Milliarde Euro kosten.

Liang Wengen, 56, hat den Deal eingefädelt. Er ist der erfolgreichste chinesische Pionier in Deutschland und gehört in seiner Heimat mit 8,1 Milliarden Dollar Vermögen zu den fünf reichsten Männern des Landes. Der Sany-Boss ist ein ganz anderer Typ als der schillernde Unternehmer-Poet Huang: nüchtern, zielbewusst, immer ganz nah der Macht. Ein Selfmade-man. Einst flocht er in seiner Heimatprovinz Hunan Bambuskörbe, dann arbeitete er sich in einer Waffenschmiede hoch, später baute er eine kleine Fabrik für Schweißwerkzeuge auf. Frühzeitig Parteimitglied, erhielt er neben der Auszeichnung als „vorbildlicher Privatunterneh-

mer“ auch den Titel „Baumeister des Sozialismus mit chinesischem Charakter“.

Liang ist der Wirtschaftsführer, mit dem sich Politiker wohlfühlen und den sie gern an ihrer Seite haben. Er durfte beispielsweise Xi Jinping, den Vizepräsidenten und designierten neuen Partei- und Staatschef, in die USA begleiten. Beim Parteitag soll Liang jetzt als erster Privatunternehmer ins Zentralkomitee der Partei aufrücken, in den illustren Kreis der Mächtigsten.

Sitz der Firma, die fast 70 000 Mitarbeiter beschäftigt, ist Changsha, berühmt, weil Mao Zedong hier sechs Jahre studiert hat und in der Nähe sein Geburtshaus steht. Dutzende Andenkenläden verkaufen kleine Abbilder des Revolutionärs, in der Stadtmitte Changshas steht ein überdimensionales Denkmal des Großen Vorsitzenden, mit der ausgestreckten rechten Hand scheint er seinem Land die Richtung zu markieren.

Doch von Maos gleichmacherischen Gedanken ist wenig übrig geblieben. Gefragt ist nicht mehr der neue Mensch, den er einst schaffen wollte, sondern der Mensch, der sich öfter etwas Neues leisten kann.

Das moderne Gebäude, in dem Vizefirmenchef Xiang Wenbo residiert, heißt „Dangwei Lou“, „Haus des Parteikomitees“, weil der Direktor gleichzeitig als

KP-Chef agiert, aber es ist mindestens so luxuriös eingerichtet wie das Chefzimmer eines Dax-Konzerns: schwere, dunkle Mahagonimöbel, moderne Kunst an den Wänden. Jenseits der Glaswand erstreckt sich ein Park mit Bambussträuchern und Zierteich. Auf dem Parkplatz stehen vier Maybach-Limousinen.

Xiang strotzt vor Selbstbewusstsein, aber auch vor patriotischem Eifer. Mit einer nationalistischen Internetkampagne hat er erfolgreich den schon beschlossenen Plan des amerikanischen Großinvestors Carlyle verhindert, die Mehrheit an seinem chinesischen Wettbewerber Xugong zu übernehmen. „Wir können alles verkaufen, nur nicht unser Land“, bloggte Xiang damals polemisch.

Und warum, bitte, soll sich nun „Deutschland an China verkaufen“, warum liegt der Putzmeister-Deal so anders?

Da muss Herr Xiang schmunzeln. Er beantwortet die Frage, indem er sie umgeht. „Ich bin überzeugt davon, dass der deutschen Industrie gar nichts anderes übrigbleibt, als sich mit chinesischen Großfirmen wie mit Sany zusammenzutun“, sagt der Sany-Chef. Deutschland besitze die überlegenen Technologien, meint er, aber China kontrolliere einen Riesenmarkt. Ohne den könnten deutsche Firmen nicht im nötigen Ausmaß expandieren und Gewinne einfahren.

Richtig ist, dass die Volksrepublik für viele deutsche Unternehmen besonders in den weltweiten Rezessionsjahren 2008 und 2009 zum Rettungsanker wurde. Dank der massiven staatlichen Konjunkturfürhilfe blieb China flüssig, Chemieunternehmen wie BASF und vor allem die Autokonzerne VW, BMW und Daimler steigerten sogar ihren Absatz; längst schon werden im Reich der Mitte mehr Volkswagen verkauft als in der Heimat.

Aber der Erfolg hat seinen Preis. Peking verlangt von ausländischen Firmen, dass sie vor Ort produzieren, ihr Know-how mitbringen und sich mit einheimischen Partnern zusammenschließen – fast alle der 30 Dax-Unternehmen sind in China aktiv. Und sehr oft wird dieses Hightech-Wissen dann in eigene chinesische Firmen „eingespeist“: Züge, Autos, Werkzeugmaschinen mit ihren abgekupfert Patenten gleichen inzwischen häufig den Ursprungsprodukten wie ein Ei dem andern. Zuletzt soll die Firma FAW in Changchun sogar ein komplettes VW-Getriebe nachgebaut haben. Aus Partnern können so gefährliche Konkurrenten werden – und das schafft böses Blut.

Ein mindestens ebenso großes Problem für westliche Unternehmen ist das chinesische Dumping: Der Staat fördert einzelne zukunftssträchtige Branchen so massiv mit Cash und Krediten, dass diese mit

## Ob Ihr Minijobber im Haushalt eine Hilfe oder eine Gefahr ist, liegt ganz bei Ihnen.

Schon die kleinste Unachtsamkeit im Haushalt kann böse Folgen haben – für alle Beteiligten. Denn eine nicht angemeldete Haushaltshilfe arbeitet illegal und Unfälle passieren schnell. Sichern Sie sich ab, bei minimalen Kosten und maximalen Vorteilen.

Deshalb informieren und anmelden ganz einfach unter [www.minijob-zentrale.de](http://www.minijob-zentrale.de) oder 0355 2902 70799.



Niedrigstpreisen auf dem Weltmarkt alle anderen verdrängen können. So geschehen etwa bei Solarzellen. Vor zehn Jahren noch produzierten die USA 27 Prozent solcher Module, die Chinesen ein Prozent. Jetzt liegt der Weltmarktanteil der Amerikaner gerade noch bei 3 Prozent, aus der Volksrepublik stammen etwa 65 Prozent. Und dort bekriegen sich die Unternehmen in einem ruinösen Wettbewerb, wahrscheinlich wird die Partei nur drei oder vier Große übrig lassen. Washington verhängte jetzt Strafzölle, Peking schlug mit eigenen Strafzahlungen gegen US-Produkte in anderen Branchen zurück – ein Handelskrieg, vorerst auf Sparflamme.

Auch die lange Zeit so erfolgreichen deutschen Solarfirmen kamen wegen der fernöstlichen Schleuderpreise unter die Räder, Tausende Arbeitskräfte gingen verloren. Aber Kanzlerin Angela Merkel vermied bei ihrem Peking-Besuch Ende August – dem zweiten schon in diesem Jahr, an ihrer Seite fast das halbe Kabinett – zumindest öffentlich jede scharfe Kritik an ihren Gastgeber. Sowohl bei Menschenrechtsfragen als auch bei Wirtschaftsproblemen.

Man solle den Solarstreit durch Verhandlungen lösen, schlug sie vor. Und auch die große Delegation mitgereister deutscher Industrieführer zeigte sich zaghaft und zahm. Man dürfe sich bei auf-



#### Präsentation von Computern in Peking

„Progressive Ideen kommen nur aus dem Ausland“

tauchenden Problemen schriftlich an ihn wenden, sagte Chinas scheidender Premier Wen Jiabao, als wäre er ein Briefkastenonkel. Wenige Tage später wurde klar, wie isoliert die Kanzlerin mit ihrem Kuschkurs ist: Die EU ließ sich

nicht mit vagen Verhandlungsangeboten abspeisen, eröffnete ein Anti-Dumping-Verfahren gegen chinesische Solarkonzerne.

Sebastian Bersick, Professor für Internationale Beziehungen an der Shanghaier Fudan-Universität, meint: „Es wäre nicht klug, wenn Deutschland seine bilateralen Beziehungen mit China so weit ausdehnt, dass gerade dieser Erfolg andere EU-Mitgliedstaaten entfremdet.“ Die Berliner Regierung müsse ihren „sinozentrierten Ansatz“ überdenken, ihre Interessen diversifizieren. China und Deutschland – eine Partnerschaft, „so eng, dass es ungemütlich wird“, wie die „New York Times“ kommentiert?

Tatsächlich expandieren deutsche Unternehmen mit Pekings Einwilligung in China mehr denn je. Der Chemieproduzent Lanxess hat gerade in Changzhou sein neues Investment gefeiert, 235 Millionen lässt er sich seine Anlage für synthetischen Kautschuk kosten. Doch so ganz wohl scheint es derzeit nicht allen Dax-

## Spürnase bewiesen. Die Versicherungen der wgv.

Vergleichen lohnt sich.



Echte Spürnasen vergleichen und wechseln schnellstens zur wgv. Bei Top-Service und Leistung können Sie viel Geld sparen. Ob Kfz, Rechtsschutz, Risiko-Leben, Hausrat oder ... Unter 0711-1695-1500 beraten wir Sie gerne über unsere besonders guten und günstigen Angebote – oder Sie nutzen einfach unseren Beitragsrechner unter [wgvd.de](http://wgvd.de). Wechseln. Sparen. Schläuer sein.

Überzeugend gut, gnadenlos günstig.





Unternehmen bei ihren China-Geschäften zu sein. Die neuen BASF-Zahlen etwa sollen enttäuschend sein, die Stimmung wirkt gedrückt. Alle hoffen auf mehr Transparenz durch eine neue Peking-Führung.

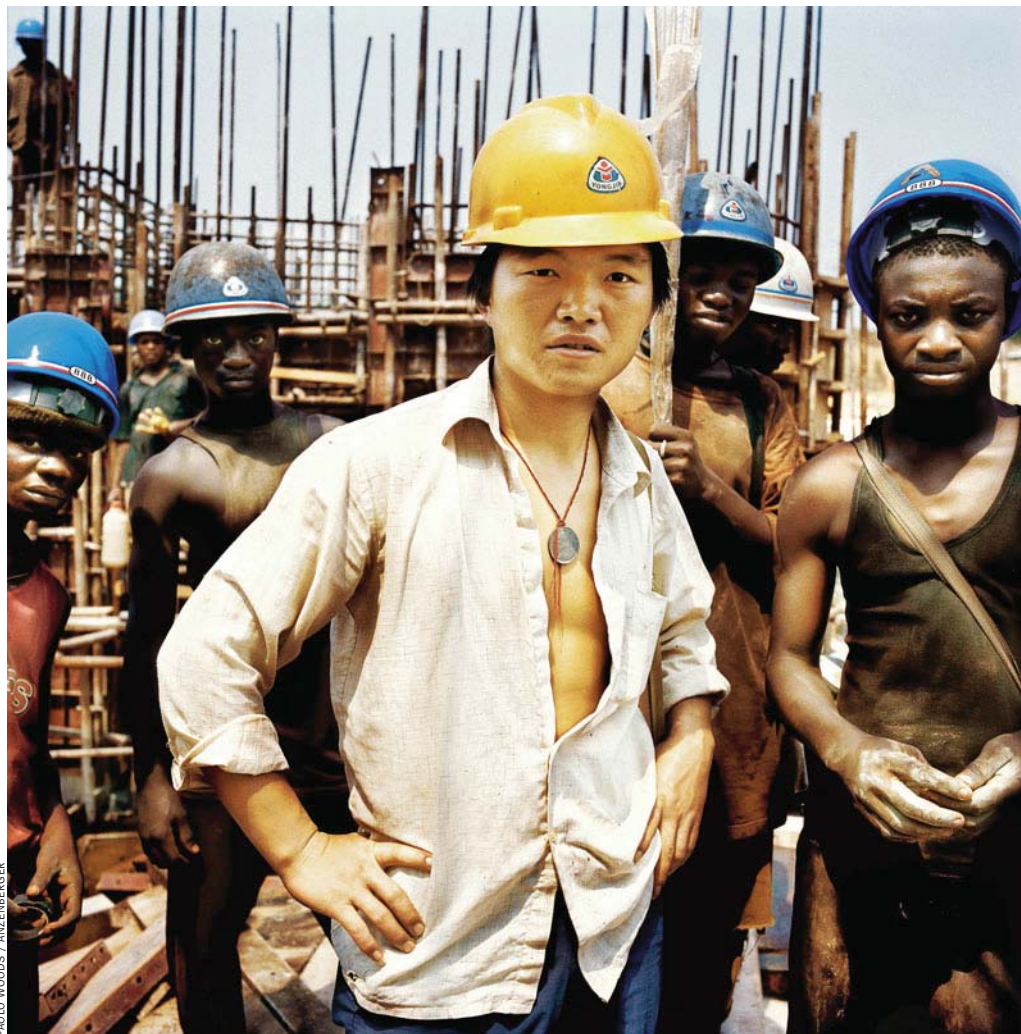
Die größte Hoffnung der Liberalen heißt Wang Yang, 57. Der Parteichef von Guangdong ist derzeit Chinas interessantester Politiker. Er fordert, Chinas Ökonomie mehr in Richtung Privatwirtschaft zu öffnen, und will dazu „den Käfig leeren und die Vögel austauschen“. Er hat in den Fünfjahresplan seiner Provinz ganz amerikanisch das Streben nach Glück aufgenommen, Bürgerproteste unkonventionell im Sinne der Demonstrationen geschlichtet. Und er ist bereit, den Privatunternehmern mehr Freiheiten zuzugestehen. Ob diese Entwicklung eines Tages auch das Monopol der Kommunistischen Partei beenden könnte, dazu schweigt Wang (Spitzname „Kleiner Marschall“) allerdings.

Wer sich zu weit vorwagt, das weiß auch der Reformier, kann seine Aufstiegschancen gefährden. Wang verkörpert das Gegenprogramm zu Bo Xilai, dem Ex-Parteiboss von Chongqing, der mehr Staat und eine Wiederbelebung des Marxismus gefordert hatte. Wang hat Chancen, übernächste Woche beim Parteitag in den Ständigen Ausschuss des Politbüros gewählt zu werden, in das Gremium der Top Neun, das Chinas Zukunft bestimmt. Aber er, der ironischerweise Vorgänger des Verfeimten in Chongqing war, könnte auch noch zum Opfer der Bo-Freunde in der KP werden, die dem Rivalen aus Rache den Aufstieg verwehren.

Man kann tief stürzen in diesem Land ohne Rechtssicherheit. Es ist in der Politik wie in der Wirtschaft ein schmaler Grat zwischen Erfolg und Scheitern, zwischen einem erfolgreichen, KP-gestützten Firmenboss wie etwa Sany-Chef Liang und einer weniger gut Vernetzten, die einmal einen Schritt vom korrekten Weg abgekommen ist – wie Wu Ying.

Sie galt als Chinas Wonder Woman, als die Frau, der alles gelang. Die Bauern-tochter und ehemalige Friseurin hatte sich mit Unternehmerinstinkt eine Kette von Kosmetikstudios aufgebaut. Im Jahr 2006 war sie mit einem Privatvermögen von mehr als einer halben Milliarde Dollar schon weit vorn unter den Reichsten der Volksrepublik – und hatte da noch nicht einmal ihren 26. Geburtstag gefeiert. Doch ihre Karriere endete jäh, sie hatte sich unter dem Versprechen hoher Zinsen bei Privatleuten illegal Kredite beschafft, die sie zum Großteil nicht mehr zurückzahlen konnte.

Im Dezember 2009 wurde sie für ihre Wirtschaftsvergehen zum Tode verurteilt. Das Strafmaß löste selbst in der offiziellen Presse Kritik aus. Im Mai 2012 setzte die



Chinesischer Vorarbeiter auf einer Baustelle in der Republik Kongo: „Schwärmt aus“



Sportwagenclub-Chef Zhang mit seinem McLaren in Peking: „Immer das neueste Spielzeug“



Obrigkeit dann Wus Todesstrafe auf zwei Jahre aus – ein Urteil, wie es kürzlich auch die Gattin Bo Xilais erhielt, sie allerdings für ein Kapitalverbrechen, für den Mord an einem britischen Geschäftsmann.

Die Aufregung um die junge Unternehmerin Wu veranlasste die Pekinger Machthaber immerhin dazu, ein ideologisches Tabu zu brechen. Sie kündigten an, private Schattenbanken zu legalisieren. Die Regelung sollte zunächst nur in Wenzhou gelten, der Hafenstadt, die auch der große Reformers Deng Xiaoping einst gern für besonders kühne Experimente genutzt hatte. Und Premier Wen schien noch weiter gehen zu wollen, er forderte, das Defacto-Monopol der Staatsbanken aufzubrechen. Vom Anbruch einer neuen Ära sprachen da schon manche.

Doch inzwischen ist der Enthusiasmus selbst in Wenzhou einer nüchternen Bewertung gewichen. „Wo sind die wirklichen Erleichterungen für uns kleinere Privatunternehmen?“, fragt Zhou Dewen, Vorsitzender der lokalen Mittelstandsvereinigung. Die Kredite fließen spärlich, die Widerstände aus Peking gegen eine grundlegende Reform seien erheblich. Und wieder einmal ist der Ministerpräsident als reiner Ankündigungs- und Wohlfühlpolitiker entlarvt.

Peking, eine Wohnung im Kader-Bereich, zwischen Stapeln amerikanischer und chinesischer Wirtschaftszeitungen und Bücher (15 hat er selbst geschrieben) ein grimmig lächelnder alter Mann: Besuch bei Mao Yushi, 83, dem von vielen gehassten, von manchen vergötterten Wirtschaftspapst. Eine Art Helmut Schmidt auf Chinesisch.

Der Mann spricht Klartext. Er bezeichnet Mao als „totalitären“ Herrscher, nennt die marxistischen Theorien, die weiterhin an den chinesischen Universitäten gelehrt werden, „hoffnungslos überholt“; Chinas Fortschritt hänge allein am Ausland. „Da kommen alle technologischen Erneuerungen, da kommen die progressiven Ideen her“, sagt er kühl. China muss sich seiner Meinung nach dringend politisch liberalisieren, die KP sich dem Wettbewerb mit anderen Parteien stellen. „Bei uns gibt es keine Garantien für Menschenrechte, keine demokratischen Institutionen, keine wirtschaftliche Planungssicherheit. Deshalb wandern viele unserer begabtesten Unternehmer aus, obwohl China immer noch ein fabelhafter Platz ist, um Geld zu machen.“

## Pkw-Neuzulassungen

in China, in Mio. pro Jahr

0,1 1991



Quellen: Bloomberg, KPMG

Vom kommenden Parteitag erwartet Mao Yushi nicht viel. Die Parteielite werde den privaten Sektor nicht wie erforderlich stärken, sie fürchte um ihre Pfründen. „Wenn Deng noch am Leben wäre, ginge es anders zu. Er wäre neuen Ideen gegenüber aufgeschlossen, er war ein flexibler Mann, für den Problemlösungen im Vordergrund standen, nicht eine Ideologie.“ Mao Yushi hat im Mai in Washington den Milton-Friedman-Preis für „die Förderung von Freiheit“ erhalten – ein Mann, der auf nichts und niemanden mehr Rücksicht nehmen muss.

Ihm machen die zunehmende Überalterung und das Auseinanderklaffen der chinesischen Gesellschaft große Sorgen, die sozialen Spannungen, die daraus entstehen könnten. Nach dem sogenannten Gini-Koeffizienten, der misst, wie ungleich der Wohlstand in einem Land verteilt ist, hat die Volksrepublik ein dramatischeres Arm-Reich-Gefälle als selbst Indien. In China muss mehr als jeder Vierte mit weniger als zwei Dollar am Tag auskommen; andererseits wird das Land schon im Jahr 2015 der größte Markt für Luxusgüter weltweit sein.

Viele Chinesen verbittert die himmelsschreiende Korruption: Es sind vor allem die Verwandten der Politiker, die zu Multimillionären werden – oft ohne erkennbare eigene Leistung.

Jedes Wochenende treffen sich in einer eigenen vornehmen Lounge nahe dem Fußballstadion die Mitglieder des „Beijing Sports Car Club“, gegründet 2009, und da wird gern gezeigt, was man hat. Auf einem gutgesicherten Parkplatz wetteifern Lamborghinis und Ferraris um Aufmerksamkeit. Und Zhang Kuan, 32, der Chef des Clubs, protzt mit seinem dunkelgrauen McLaren MP4-12C (Kaufpreis: mehrere hunderttausend Dollar), den er sich im Mai eigenhändig aus dem Zollhafen von Tianjin abgeholt hat. Für die 700 Mitglieder werden auch Luxustrips nach Las Vegas und London organisiert. Man bleibt unter sich, und wenn man nachts Rennen fährt, dann eigentlich nur gegeneinander. Tagsüber zeigt man sich gern mit einem oder mehreren Models im Arm.

Seinen ersten Wagen hat Zigarrenraucher Zhang 1999 erworben, einen Volkswagen Santana. Dann ging es für ihn schnell aufwärts, und er machte ein Vermögen mit „Investments, Immobilien, Versicherungen“, wie er im Juni gegenüber dem amerikanischen Nachrichtenmagazin „Time“ etwas vage formulierte. Jetzt nennt Zhang, auch politisch gut vernetzt, neben dem Lotus noch mehrere andere Sportwagen wie einen feuerroten Ferrari sein Eigen, er sammelt Luxusuhren. „Die Generation meines Vaters ist nicht so scharf auf die Dinge, die mich umtreiben“, sagt Zhang. „Für ihn heißt

Das ist etwa fünfmal  
so viel wie in Deutschland.

15,2  
Prognose  
2012



Luxus, wenn die ganze Familie sich trifft. Für meine Altersgenossen zählt dagegen immer nur das neueste Spielzeug. So drücken wir uns aus, so leben wir unsere Träume.“

Die provokative Zurschaustellung von Reichtum hat bis vor kurzem fast niemanden gestört, jedenfalls wenige Funktionäre. Doch seit neuestem ist der Begriff „Ferrari“ ein rotes Tuch für viele Politiker, wer ihn im chinesischen Internet sucht, stößt auf eine Firewall. Es läuft nicht gut für die KP und die Vorbereitung ihres Parteitags. Nach der Mord- und Korruptionsaffäre um den Chongqinger Ex-Parteichef Bo Xilai und seine Frau droht nun der Skandal um einen italienischen Sportwagen, seinen Fahrer und dessen Unfall Schatten über die sorgfältig geplante Polit-Show zu werfen.

Der Fall liegt sieben Monate zurück. Ein Ferrari-Pilot verlor in Peking frühmorgens die Kontrolle über den Wagen, womöglich bei Sexspielen. Jedenfalls war der angeblich nackte Fahrer sofort tot; seine Gefährtinnen sollen schwerverletzt überlebt haben. Die Umstände des Unglücks wurden von der Polizei vertuscht. Doch bald schon schwirrte das Internet von Gerüchten, es könnte sich beim Fahrer um den Sohn eines Prominenten gehandelt haben.

Anfang September ließen sich die Details offensichtlich nicht mehr verheimlichen, oder sie wurden von interessierter Seite an die Öffentlichkeit gespielt. Es war der Spross eines Spitzenfunktionärs, der da am Steuer saß und starb: Ling Gu, 23, Absolvent der Peking-Universität. Sein Vater ist der langjährige Sekretär des Partei- und Staatschefs Hu Jintao. Er verlor daraufhin sein einflussreiches Amt als Leiter des Hauptbüros der ZK und wurde auf einen unbedeutenden Posten abgeschoben. Ihn ersetzt Li Zhanshu, enger Vertrauter des designierten neuen „Kaisers“. Der Skandal – zum Machtpoker missbraucht?

Für den in Chicago lehrenden Professor Dali Yang ist jedenfalls eines klar: „Die chinesischen Politiker sind äußerst besorgt darüber, dass die Partei so eng mit teuren Autos und Uhren, mit diesen Accessoires von Macht und Korruption, in Zusammenhang gebracht wird. Sie wollen mit allen Mitteln verhindern, dass sich der Volkszorn gegen sie richtet.“

### Lesen Sie im nächsten Heft:

Ein General fällt aus der Rolle – Warum der Militär-Etat so dramatisch wächst – Welteroberung mit Konfuzius

AUTOREN

## „Auf Jahre blockiert“



*Der Kafka-Biograf Reiner Stach, 61, über die Entscheidung eines Gerichts in Tel Aviv, den Nachlass von Kafkas Freund Max Brod für Israel zu reklamieren*

**SPIEGEL:** Herr Stach, was bedeutet das Urteil einer Familienrichterin in Tel Aviv, den Nachlass von Max Brod der Nationalbibliothek in Jerusalem zuzusprechen?

**Stach:** Eine große Enttäuschung, nachdem die Kafka-Forschung über Jahrzehnte auf dieses Material gewartet hat. Eva Hoffe, die Tochter von Brods Sekretärin, ist die jetzige Besitzerin des Nachlasses. Sie will das Urteil anfechten. Der Weg durch die Instanzen könnte nun weitere Jahre dauern.

**SPIEGEL:** Worin liegt die Bedeutung des Brod-Nachlasses für Sie als Kafka-Biograf?

**Stach:** Bedeutsam sind vor allem die frühen Tagebücher Brods, der Kafka als 19-Jährigen kennenlernte. Und wir wissen, dass er schon ab 1901 viel über Kafka notiert hat – Informationen, die nun auf Jahre durch Prozesse blockiert sein dürften.

**SPIEGEL:** Von Kafka selbst gibt es keine Manuskripte im Nachlass?

**Stach:** Nein, allenfalls ein paar Zeichnungen, die man noch nicht kennt. Es existiert eine Inventarliste des Nachlasses.

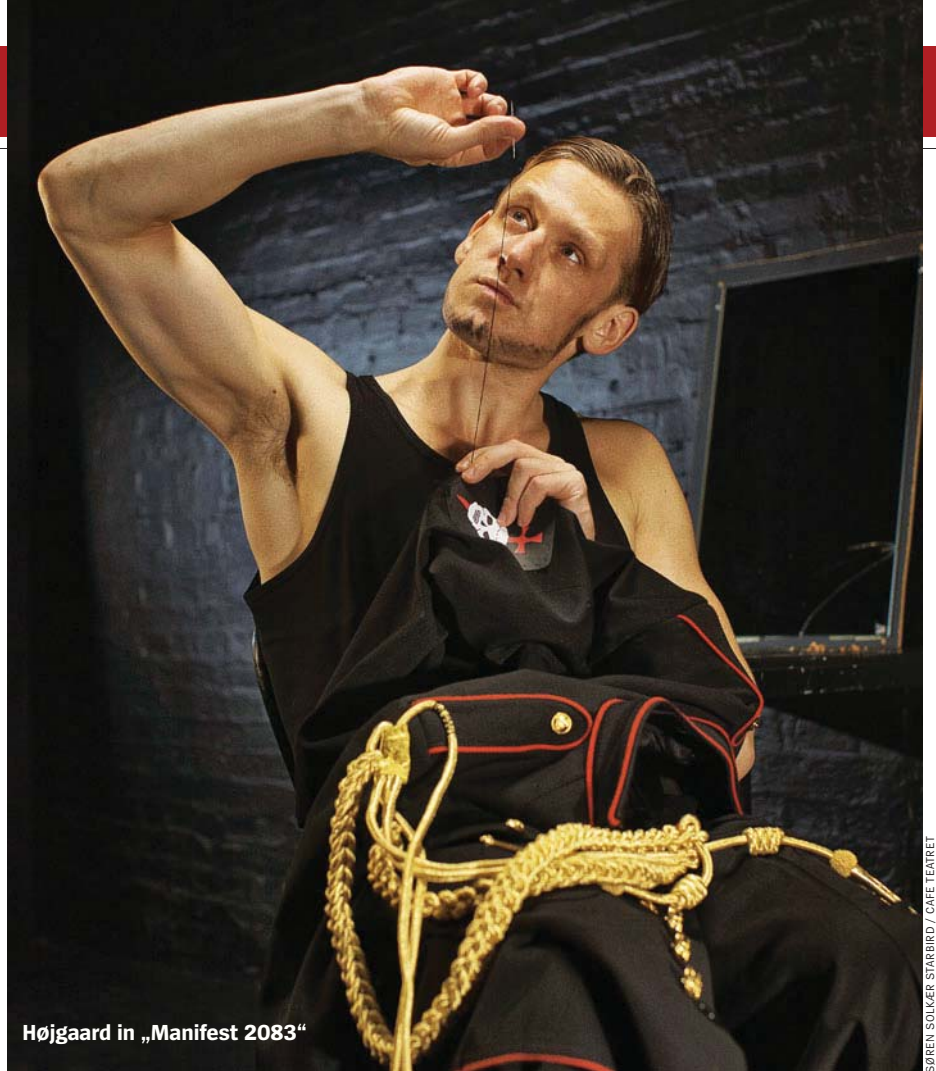
**SPIEGEL:** Von Ihrer auf drei Bände angelegten großen Kafka-Biografie sind bisher zwei erschienen. Den Band über Kafkas Kindheit und Jugendjahre haben Sie bewusst zurückgestellt, um die Brod-Tagebücher auswerten zu können. Was nun?

**Stach:** Nun muss es ohne gehen. Es gibt weiteres unerschlossenes Material, das ich auswerte.



Kafka-Brief an Brod von 1909

ARCHIV KLAUS WAGNER / AKG



Højgaard in „Manifest 2083“

SØREN SØLKER STARBIRD / CAVE TEATRET

THEATER

## Vorspiel zum Massenmord

Die Hauptrolle in dieser Aufführung spielt ein Papierstapel. Er ist 25 Zentimeter hoch und durch rote, gelbe und blaue Klebezettel geordnet. Sieben- oder achtmal nimmt der hünenhafte Schauspieler Olaf Højgaard einige der Blätter zur Hand und rezitiert aus dem Text eines Massenmörders. Er redet vom Hass auf den Islam und auf die „Ideologie“ des Multikulturalismus – und dann fragt der Darsteller ins Publikum: „Multikulturalismus – das ist doch gar keine Ideologie wie der Marxismus, oder was meint ihr?“

„Manifest 2083“ nennt der dänische Theaterautor und Regisseur Christian Lollike sein Stück über den Mörder Anders Behring Breivik, der im Juli 2011 in Norwegen 77 Menschen tötete. „2083. A European Declaration of Independence“ überschrieb Breivik das 1518 Seiten lange Konvolut, das er im Netz zusammengesampelt und selbst verfasst hat und vor seiner Tat ins Internet stellte. Lollike und sein Schauspieler Højgaard haben den Text durch-

geackert und für einen Theaterabend gestrafft. Die Uraufführung von „Manifest 2083“ fand jetzt in der Kopenhagener Kellerbühne Cafeteatret statt. Es war die schrecklichste Theaterpremiere seit langem. Für diese Anatomie eines Scheusals werden Texte von Breivik nicht nur vorgetragen und kommentiert. Sie sind Teil einer 90-minütigen Lehrstunde, einer Lecture-Performance, in deren Verlauf Højgaard in die Haut des Mörders kriecht. Der Schauspieler zerkleinert wie Breivik Düngemittel für den Bombenbau; er malt sich Breiviks Bart ins Gesicht, glättet sich die Haare wie er und streckt seinen Arm zum rechtsradikalen Gruß. „Der Mörder Breivik ist keine Bestie, sondern ein gewöhnlicher Mensch“, sagt Regisseur Lollike, ein smarterer, junghafter Typ, der Bertolt Brecht bewundert und Michael Moore. Seine Aufführung weckt keine Sympathie mit dem Täter Breivik, sie entdämonisiert ihn, zeigt ihn als scheußlich mittelmaßige Existenz.

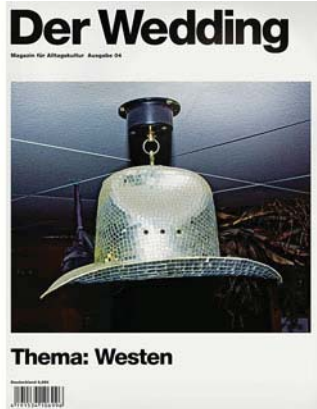


ZEITSCHRIFTEN

## Am Abgrund der Gemütlichkeit

Wenn ein Magazin, das sich „Der Wedding“ nennt und aus dem Wedding kommt – jenem Bezirk, der in abgerockter Piefigkeit und städtebaulicher Verwahrlosung selbst in Berlin seinesgleichen sucht –, für einen Designpreis nominiert ist, dann ist das bemerkenswert. Chefredakteurin Julia Bock und der Grafiker Axel Völcker sind zwei Enthusiasten des schauenden Denkens, furchtlos und mit Zärtlichkeit unterwegs im Herzen des Prekariats. Ob es die Analyse einer funktionierenden Shopping-Mall ist oder eine Fotosafari durch die West-Berliner Cowboy-szene, eine Inspektion

Weddinger Wohnzimmer oder das Porträt des letzten Schiffspfarrers von Berlin – stets sorgt das jährlich erscheinende Magazin bei seinen Lesern für eine erkenntnisreiche Mischung aus Wiedererkennen und Staunen. Nichts anderes, lehrt „Der Wedding“, ist von so bizarrer Gemütlichkeit wie das, woran wir uns gewöhnt haben. Die vierte Nummer der großformatigen, ideenreichen Zeitschrift ist dem Thema „Westen“ gewidmet und hat sehr gute Aussichten, mit dem Designpreis 2012 für Kommunikationsdesign des Bundeswirtschaftsministeriums ausgezeichnet zu werden.



### KINO IN KÜRZE

„Hotel Transsilvanien“ ist nach „Die Monster AG“ und „Monster vs. Aliens“ ein weiteres Trickfilm-Plädoyer für ein freundlicheres Miteinander von Menschen und Monstern. Im Spielfilmdebüt vom Kinderserien-Spezialisten Genndy Tartakovsky („Dexters Labor“) baut Graf Dracula sein Schloss in ein Luxushotel für menscheitsgestresste Ungeheuer um, nur um mit ansehen zu müssen, wie sich seine gerade mal 118-jährige Tochter in einen amerikanischen Rucksacktouristen verknallt. Den Pixar-typischen subversiven Humor für Erwachsene spart sich diese Sony-Produktion und konzentriert sich auf harmlose, aber herzliche Späße für die ganz Kleinen.



„Robot & Frank“ handelt von einem pensionierten Meisterdieb (Frank Langella), der an Demenz leidet und deshalb von seinem Sohn eines Tages einen Roboter geschenkt bekommt. Doch statt sich nur um die Krankenpflege zu kümmern, geht das Gerät mit seinem Herrn auf Raubzug. Jake Schreiers Film ist eine bewegende Komödie über das Altern, so ruhig und abgeklärt wie sein großartiger Hauptdarsteller Langella. Mit heiterer Melancholie erzählt Schreier von dem Versuch, den Lebensabend mit Hilfe der Technik etwas aufzuhellen, und feiert eine große Freundschaft zwischen Mensch und Maschine.



Langella in „Robot &amp; Frank“

Lieber Herr Steinbrück, den linken und den rechten Flügel bekommt man ganz leicht unter ein Dach.



Beim Bauen geht's von Anfang an darum, die entscheidenden Faktoren zusammen zu bringen: anspruchsvolle Architektur zu festen Kosten und fixen Terminen. Modulare Gebäudelösungen von ALHO halten hier, was die Massivbauweise oft nur verspricht – und das mit 70%iger Bauzeitersparnis. Ganz gleich ob für Bürogebäude, Bildungsimmobilen oder Kliniken.

**Fixe Kosten. Fixe Termine. Fix fertig.**  
**ALHO**

[www.alho.com](http://www.alho.com)





AUTOREN

# „Wo steckt eigentlich Rilke?“

Florian Illies hat den Roman eines Jahres geschrieben. „1913“ ist das Porträt einer apokalyptischen Übergangszeit. Vor allem Künstler ahnten den Zivilisationsbruch voraus.

*Von Matthias Matussek*

Kühn-Foto, um 1910

HEINRICH KÜHN / ZWB



**E**in Schwarm schwarzer Vögel, der vor der aufgehenden Sonne aufschwirrt. Otto Dix hat den Karton bemalt, 1913. Er steht bei Florian Illies, dem geschäftsführenden Gesellschafter des Auktionshauses Villa Grisebach in Berlin, auf einem Bücherbord.

Für uns Heutige ist 1913 aus einem einzigen Grund ein besonderes Jahr: Es ging dem Jahr 1914 voraus. Ja, 1913 steht so knapp an der Kante zum Abgrund, dass wir im Rückblick geradezu darüber hinwegrasen. Wir nehmen das Jahr allenfalls als frivoles Vorspiel wahr, hin zur Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs. Nur dadurch erhält es historische Würde.

Natürlich können wir 1913 nicht unschuldig anschauen. Wir suchen nach Vorzeichen. Wir suchen nach endzeitlichen Stimmungen, wie sie die Diskurse auch heute bestimmen, die linke oder die rechte Untergangslust, die düsteren Prophetien des Club of Rome oder die der zornigen Evangelikalen. Ja, wir schauen nach Vogelschwärmen, die auffliegen und das große Beben ankündigen, wir Neurastheniker und müden Kollapsgezwungen, wir apokalyptisch Ahnungsvollen des Abendlands.

Dabei hat Florian Illies, 41, Autor des Bestsellers „Generation Golf“ und nun auch der Jahres-Collage „1913“, nichts von einem Apokalyptiker, wie er da vor dem Dix sitzt: artige Frisur, freundliches Lächeln\*\*. Überhaupt nicht verdüstert. Vielleicht, weil er sich nicht für Schwärme interessiert, sondern für den einzelnen Vogel. Für die Nahaufnahme.

Aber hat nicht auch Hitchcocks Thriller „Die Vögel“ mit dieser einzelnen Krähe eingesetzt? Wie können wir den folgenden wütenden Vogelsturm vergessen, so einen, wie ihn Dix gemalt hat? Wie können wir das Jahr 1913 erleben, ohne den industriellen Massentod 1914 zu denken, die Giftgaswolken, das millionenfache Verrecken? Wie können wir uns die sorglosen Rilke und Mann und Hofmannsthal, die Protagonisten von damals, vorstellen, ohne mit dem Kopf zu schütteln, ohne ihnen zurufen zu wollen, in Deckung zu gehen?

Illies musste die Hacken eingraben, um sich gegen den Sog der Geschichte zu stemmen, sonst wäre ihm der Stoff entglitten, eine „körperliche Anstrengung“.

In seinem Buch, einem brillanten Spiel aus Originalzitaten und Nachzeichnung, drückt er auf die Zeitlupe, und oft aufs Standbild und zaubert aus dem Jahr, das zur Katastrophe führt, ein Abenteuer der

Gegenwärtigkeit. 1913 soll gelten, und nichts sonst. Pure Gleichzeitigkeit von Politik und Liebe, Skandal und Tratsch und Tod, eine raffinierte Montage, eine Mischung aus Einfühlung und Puzzlegeduld, immenser Lektüre und geistesgeschichtlichem Witz.

Berlin 1913: Die Stummfilmdiva Asta Nielsen dreht ihre ersten Filme, Kurt Tucholsky hat seine Manuskripte in der „Weltbühne“ abgegeben. Illies arbeitet in vermintem Gelände, historisch gesprochen, die Vergangenheit drängt sich durch und die Gegenwart ist nie unschuldig.

Im Jahr 1913 malt Ernst Ludwig Kirchner die Kokotten unter dem grünen Gaslicht am Potsdamer Platz und sammelt die Brücke-Maler um sich. Ist Illies, der Kunstmensch, neidisch auf die kreativen Explosionen jener Zeit? „Nicht neidisch – interessiert.“



**Meidner-Gemälde\*:** Die Gegenwart ist niemals unschuldig

Die Kunst nimmt auf ihre Weise den Zivilisationsbruch vorweg, denn sie bringt gleich zwei Nullpunkte hervor: Malewitsch malt sein schwarzes Quadrat, und Marcel Duchamp verschraubt ein Rad auf einen Schemel zu seinem ersten Readymade. Es ist ein verqueres Jahr.

Nicht nur wir lesen es wie einen letzten Stolperstein ins Unglück, schon manchem Zeitgenossen galt die 13 als Unglückszahl. D'Annunzio datiert die Widmung seines neuen Werkes auf „1912+1“. Schönberg, der kühle Schöpfer der rationalen Zwölfton-Musik, meidet 13. Takte, überhaupt kommt die 13 selten vor, und als er bemerkt, dass der Titel seiner Oper „Moses und Aaron“ 13 Buchstaben ergibt,

\* „Apokalyptische Landschaft“, 1912.

\*\* Florian Illies: „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 320 Seiten; 19,99 Euro.

streicht er ein a, weshalb sie „Moses und Aron“ heißt. Und wir staunen über „die Geburt des Rationalen aus dem Geist des Aberglaubens“.

Was für ein Jahr der Aufbrüche: Franz Kafka schreibt einen seiner Achterbahn-Briefe an Felice Bauer, diese Kurven aus Nähewunsch und der neurotischen Angst vor Nähe. Und in München besteigt Thomas Mann den Zug, um in Berlin seiner Hinrichtung beizuwohnen.

Mann steigt im Hotel „Unter den Linden“ ab und lässt seinen Mantel aufbügeln. Zur gleichen Zeit steht Alfred Kerr vor dem Spiegel seiner Grunewalder Villa, „Deutschlands größter Kritiker und eitelster Fatzke“, entschlossen, Manns Stück „Fiorenza“, aufgeführt in den Kammerspielen, zu meucheln.

Es geht um Theater an diesem Abend, aber mehr noch geht es um Katia Pringsheim, „die reiche Jüdin mit den Katzenaugen“ (Illies), die Kerr im Ostseebad Bansin beflirtet hatte, während sie sich diesem steifen Thomas Mann an die Brust warf. Geschichte als Eifersuchtsdrama. Er lächelt kalt, während er die „Fiorenza“ sieht, denn er weiß, so Illies: „Er wird sehr fest zudrücken und wenn er loslässt, wird sie leblos zu Boden taumeln.“

Illies ist nicht nur Monteur, sondern auch Zirkusdirektor dieser Nummernrevue. Die Mona Lisa bleibt noch verschwunden, Camille Claudel kommt in die Nervenklinik. Und Rilke? „Wo steckt er eigentlich?“

Rilke muss her, Rilke kommt auf Illies' Zuruf, da sitzt er schon in einem spanischen Café, denn er meidet den deutschen Winter, und er schreibt Briefe an reiche Gönnerinnen, schreibt an seinen „Duineser Elegien“ in seinem kleinen schwarzen Taschenbuch, er sitzt in der grellen Winter-sonne, die ihn stört.

Während in München tatsächlich einer dunkle Vorahnungen hat, ein Misanthrop namens Oswald Spengler, der an seinem Monumentalwerk „Der Untergang des Abendlandes“ sitzt. Spengler notiert: „Ich bin der letzte meiner Art.“ Er geht, so Illies mit feiner Süffisanz, dem Abendland „mit gutem Beispiel voran“.

Darf man in solchen Aperçus Geschichte einfangen? Darf man so unangestrengt flanieren zwischen den Zeitebenen, darf man 1913 zum Feuilleton-Kalauer auf dem Promenadendeck machen? Wenn man den Sound so gut beherrscht: bedingungslos ja. Manchmal scheint es, als ließe sich Illies produktiv anstecken vom frivolen Geplauder dieser europäischen

Dämmerstunde 1913 – was sein Buch umso lesbarer macht.

Natürlich kann er nicht wissen, ob Stalin und Hitler im Park Schönbrunn aneinander vorbeigelaufen sind – vorstellbar ist es, und so stellt er es sich vor. Dass Bucharin bei jenem Kindermädchen landen kann, um das sich Stalin vergebens bemüht hat, ist allerdings belegt.

Und dass Bucharin dafür „irgendwann einmal mit einer Kugel im Kopf bezahlen muss“, liegt auf der Hand, denn Geschichte kennt den subjektiven Faktor. Das Kindermädchen mag Stalins Pockennarben-gesicht einfach nicht, die Physiognomie eines Menschen kann historisch so entscheidend sein wie ein Panzeraufmarsch, Alexander Kluges Filmessays handeln von nichts anderem.

Auf solche Kausalitäten mag auch Illies nicht verzichten, auch nicht auf den gelegentlichen Sprung in die Zukunft, wenn er zur Pointe taugt. Wenn Rudolf Steiner für die Grundsteinlegung seines Goetheaneums in Dornach ausgiebig die Sterne befragt, dann wäre es, „ein Verbrechen am Leser, nicht hinzuzufügen, dass es zehn Jahre später abbrennen wird“.

Else Lasker-Schüler beschimpft auf einer Vernissage die Malerin Münter als „eine Null“, und wir haben sie vor uns, mit ihren klirrenden Armreifen, ihrer exzentrischen Bohème-Frisur, ihrer Leidenschaftlichkeit und Poesie. Ihre Gedichte, das erfahren wir kurz darauf, kann Kafka partout nicht leiden.

Und Rilke? „Rainer Maria Rilke hat Schnupfen“, und wir sind erst im März.

Wir sind neugierig auf Kokoschka, den eifersüchtigen Faun der Alma Mahler. Er malt vorwiegend Alma Mahler, am liebsten nackt.

Und er malt sie groß, auf einer Leinwand, die die Ausmaße ihres Bettlakens hat, und er malt sich daneben, es ist das Meisterwerk, das sie verlangt hat, bevor sie seinem Heiratsdrängen nachzugeben gewillt sei. (Doch sie, das tuschelt uns Illies zu, hat längst die Angel zu Walter Gropius ausgeworfen.)

In diesen Doppelbelichtungen aus der Gegenwart und Blitzen aus der Zukunft beginnt dieses Jahr zu leuchten, das Illies, zunächst, „völlig langweilig“ vorkam, denn weder Wissenschaft noch Technik haben Durchbruchereignisse zu feiern. Dafür aber ahnt die Kunst, die Literatur, sie eilen voraus.

Ludwig Meidner lädt mittwochs in sein Atelier, Jakob van Hoddis, der Dichter des „Weltendes“ ist dabei („Dem Bürger

fliegt vom spitzen Kopf der Hut ...“), Paul Zech, René Schickele, Kurt Pinthus. Auf Meidners apokalyptischen Gemälden fliegt alles in die Luft. Alles Gerade muss gebrochen werden, auf allen Landschaften Trümmer, Fetzen und Asche.

Natürlich gibt es Prophetien in diesen Tagen, in denen Horrormeldungen vom Balkan kommen, und die sehen so aus: Der britische Schriftsteller und spätere Friedensnobelpreisträger Norman Angell schreibt in einem offenen Brief an die deutsche Studentenschaft, dass der Weltkrieg ausbleiben werde, da die Globalisierung die Wirtschaft der Länder so eng verzahne! Kennen wir das nicht?

Andere schlafen schlecht und träumen wild. C. G. Jung wacht schweißgebadet von der Vision auf, dass Europa unter Riesenfluten versinkt, überall nur Mord und Totschlag und Verwüstungen.



Autor Illies vor Dix-Gemälden: „Geschichte ist Durcheinander“

Alma Mahler nennt Kokoschka „verjudet“, und Heinrich Kühn fotografiert seine Familie, in Farbe! Neben allem anderen ist dieser bunte Zeit-Roman auch groteskes Kabarett. Er ist eine Litfaßsäule vor dem Grandhotel „Abgrund“, die beklebt ist mit den Hoffnungen und Verzweiflungen des Tages, mit Meldungen über Liebe, Tod und Teufel.

Wie wird man unser Jahr bekleben in weiteren hundert Jahren?

Nichts ist natürlicher als die Einteilung des Jahres-Buches in zwölf Kapitel, zwölf Monate. Rilke ist im Januar ein anderer als im Juli. An einem „schönen Augusttag“ setzt Musils „Mann ohne Eigenschaften“ ein. Im November begibt sich Proust mit „Swann“ auf die Suche nach der verlorenen Zeit.

Nicht im großen strategischen Pinselschwung, sondern in der Kleinteiligkeit

des Alltags dechiffriert Illies das kommende Unheil. „1913“ ist die Apokalypse nach Illies, denn Apokalypse heißt ja nichts anderes als „Offenbarung“. Anders jedoch als in den Visionen des Johannes wird das drohende Weltende nicht mit Posaunenschall und Engelsscharen intoniert, sondern in den banalen Randnotizen gelesen. Kaiser Wilhelm II. lässt in anderthalb Jagdstunden 560 Stück Wild exekutieren, beim österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand sind es 1000 Fasane, die Herren schießen sich warm.

Ist Illies selber über der Lektüre zum Apokalyptiker geworden? Sieht er die Gegenwart anders?

Nein, sagt Illies. Aber genauer. Vor allem hat er gelernt, vorgeblichen Kausalitäten zu misstrauen. Der triumphalen Tagesgewissheit, der tägliche Thesen-schmiederei. Heute, sagt Illies, genügen schon zwei Belege für eine These, drei für einen Trend, im Internet ist die Beschleunigung unendlich multipliziert. Aufstieg und Fall der Reichen in fünf Minuten, bald werden sie im gleichen Atemzug prognostiziert.

Dabei sei es doch so: „Geschichte ist natürlich erst mal ein grandioses Durcheinander.“ Es kann alles auch anders kippen.

Früher war Illies ein kluger Feuilletonist, vornehmlich für die „FAZ“ und die „Zeit“. Vor zwei Jahren ist er Kunsthändler geworden. Er hat dem Thesengeschäft den Rücken gekehrt.

Die drei Jahre, in denen er an „1913“ gesessen hat, waren für ihn eine „immens wichtige Disziplinierung, eine Selbsterziehung zur Genauigkeit“.

Doch auf eine andere Art ist es Illies gelungen, an die modernste aller Rezeptionshaltungen anzuknüpfen, an unsere Geläufigkeit der Gleichzeitigkeit. So erleben wir unsere Geschichte: Wir sitzen im Zug und schauen ein Video aus dem Syrien-Krieg, werfen gleichzeitig einen Blick auf Aufstellung der deutschen Nationalmannschaft und kontaktieren über Facebook Freunde in Südafrika.

Unser Leben ist ein simultaner Gegenwartsroman, und nicht immer sind wir die Autoren. Kommt das Weltende darin vor? Aber klar, wenn etwas sicher ist, dann das Weltende. Für jeden Einzelnen von uns.

Was übrigens oft übersehen wird: Die delirierende Apokalypse des Johannes schließt mit einem großen Hoffnungshymnus.

Aber es hilft, vorbereitet zu sein. ♦



# Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

© Syire Moskowitz

## Belletristik

- 1 (–) **Nele Neuhaus**  
Böser Wolf  
Ullstein; 19,99 Euro
- Die Ermittlungen im Fall eines toten Mädchens führen zu einem Kinderschänderling in höchsten Kreisen
- 2 (1) **Joanne K. Rowling**  
Ein plötzlicher Todesfall  
Carlsen; 24,90 Euro
- 3 (2) **Ken Follett**  
Winter der Welt  
Bastei Lübbe; 29,99 Euro
- 4 (3) **Jussi Adler-Olsen**  
Verachtung  
dtv; 19,90 Euro
- 5 (4) **Charlotte Link**  
Im Tal des Fuchses  
Blanvalet; 22,99 Euro
- 6 (6) **Sebastian Fitzek / Michael Tsokos**  
Abgeschnitten  
Droemer; 19,99 Euro
- 7 (5) **John Green**  
Das Schicksal ist ein mieser Verräter  
Hanser; 16,90 Euro
- 8 (–) **Jilliane Hoffman**  
Argus  
Wunderlich; 19,95 Euro
- 9 (–) **Ursula Krechel**  
Landgericht  
Jung und Jung; 29,90 Euro
- 10 (9) **Timur Vermes**  
Er ist wieder da  
Eichborn; 19,33 Euro
- 11 (13) **Suzanne Collins**  
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe  
Oetinger; 17,95 Euro
- 12 (8) **Donna Leon**  
Himmliche Juwelen  
Diogenes; 22,90 Euro
- 13 (7) **John Irving**  
In einer Person  
Diogenes; 24,90 Euro
- 14 (10) **Martin Suter**  
Die Zeit, die Zeit  
Diogenes; 21,90 Euro
- 15 (11) **Cornelia Funke**  
Reckless – Lebendige Schatten  
Dressler; 19,95 Euro
- 16 (14) **Suzanne Collins**  
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn  
Oetinger; 18,95 Euro
- 17 (12) **Elizabeth George**  
Glaube der Lüge  
Goldmann; 24,99 Euro
- 18 (15) **Håkan Nesser**  
Am Abend des Mordes  
btb; 19,99 Euro
- 19 (17) **Martin Walser**  
Das dreizehnte Kapitel  
Rowohlt; 19,95 Euro
- 20 (19) **Juli Zeh**  
Nullzeit  
Schöffling; 19,95 Euro



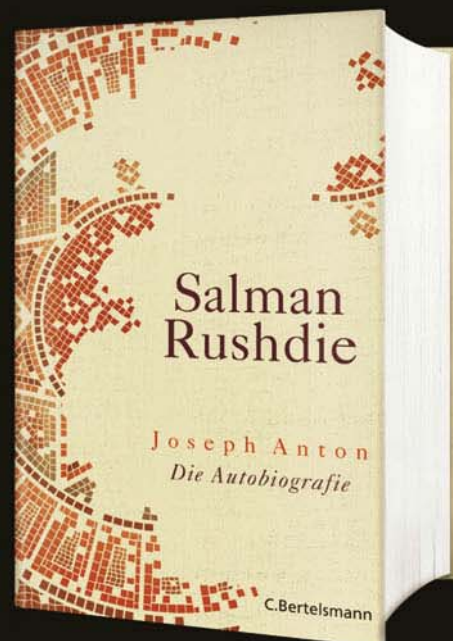
## Sachbücher

- 1 (1) **Heinz Buschkowsky**  
Neukölln ist überall  
Ullstein; 19,99 Euro
- 2 (–) **Jörg Kachelmann / Miriam Kachelmann**  
Recht und Gerechtigkeit  
Heyne; 19,99 Euro
- 3 (2) **Manfred Lütz**  
Bluff! Die Fälschung der Welt  
Droemer; 16,99 Euro
- 4 (3) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klugen Handelns  
Hanser; 14,90 Euro
- 5 (4) **Rolf Dobelli**  
Die Kunst des klaren Denkens  
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (5) **Manfred Spitzer**  
Digitale Demenz  
Droemer; 19,99 Euro
- 7 (–) **Hans-Werner Sinn**  
Die Target-Falle – Gefahren für unser Geld und unsere Kinder  
Hanser; 19,90 Euro
- 8 (14) **Peter Scholl-Latour**  
Die Welt aus den Fugen  
Propyläen; 24,99 Euro
- 9 (6) **Helmut Schmidt / Giovanni di Lorenzo**  
Verstehen Sie das, Herr Schmidt?  
Kiepenheuer & Witsch; 16,99 Euro
- 10 (7) **Philippe Pozzo di Borgo**  
Ziemlich beste Freunde  
Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 11 (–) **Arnold Schwarzenegger**  
Total Recall – Die wahre Geschichte meines Lebens  
Hoffmann und Campe; 27,99 Euro
- 12 (15) **Florian Langenscheidt**  
Langenscheidts Handbuch zum Glück  
Heyne; 19,99 Euro
- 13 (9) **Daniel Kahneman**  
Schnelles Denken, langsames Denken  
Siedler; 26,99 Euro
- 14 (–) **Neil Young**  
Ein Hippie-Traum  
Kiepenheuer & Witsch; 22,99 Euro
- 15 (8) **Roger Willemsen**  
Momentum  
S. Fischer; 21,99 Euro
- 16 (–) **Christoph Schlingensief**  
Ich weiß, ich war's  
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- Tagebuchnotizen geben Einblick in die Arbeit und Gedankenwelt des 2010 verstorbenen Theater-Provokateurs
- 17 (12) **Werner Bartens**  
Heillose Zustände  
Droemer; 18 Euro
- 18 (16) **Gertrud Höhler**  
Die Patin  
Orell Füssli; 21,95 Euro
- 19 (–) **Uli Borowka mit Alex Raack**  
Volle Pulle – Mein Doppelleben als Fußballprofi und Alkoholiker  
Edel Books; 19,95 Euro
- 20 (10) **Bettina Wulff mit Nicole Maibaum**  
Jenseits des Protokolls  
Riva; 19,99 Euro



# DIE AUTOBIOGRAFIE DES JAHRES!

Vom Tod bedroht und vogelfrei – vom Leben, Schreiben und Aufbegehren nach der Fatwa Khomeinis.



Deutsch von Bernhard Robben und Verena v. Koskull  
Gebunden, 720 Seiten, € 24,99 [D]

C.Bertelsmann



Lesen Sie auf: [www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)



WARNER BROS. PICTURES

Gauß-Darsteller Fitz: Vergnügen im Bordell

KINO

## Zwei glorreiche Geisteshalunken

Für die Filmversion von „Die Vermessung der Welt“ haben sich Romanautor Daniel Kehlmann und Regisseur Detlev Buck zu einem halsbrecherischen Abenteuer-Ritt in 3-D verschworen.

Nicht unter den Dschungeltieren Südamerikas und nicht unter den Kannibalen am Orinoco lauert das scheußlichste Ungeheuer der Höllenfahrt, auf die der Regisseur Detlev Buck die Zuschauer in seinem neuen Film mitnimmt. Das Monster sitzt in einem prächtigen Speisesaal. Es ist der Herzog von Braunschweig. Er feixt, verschluckt sich, er spuckt Brotbrocken aus – und wenn der dargestellte Kerl seine Visage zu einem Lächeln verzieht, sieht man faulige Zahnummel.

Am Rand der herzoglichen Tafel aber steht ein zarter, hübscher Junge und blickt ungläubig, aber neugierig, dabei ohne jedes Mitleid auf den mächtigen Mann: Das mit einem fabelhaften Verstand begabte Wunderkind Carl Friedrich Gauß bestaunt die Erbärmlichkeit der menschlichen Kreatur.

„Die Vermessung der Welt“ heißt der 2005 erschienene Roman, in dem der Schriftsteller Daniel Kehlmann, 37, von dem kindlichen Bettelauftritt am Hof des Herzogs, dem Liebesglück und den einsamen Gedankentriumphen des Mathematikers Gauß (1777 bis 1855) erzählt und diese Lebensgeschichte kunstvoll verknüpft mit der des in Reichtum geborenen manischen Welterforschers Alexander von Humboldt (1769 bis 1859). Das Buch wurde ein Welterfolg, bis heute sind

rund drei Millionen Exemplare verkauft. Und mehr noch als die Story, in der die beiden deutschen Geistesriesen einander erst als über 50-Jährige bei einem Kongress in Berlin begegnen, verückte Kehlmann-Verehrer in vielen Ländern rund um den Globus die Beiläufigkeit und Eleganz, mit der hier von Fortschrittsbegeisterung, Mut und Eitelkeit erzählt wird.

In der Verfilmung des Romans setzt Detlev Buck nun auf Fratzen, grelle Farben und drastische Sinneslust – und zusammengetan hat er sich dafür mit dem Erfolgsautor Kehlmann selbst. Kehlmann hat das Drehbuch geschrieben und gemeinsam mit Buck am Konzept gezimmert. Herausgekommen ist dabei ein 3-D-Film, der oft so wirkt, als schilderte er die Abenteuer eines deutschen Steven-Spielberg-Haudegens und eines durchgeknallten Tüftel-Genies, die im südamerikanischen Dschungel und im Schlamm der norddeutschen Tiefebene ihre Heldentaten verrichten: Indiana Humboldt trifft Carl Friedrich Düsentrieb.

Die Kamera blickt vergnügt auf einen sehr runden nackten Frauenhintern, wenn sich der erwachsene Carl Friedrich Gauß im Göttinger Bordell vergnügt. Man sieht einen grotesk zähnefletschenden Sklavenhändler, dem der gelegentlich als Baron auftretende Humboldt auf einem verdreckten Dschungel-Marktplatz in Ecua-

dor seine Ware abkauft. Man sieht gleich zu Beginn des Films einen tibetischen Lama, der in der Einöde des Himalaja bitterlich um die Wiedererweckung seines toten Schoßhunds fleht. Mit einem relativ sparsamen Budget von gut zehn Millionen Euro veranstaltet die Filmversion der „Vermessung der Welt“ ein knallbuntes Spektakel, das sich sichtlich an Hollywoods Abenteuerkino messen möchte und ein bisschen auch am Irrsinn des von Buck verehrten Filmemachers Werner Herzog, der einst für „Fitzcarraldo“ Klaus Kinski durch den Amazonas-Urwald jagte.

Der Regisseur Buck hat keinen Kinski – und nicht mal den notorischen deutschen Kino-Luftikus Matthias Schweighöfer, der die Rolle des Alexander von Humboldt kurz vor Drehbeginn dann doch nicht wollte. Dafür hat Buck den jungen, bislang fast nur im Theater erfahrenen Schauspieler Albrecht Abraham Schuch, der den preußischen Adelsmann mit angemessen verklemmtem blondem Eifer spielt.

In brütender Hitze zankt sich dieser Knorz mit seinem französischen Reisebegleiter Bonpland (Jérémy Kapone) und bemüht sich stets um das Lächeln der Weltläufigkeit und des überlegenen Germanenstolzes. Schuchs Humboldt lässt sich in der Wildnis mit Schröpfunguren auf dem bloßen Rücken quälen und führt stets preußische Zucht und Ordnung im Mund. Selbst in der Todesgefahr des Schnee-Infernos auf dem über 6000 Meter hohen Chimborazo ist er nur zu einer hilflosen Umarmung des geliebten Gefährten Bonpland imstande. Der asketische Wahnsinn lauert bei Schuch in einem nervös verspannten Kindergesicht.

Humboldt sei „eine Art Gefangener“, hat Regisseur Buck behauptet. Tatsächlich zeigt er ihn als einen sympathischen Nerd, der nicht nur in seiner beinahe elternlosen Kindheit nie gelernt hat, Gefühle zu zeigen, sondern auch im Erwachsenenleben nur Spaß in einem manischen Ordnungswahn findet: „Die Welt ist ein Ganzes“, lautet das Mantra seines Irrglaubens, „alle Systeme sind ein System.“ Im Vergleich zu diesem Kerl ist der Stubenhocker Gauß bei aller wunderlichen Weltfremdheit ein enthemmter Genussmensch.

Der Star des Films „Die Vermessung der Welt“ ist denn auch der Carl Friedrich Gauß des Schauspielers Florian David Fitz. Nun ist schon in Kehlmanns Buch der Miesepeter Gauß eine vom Autor mit inniger Zuneigung gezeichnete Figur, Fitz aber verleiht ihm die Strahlkraft eines Menschen, der seine Umwelt verzaubert und nicht verstört durch die überragende Intelligenz, mit der ihn die Götter geschlagen haben. Die Mutter, die Lehrer und die Huren sind diesem sanftmütigen Charmeur bereits kampfflos erlegen, als er das Mädchen Johanna (Vicky Krieps) stotternd anschnachtet, sie durch pittoreske Kleinstadtidyllen verfolgt und





Humboldt-Darsteller Schuch (2. v. l.) in „Die Vermessung der Welt“: *Verklemmter blonder Eifer*

WARNER BROS. PICTURES

schließlich als Ehefrau gewinnt: Gauß ist in Fitz' Version mehr tollkühner Zahlen-Musketier als eremitischer Gelehrter.

Auf der Leinwand sieht „Die Vermessung der Welt“ oft so aus, als hätten sich Kehlmann und Buck verschworen, es sich bloß mit all jenen deutschen Bildungshubern unter den Fans des Romans zu verschern, die sich für die ironische Feinheit von Kehlmanns Sätzen, für sein dezentes Ausmalen der Kulissen und die exquisiten Verfälschungen der historischen Vorbildfiguren begeisterten. Der Film haut dagegen auf die Pauke. Als Zuschauer kann man nur staunen über die Dreistigkeit, den Übermut, den Krawall, der hier veranstaltet wird.

Mit schöner Chuzpe erinnern Buck und Kehlmann daran, dass der Ursprung des Kinos aus dem Jahrmarktsvergnügen kommt. Mag der Geist der Mathematik im menschlichen Gehirn zu Hause sein und der Geist der humboldtschen Welteroberungslust in Studiersälen und Akademien – der Geist dieses Films kommt direkt vom Rummelplatz.

„Unverfilmbar“ nannte Kehlmann sein Buch. Er hat daraus eine radikale Konsequenz gezogen. Er erzählt die Geschichte seiner beiden Schlauberger noch einmal fast völlig neu – und macht daraus die vergnügungssüchtigste Filmversion, die einer deutschen Schullektüre je widerfahren ist.

Die Kunst des Romans besteht darin, dass er zugleich die Entzauberung und Verklärung der beiden Genies betreibt, die er porträtiert. Selbst von den haarsträubenden Ereignissen und Misslichkeiten berichtet das Buch in legendenhafter Einfachheit, ohne große Spannungsbögen: alles ist dem Schriftsteller Kehlmann gleich, das Banale und das Höchste. Humboldt trifft auf grimmige Urwaldbewohner und probiert Gift, Gauß wird von Zahnschmerz gepeinigt und von den grotesken Gemeinheiten des Lebens. Die einzige grobe Pointe des Buchs ist es, wenn der Mathematiker Gauß in Königsberg den bewunderten Philosophen Immanuel Kant besucht. Auf den Knien seines Herzens gesteht der Mathematiker dem alten Mann, dass er sein ganzes Leben auf diesen Moment gehofft habe, auf einen Menschen, der ihn wirklich begreife. Kant aber schnauzt nur: „Wurst.“ Sein Diener solle an diesem Tag doch bitte schön Wurst einkaufen.

Im Kino ist dieser Kant-Moment bloß ein bizarres Zwischenspiel in einem ziemlich atemlosen Reigen, in dem Urwaldtiere, schöne nackte Menschenkörper und prachtvolle Kostüme oft die Hauptrollen spielen. Man wünscht sich manchmal, der Film nähme sich mehr Zeit, seinen Figuren einfach mal nur zuzuschauen bei ihren Strampeleien, statt sie ständig voranzutreiben. Im Jargon der Wissensbeflissenen formuliert: Des

Öfteren reiben Kehlmann und Buck dem Zuschauer ein bisschen streberhaft unter die Nase, wo in ihrer Geschichte Ursache und wo Wirkung liegen, statt dem Zuschauer selbst die Analyse zu überlassen.

Doch wenn Gauß und Humboldt am Ende des Films endlich aufeinandertreffen im scheußlichen Berlin, von dem der reale Humboldt schrieb, es sei eine „kleine, unliterarische und dazu überhärmische Stadt“, dann sitzen die beiden beseligt und erschöpft beisammen, der Film kommt eine kurze Weile zur Ruhe und zu sich selbst. Zwei glorreiche Geisteshalunken blicken zurück auf die Abenteuer, die ihnen die Welt beschert hat. „Das Leben ist schrecklich“, klagt Gauß. „Man kann es verbessern“, tröstet Humboldt. „Wer kann das?“, fragt der Mathematiker. „Wir können das“, sagt der „Baron“. Ein unverbesserlicher, gerade mit seinen Irrtümern ans Herz rührender Phantast. Sein nächster Geistesverwandter heißt Münchhausen.

WOLFGANG HÖBEL



**Video: Ausschnitte aus „Die Vermessung der Welt“**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. [spiegel.de/app432012welt](http://spiegel.de/app432012welt)



VOM REGISSEUR VON THE TOWN

**HOLLYWOOD**

**BEN AFFLECK    BRYAN CRANSTON    ALAN ARKIN    JOHN GOODMAN**

**ARGO**

NACH EINER FREIGEgebenEN GEHEIMAKTE

DER FILM WAR GEFÄLSCHT.  
DIE MISSION WAR ECHT.

WARNER BROS. PICTURES PRESENTS  
IN ASSOCIATION WITH GK FILMS AND SMOKEHOUSE PICTURES A FILM BY BEN AFFLECK "ARGO" BEN AFFLECK BRYAN CRANSTON ALAN ARKIN JOHN GOODMAN MUSIC BY ALEXANDRE DESPLAT COSTUME DESIGNER JACQUELINE WEST  
EDITED BY WILLIAM GOLDENBERG EXECUTIVE PRODUCERS JAMES SHARON SEYMOUR PRODUCED BY RODRIGO PRIETO EXECUTIVE PRODUCERS DAVID KRAMERS NINA WOLARSKY CHRIS BRIGHAM CHAY CARTER GRAHAM KING TIM HEADINGTON  
SCREENPLAY BY THE MASTER OF DISGUISE BY ANTONIO J. MENDOZA BASED UPON THE BOOK "THE GREAT ESCAPE" BY JOSHUA BEZMAN DIRECTED BY CHRIS TERPPO PRODUCED BY GRANT HESLOV BEN AFFLECK GEORGE CLOONEY EXECUTED BY BEN AFFLECK

GK FILMS SMOKEHOUSE DEMNÄCHST IM KINO ARGO-derFilm.de facebook.com/ArgoDerFilm WARNER BROS. PICTURES

Preview am 29. Oktober  
Kinostart am 8. November

Preview-Vorstellungen  
im engl. Original mit Untertiteln!

Die Preview-Aktion wird am Montag, **29.10.2012**, stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 22.10.2012, 12 Uhr, bis 29.10.2012, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

**Berlin**  
Kulturbrauerei  
Schönhauser Allee 36  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-0\*\***

**Düsseldorf**  
UFA-Palast  
Worringer Str. 142  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-1\*\***

**Frankfurt**  
Kinopolis Main-Taunus  
Main-Taunus-Zentrum  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-2\*\***

**Freiburg**  
Harmonie  
Grünwälderstraße 16-18  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-3\*\***

**Hamburg**  
UCI Mundsburg  
Hamburger Straße 1-15  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-4\*\***



# Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Auf dem Höhepunkt der iranischen Revolution wird am 4. November 1979 die US-Botschaft in Teheran gestürmt – militante Studenten nehmen 52 Amerikaner als Geiseln. Doch mitten in diesem Chaos gelingt es sechs Amerikanern, unbemerkt zu fliehen und sich im Haus des kanadischen Botschafters zu verstecken. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Verbleib der sechs bekannt wird – ihr Leben steht auf dem Spiel. Deshalb entwirft der auf Rettungen spezialisierte CIA-Agent Tony

Mendez (Ben Affleck) einen riskanten Plan. Unter dem Deckmantel eines fingierten Filmdrehs sollen die Geiseln, als Filmcrew getarnt, außer Landes gebracht werden. Der spannende Thriller beruht auf einer wahren Geschichte. Oscar®-Preisträger Ben Affleck ist nicht nur Hauptdarsteller, sondern auch Regisseur und gemeinsam mit Oscar®-Preisträger George Clooney und Oscar®-Kandidat Grant Heslov Produzent des Films.



**KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 0180 2 775566 (6 Ct./Anruf\*)**

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

## Hannover

CinemaxX Nikolai  
Nikolaistraße 8  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-5\*\***

## Köln

Residenz  
Kaiser-Wilhelm-Ring 30–32  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-6\*\***

## Leipzig

Cinestar  
Petersstraße 44  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-7\*\***

## München

Mathäser  
Bayerstraße 5  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-8\*\***

## Stuttgart

Metropol  
Bolzstraße 10  
Beginn 20 Uhr  
Hotline **0900 3246262-9\*\***



## KUNSTKRIMINALITÄT

# Tipps vom Pinguin

Die in Rotterdam gestohlenen Bilder werden wieder auftauchen – früher oder später. Jetzt gilt es, aus der Nachlässigkeit der Niederländer zu lernen.



ROBIN UTRECHT / DPA

Rotterdammer Kunsthalle nach dem Raub: Teure Stücke, kurze Wege

Das Wetter in Larnaka war noch sommerlich. In der hübschen Hafenstadt im griechischen Teil von Zypern genossen am vergangenen Dienstag viele Kunstfahnder, darunter hochrangige Beamte von Interpol, das warme Klima. Anlass war eine Fachtagung. Abends hatte die örtliche Polizei zum Cocktail geladen.

In der Nacht zuvor, gegen 3.20 Uhr, waren in Rotterdam sieben kostbare Gemälde aus der Kunsthalle gestohlen worden. Auf die Spezialisten in Larnaka muss der spektakuläre Einbruch gewirkt haben, als wollte sie jemand verspotten. Kunstkriminalität ist ihr Gebiet. Sie entwickeln immer neue Schutzstrategien – und dann brauchen ein paar Diebe doch nur ein Auto, gute Nerven, fünf Minuten Zeit und entkommen mit sieben Gemälden im Wert von vielen Millionen Euro.

Das älteste der Bilder stammt aus dem Jahr 1888, das neueste ist von 2002. Gemalt wurden sie von Gauguin, Monet, Picasso, Matisse, von dem nicht ganz so

berühmten Niederländer Meijer de Haan und von dem Briten Lucian Freud, der im vergangenen Jahr starb und dessen Bilder Höchstpreise erzielen.

Die Forensiker fanden am Tatort zuerst nur Reifenspuren. Die Überwachungskameras hatten den Diebstahl immerhin aufgezeichnet.

Natürlich ist der Einbruch eine Katastrophe für die Kunsthalle. Die Experten sind sich aber sicher, dass die Gemälde nicht für immer verloren sind. Charles Hill, ein Kunstdetektiv und früherer Scotland-Yard-Fahnder, vermutet, dass die Polizei die Bilder entweder schnell dort aufspürt,

geklärt werden, lässt sich laut Marinello oft eine Verbindung zwischen den Dieben und dem Museumspersonal nachweisen.

Also befragt die Polizei üblicherweise alle Mitarbeiter, oft außerdem deren Verwandte und Freunde. Die Rotterdammer Täter waren gut informiert, etwa darüber, dass sich nachts kein Wachpersonal im Museum aufhält. Sie wussten, dass man die Hintertür problemlos öffnen kann, ohne Einbruchsspuren zu hinterlassen. Sie konnten einschätzen, wie lange es dauern würde, bis die Polizei nach dem Auslösen des Alarms erscheint. Und sie kannten sich im Gebäude aus. Aber das muss nichts heißen.

Der Bau ist modern. Viel Glas, großzügig geschnitten, also unkompliziert. Außerdem wurde er in Magazinen und Büchern beschrieben. Vor 20 Jahren schuf ihn der berühmte Rotterdammer Architekt Rem Koolhaas, und sicher nicht als Hochsicherheitstrakt. Diese Kunsthalle besitzt keine eigene Kunst, sie leiht sich Werke für Ausstellungen aus.

Das Jubiläum war jetzt der Anlass für die Präsentation dann doch sehr erlesener Objekte aus Privatbesitz. Der 2011 verstorbene Rotterdammer Reeder und Spediteur Willem Cordia hatte eine Sammlung mit seiner Frau Marijke aufgebaut. Zweimal fiel er auf Fälschungen herein, angefertigt von dem Deutschen Wolfgang Beltracchi. Die Schau diente vielleicht auch dazu, den Ruf der Kollektion wiederherzustellen. Die Kunsthalle taufte das Ereignis „Avant-Gardes“, warb mit „Top-Qualität“ von „Picasso bis Lucian Freud“.

Für die Täter war das wohl allzu verlockend: Die teuren Stücke, die kurzen Wege, der Architekt erwähnt auf seiner Website die „nahtlosen Verbindungen“ durchs Haus.

„Man darf so kostbare Bilder nicht in einem Gebäude wie diesem präsentieren, man gelangt von jedem Eingang aus schnell in die Ausstellungsbereiche“, sagt Ton Cremers, der früher Sicherheitschef im Amsterdamer Rijksmuseum war und heute ein gefragter Berater vieler Institutionen ist. Er kennt auch die Rotterdammer Kunsthalle bestens.

„Warum hat man nicht für die Dauer der Schau schwerer zugängliche Kabinette eingebaut?“, fragt Cremers. „Es wäre nicht einmal teuer gewesen, es hätte einen winzigen Teil des Wertes der nun gestohlenen Werke gekostet.“ Er nennt den Umgang der Rotterdammer mit der Kunst „inkompetent“.

Charles Hill, der ehemalige Fahnder von Scotland Yard, hat einen Tipp für die Polizei. Ein irischer Gangster, bekannt als „der Pinguin“, lebe inzwischen in der Nähe Rotterdams, der Einbruch weise Parallelen zu früheren Straftaten auf. Vielleicht mache der Pinguin wenigstens sachdienliche Hinweise.

ULRIKE KNÖFEL

„wo sie zwischengelagert werden“ – oder sie später als Zufallsfund im Rahmen anderer Ermittlungen entdecken wird, etwa bei der Zerschlagung eines Drogenrings.

Auffällig ist jedenfalls, dass die Diebe in Rotterdam nicht die größten und wertvollsten Gemälde mitnahmen, sondern vergleichsweise kleine und damit gut transportable Formate. Sie sind in bestimmten Kreisen ein attraktives Gut.

Der US-Jurist Christopher Marinello geht davon aus, dass solche Beute oft bei Drogen- oder Waffenhändlern landet. Die Schwereverbrecher setzten sie in ihren Geschäften untereinander als Währung ein, „und berechnen fünf bis zehn Prozent des echten Wertes“. Manchmal bunkerten sie die Bilder als Sicherheit, „im Falle einer Verhaftung bieten sie diese Kunst dann an, um mildere Strafen auszuhandeln“.

Marinello leitet in London das Art Loss Register. Diese Datenbank führt mehr als 300 000 gestohlene Kunstobjekte auf, Händler und Auktionshäuser lassen ihre Ware hier prüfen. In den Fällen, die auf-



Bordeaux Wein,  
Leben mit Stil.



BORDEAUX

[Bordeaux.com](http://Bordeaux.com)





SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Wir brauchen keine Nachhilfe“

Charlotte Knobloch, Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in München, über ihr ambivalentes Verhältnis zu Deutschland, ihren Zorn über die Beschneidungsdebatte und ihre Rettung vor den Nazis durch ein fränkisches Bauernmädchen

*Wer Charlotte Knobloch im Jüdischen Zentrum in München besuchen will, muss durch Sicherheitstüren gehen und Kontrollen passieren. Seit 1985 ist Knobloch Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde in München, von 2006 bis 2010 war sie Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland. Am Montag kommender Woche wird sie 80 Jahre alt. Sie sagt, sie möchte nicht im Mittelpunkt stehen. Zur Veröffentlichung ihrer Memoiren, die jetzt unter dem Titel „In Deutschland angekommen“ bei der DVA erscheinen, sei sie überredet worden.*

**SPIEGEL:** Frau Knobloch, Sie mussten sich als Kind vor den Nazis verstecken und haben lange überlegt, ob Sie als Jüdin wirklich hier leben wollen. Ihre Memoiren tragen den Titel „In Deutschland angekommen“. Sind Sie das wirklich?

**Knobloch:** Jedenfalls kann ich Ihnen den Moment beschreiben, der zu den wichtigsten in meinem Leben gehört und in dem ich dieses Gefühl empfand: Es war der 9. November 2006, die Einweihung der Synagoge hier am Jakobsplatz in München. Mein Traum war in Erfüllung gegangen: dass die jüdische Gemeinschaft in München wieder eine Öffentlichkeit bekommt. In meiner Rede sagte ich: „Ich habe meine Koffer ausgepackt.“

**SPIEGEL:** Nun aber schrieben Sie in der „Süddeutschen Zeitung“, durch die Beschneidungsdebatte seien Ihre „Grundfesten ins Wanken“ geraten. Sind Sie sich nicht mehr sicher, hier gut angekommen zu sein?

**Knobloch:** Das ist für mich schwer zu beantworten. Schauen Sie: Ich möchte nicht zulassen, dass meine über lange Zeit gewachsene Gewissheit relativiert wird, aber ich muss schon sagen, dass ich über die Debatte und ihren Verlauf enttäuscht, schier verzweifelt bin. Es geht mir dabei nicht um mich, es geht um unsere Nachkommen. Ich möchte es unbedingt vermeiden, dass unsere Nachkommen noch darüber nachdenken müssen, ob es richtig war hierzubleiben. Wir, die wir als jüdische Menschen gern in diesem Land ankommen wollen, brauchen dafür die

Unterstützung und den Rückhalt aus der Gesellschaft. Und dies hat mir gefehlt. Dass ein solches Thema monatelang in den Schlagzeilen ist, obwohl wir wahrlich andere Sorgen haben – Stichwort Finanzkrise – hat mich sehr verwundert! Seit Jahrtausenden beschneiden Juden ihre Knaben, und auf einmal wird uns vorge-

worfen, dass wir unsere Kinder quälen? Hierin sehe ich schon einen Rückschlag im gesellschaftlichen Diskurs.

**SPIEGEL:** Gesellschaftliche Werte und Vorstellungen sind immer im Wandel. Die Gesellschaft wertet die Unversehrtheit des Kindes inzwischen höher als früher.



ARMIN BROSCHE/DER SPIEGEL

**Gemeindevorsitzende Knobloch:** „Bei mir sind viele Wunder passiert“

Das Gespräch führte die Redakteurin Susanne Beyer.



**Knobloch:** Wir Juden brauchen nun wirklich keine Nachhilfe in Demokratie, ich bin immer offen für faire, gern auch kontroverse Diskussionen. Aber in dieser Debatte scheint es mir nicht um Aufklärung zu gehen, sondern darum, einen Streit zu schüren. Die Schauergeschichten, die da verbreitet werden, sind abstrus. Die Beschneidung ist ein steriler Vorgang, eine Sache von Sekunden, von Fachleuten durchgeführt. Wer schon mal dabei gewesen ist, versteht die Diskussion nicht.

**SPIEGEL:** Eine Debatte über die Beschneidung zu führen ist noch kein Indiz für Antisemitismus.

**Knobloch:** Ich lebe im Bewusstsein meiner Erfahrungen, und diese lehren mich, dass es wichtig ist, auch auf die Feinheiten zu achten. Unser freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen scheint stabil. Aber wir müssen wachsam sein, aufeinander aufpassen und behutsam und respektvoll miteinander umgehen. Ich habe erlebt, wie

schnell aus Stimmungen Hass und aus Hass Gewalt werden kann. Wir haben es ja neulich in Berlin gesehen, als Rabbiner Daniel Alter auf der Straße tätlich angegriffen wurde: Wenn die jüdische Gemeinschaft massiv verbal verunglimpft wird, wie wir es seit Wochen ertragen müssen, ist es nur eine Frage der Zeit, bis Menschen auch körperlich attackiert werden.

**SPIEGEL:** Mit dem Gesetzesentwurf, der Beschneidung nicht unter Strafe stellt, sofern sie nach den Regeln ärztlicher Kunst vollzogen wird, sind Sie einverstanden?

**Knobloch:** Ich habe dem Kabinett gratuliert, ich bin sehr einverstanden. Freilich wäre es mir lieber gewesen, dieser religiöse Akt hätte keines Gesetzes bedurft, aber ich hoffe, dass dieses Thema dadurch endlich zur Ruhe kommt.

**SPIEGEL:** Sie gelten mit Ihren hohen Ämtern als Beispiel für gelungene Emanzipation. Zugleich beschreiben Sie sich als konservativ und halten es für richtig, dass

die Mutter zu Hause bei den Kindern bleibt. Wie passen Ihr konservatives Weltbild und Ihre Karriere zusammen?

**Knobloch:** Ich habe mich ja nie nach dieser Karriere gesehnt, habe mich auch nie aufgedrängt. Es hat sich so ergeben. Meine Kinder waren da schon groß. Als ich 1985 gebeten wurde, die Vorsitzende der Münchner Gemeinde zu sein, konnte ich mir das gar nicht vorstellen. Meine Antwort war: Fragen Sie doch dazu die Rabbiner. Schon diese Frage zeigte meinen Konservatismus. Ich hatte mich in der Gemeinde vorrangig um die Überlebenden des Holocaust gekümmert. Es gab etliche, die allein waren, keine Familie hatten. Ich wollte nicht in die Politik gehen – als Vorsitzende einer Gemeinde hat man automatisch mit der Politik zu tun.

**SPIEGEL:** Hat Ihre Vorstellung, dass Kinder ganz zur Mutter gehören, biografische Gründe? Sie sind ja von Ihrer Mutter verlassen worden, als Sie gerade vier waren.

**Knobloch:** Ich selbst habe den Drang empfunden, hundertprozentig für meine Kinder da sein zu wollen. Leider kann man diesem Anspruch ja nicht ganz gerecht werden. Ich war eine Glücke, aber es hat meinen Kindern nicht geschadet. Wenn man eine Glücke ist, verwöhnt man ja manchmal. Aber es gibt Unterschiede im Verwöhnen. Die einen verwöhnen mit Luxus, die anderen mit Liebe. Bei mir war es absolut die Liebe. Ich habe das halt selbst nicht gekannt.

**SPIEGEL:** Ihre Mutter war bei der Hochzeit mit Ihrem Vater zum jüdischen Glauben übergetreten, hielt aber 1936 dem Druck der NS-Propaganda nicht stand. Dass sie die Familie ganz verließ, widerspricht ja nicht nur konservativen Wertvorstellungen, sondern auch allgemein menschlichen. Haben Sie eine Erklärung?

**Knobloch:** Vielleicht waren es Angst und Schwäche, das sind immer schlechte Ratgeber. Aber ich möchte darüber nicht spekulieren und meine Mutter nicht anklagen. Das wäre auch nicht im Sinne meines Vaters. Dass es für mich unverständlich war und bleibt, ist aber keine Frage.

**SPIEGEL:** Sie wurden von Ihrem Vater und dessen Mutter erzogen. Beide entstammten dem jüdisch-deutschen Bürgertum. Wie hat sich das Selbstverständnis deutscher Juden seither verändert?

**Knobloch:** Ein Beispiel: Den wievielten haben wir heute? Den 17. Oktober? Meine Großeltern hätten das Datum des jüdischen Kalenders genannt.

**SPIEGEL:** Auch Sie halten Traditionen ein.

**Knobloch:** Natürlich. Manches unterscheidet sich nicht von meiner Großmutter. Wenn ich den Eingang des Schabbats feiere – die Frau des Hauses zündet die Lichter an und spricht einen Segen –, denke ich immer an sie.

**SPIEGEL:** Ihre Großmutter ist in Theresienstadt verhungert. Haben Sie sich auf die Spur ihrer letzten Tage gegeben?



Rabbiner, jüdische Kinder in Berlin: Unsere Nachkommen sollen gern hier leben

STEFAN BONNESS / IPON



**Knobloch:** Als das jüdische Krankenhaus in München aufgelöst wurde, deportierte man die Patienten und das Klinikpersonal. Einer der Ärzte, Dr. Spanier, war mein Kinderarzt gewesen. Er hat meine Großmutter in Theresienstadt getroffen und mir später gesagt: „Sie hat sehr gelitten, aber du warst in ihrem Herzen.“

**SPIEGEL:** Haben Sie weiter nachgefragt?

**Knobloch:** Ich konnte nicht. Vielleicht hätte er mir mehr gesagt, aber ich wollte nicht mehr wissen.

**SPIEGEL:** Für Sie war Deutschland das Land der Mörder. Und das der Retter.

**Knobloch:** Über mich hat Gott seine Hand gehalten, daran glaube ich. Bei mir sind viele Wunder passiert. Einmal wurde mein Vater verhaftet, ich stand auf der Straße daneben. Eine fremde Frau, die einen Kinderwagen schob, sah das, nahm meine Hand, legte sie auf den Griff des Wagens und tat so, als wäre ich ihr Kind. Als ich in Sicherheit war, ließ sie mich nach Hause laufen.

**SPIEGEL:** 1942 hat Ihr Vater Sie zu einem ehemaligen Dienstmädchen Ihres Onkels gebracht, das auf den Hof seiner Eltern im Fränkischen zurückgekehrt war. Es hat Sie im Dorf als ihre Tochter ausgegeben und dadurch gerettet. Waren die Leute im Dorf nicht misstrauisch, dass eine fromme Frau behauptete, ein uneheliches Kind zu haben?

**Knobloch:** Nein, im Gegenteil, die waren erleichtert, dass selbst diese fromme junge Frau mal einen Fehltritt hatte. Und es hat auch nie jemand nachgefragt.

**SPIEGEL:** Immerhin wusste der Dorfpfarrer Bescheid.

**Knobloch:** Den hatte sie eingeweiht, das war ihr wichtig.

**SPIEGEL:** Warum ist sie das Risiko eingegangen, eine Jüdin zu verstecken?

**Knobloch:** Sie war gläubig, hat gehofft, dass wegen dieses guten Werks der Herrgott ihre beiden Brüder heil aus dem Krieg zurückbringt. Und so war es auch.

**SPIEGEL:** Warum hat Kreszentia Hummel nie einen Dank haben wollen? Nicht einmal das Bundesverdienstkreuz, das Sie ihr später hätten ermöglichen können.

**Knobloch:** Die Brüder waren ihr Lohn. Mehr wollte sie nicht.

**SPIEGEL:** Sie waren ein Bürgerkind mit einem Anwalt als Vater. Wie haben Sie das Landleben empfunden?

**Knobloch:** Es war eine Umstellung. Alle mussten sich morgens mit dem Wasser aus derselben Schüssel waschen. Da sie wussten, dass ich ein etwas verwöhntes Stadtkind war, durfte ich mich all die Jahre über als Erste waschen. Aber ich habe mit anpacken müssen und wollte das auch.

**SPIEGEL:** Hat die Arbeit geholfen, die Sorge vor einer Entdeckung zu vertreiben?

**Knobloch:** Das war schon sehr beschwerlich, kann ich Ihnen sagen, bei 35 Grad auf dem Feld stehen und mit der Hand



**Knobloch mit spielenden Kindern 2008 in München:** „Ich war als Mutter eine Glucke“

die Ähren einsammeln. Mir half die Liebe zu den Tieren.

**SPIEGEL:** Als 1945 Ihr Vater von der Zwangsarbeit wiederkam, wollten Sie nicht mit ihm zurück. Warum?

**Knobloch:** Ich hatte München in schlechter Erinnerung, die Nachbarn hatten einen dort angespuckt. Aber die Bauersleute sagten: Geh zurück, aus dir soll mal was werden.

**SPIEGEL:** Sie wollten dann auswandern.

**Knobloch:** Ich lernte mit 16 meinen späteren Mann kennen, er kam aus Krakau, seine Mutter und fünf Geschwister waren im Ghetto erschossen worden. Er sah Deutschland als Durchgangsstation, wollte nach Amerika. Und ich wollte mit.

**SPIEGEL:** Aber Sie sind nie gegangen.

**Knobloch:** Wir hatten schon die nötigen Papiere und bemühten uns um die Ausreise, aber es kam immer etwas dazwischen. Damals waren es ja Tausende, die das Land verlassen wollten, und die Kontingente waren begrenzt. Dann kündigte sich mein erstes Kind an, ab dem siebten Monat durfte man nicht mehr ausreisen. Später hatte dann mein Mann beruflichen Erfolg – aber wir saßen jahrzehntelang auf gepackten Koffern. So hatte ich beispielsweise meine Zweifel, als zwei meiner Kinder Jura studieren wollten, weil

ich dachte, dann seien sie aufs deutsche Recht spezialisiert und somit beruflich an dieses Land gebunden. Nun ja, meine eine Tochter wurde Ärztin in Israel, die andere arbeitet heute in Frankreich. Mein Sohn blieb in Deutschland. Mein Mann starb hier 1990.

**SPIEGEL:** Wären Sie gern nach Israel gegangen?

**Knobloch:** Ich liebe Israel – es hat sich anders ergeben.

**SPIEGEL:** Sie sagen, die Solidarität mit Israel nehme ab. Woran machen Sie das fest?

**Knobloch:** Beispielsweise erinnere ich mich gut an 1967, während des Sechs-Tage-Kriegs gab es in München Demonstrationen für Israel. Da hat man sich in den Medien mit Solidarität überschlagen, das kann ich heute nicht mehr feststellen.

**SPIEGEL:** Welche Kritik an Israels Politik halten Sie für angemessen, welche nicht?

**Knobloch:** Eine sachliche, konstruktive Kritik halte ich immer für angemessen. Das ist unter befreundeten Staaten normal und sogar wichtig. So gibt es ja etwa auch Kritik an Italien oder an Griechenland, die würde ich aber doch nie so massiv und aggressiv formulieren. Den israelischen Staat mit den Nazi-Mördern zu vergleichen, was ja vorkommt, das ist nicht hinnehmbar, dagegen wehre ich mich.



**SPIEGEL:** Sie selbst haben sich mal als deutsche Patriotin beschrieben. Viele nicht-jüdische Deutsche können sich wegen der NS-Vergangenheit nicht als Patrioten verstehen. Warum ausgerechnet Sie?

**Knobloch:** Die Menschen hier sollten sich sehr wohl und bewusst als aufgeklärte Patrioten begreifen. Sie haben allen Grund dazu. Deutschland hat sich nach dem Krieg wieder in die Weltgemeinschaft eingeordnet und ist zu einem beispielhaften freiheitlich-demokratischen Land geworden. Ich glaube übrigens, die jüdischen Menschen haben einen entscheidenden Anteil daran, dass das Ausland Deutschland wieder achtet. Unser Vertrauen, unser Glaube an dieses Land haben dazu beigetragen.

**SPIEGEL:** Sie fordern auch Schüler auf, Patrioten zu sein. Ist das nicht riskant?

**Knobloch:** Es ist nur wichtig, zwischen Patriotismus und Nationalismus zu unterscheiden. Ich spreche von aufgeklärtem Patriotismus. Das bedeutet, die liberalen und demokratischen Errungenschaften dieses Landes wertschätzen und schützen zu wollen. Ich habe heute wieder eine Schulklasse hier im Gemeindezentrum empfangen und zu den Schülern gesagt: Ihr habt das Glück, eine hervorragende Bildung zu haben, ihr habt eine Zukunft in diesem Land, dann tut auch etwas dafür. Wir haben demokratische Parteien, in denen ihr etwas leisten, wo ihr Kritik üben und die Zukunft mitgestalten könnt.

**SPIEGEL:** Einer Ihrer Vorgänger im Amt des Präsidenten des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, hatte am Ende seines Lebens ein eher gebrochenes Verhältnis zu Deutschland. Wie kam das?

**Knobloch:** Bubis äußerte vor seinem Tod die Empfindung, nichts erreicht zu haben. Ich sagte ihm noch, dass das nicht stimmt. War er doch der erste Repräsentant des Judentums nach dem Krieg, der bewusst an die Öffentlichkeit gegangen ist, um mit den Menschen zu diskutieren. Das hat so viel gebracht. Leider machte er ausgerechnet am Ende seines Lebens eine ähnlich schockierende Erfahrung wie ich jetzt mit der Beschneidungsdebatte.

**SPIEGEL:** 1998. Die Walser-Bubis-Debatte.

**Knobloch:** Ja, Martin Walser redete in der Paulskirche von Auschwitz als Drohroutine, die Leute klatschten. Und dann ging die Debatte los. Bubis hatte damals das Gefühl, so wie ich zuletzt, keinen Rückhalt in der Gesellschaft zu haben. Wollt ihr uns Juden noch? Genau diese Frage hat er sich damals gestellt.

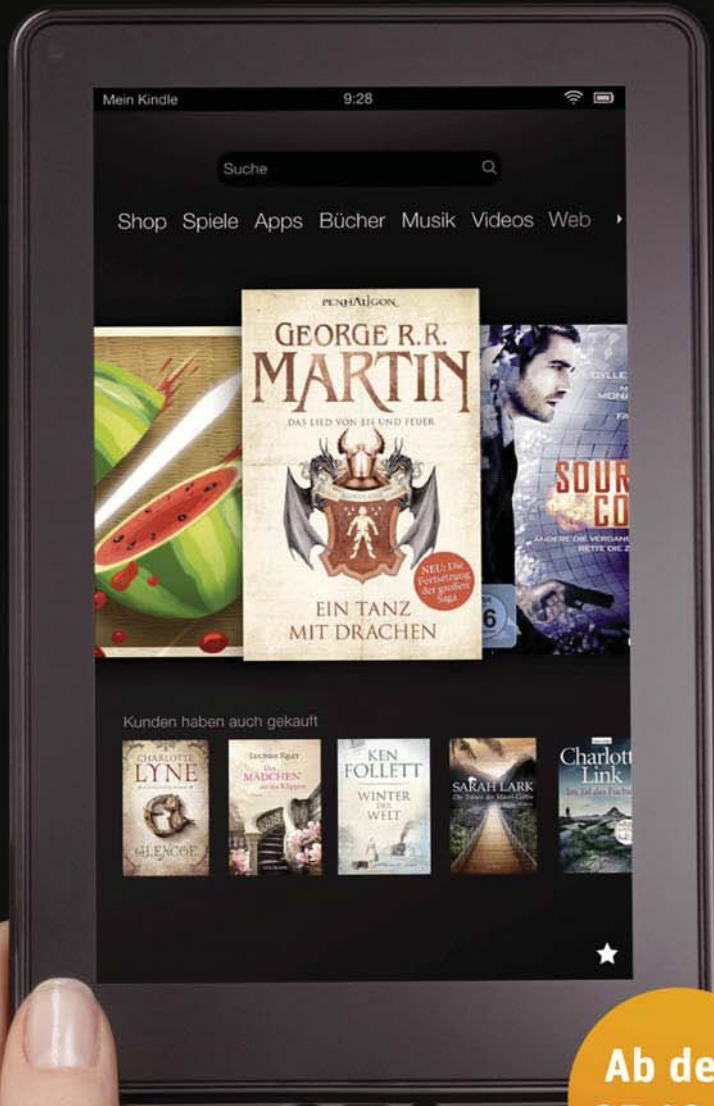
**SPIEGEL:** Sie feiern jetzt achtzigsten Geburtstag. Den Tag selbst werden Sie nur mit Ihrer Familie begehen. Hat das mit den Verletzungen zu tun, die Sie jetzt empfunden haben?

**Knobloch:** Nein. Ich habe nie hier gefeiert, ich werde verreisen. Meistens machen die Kinder mir eine Überraschung.

**SPIEGEL:** Frau Knobloch, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Zum Ausprobieren und Anfassen in Ihrem GRAVIS Store

kindle



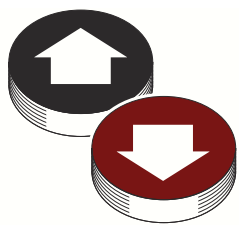
Ab dem  
25.10.12

GRAVIS

www.gravis.de

amazon

Source Code © 2011 Vendôme International, LLC. All Rights Reserved. Artwork & Supplementary Materials © 2011 Summit Entertainment, LLC. All Rights Reserved.



# Pepys Road ist überall

**LITERATURKRITIK:** In seinem Roman „Kapital“ erzählt der britische Schriftsteller John Lanchester, wie die Globalisierung Lebensläufe durcheinanderbringt.

Der Titel ist natürlich schon mal sehr effektiv. „Kapital“, so heißt der Roman von John Lanchester, der in London spielt, wo Karl Marx begraben liegt.

„Kapital“, ganz allgemein, nicht „Das Kapital“ – weil Geld als Gegner nicht mehr greifbar ist, wie für Marx, sondern höchst diffus präsent, im Leben, im Denken, im Fühlen, meint John Lanchester.

„Kapital“, ganz einfach, nicht „Kapitalismus“ – weil Geld nicht ideologisch zu bekämpfen ist, wie für Marx, sondern pure Praxis ist, davon erzählt John Lanchester: Es sind weitgesponnene Geschichten aus der globalisierten Welt, die alle in einer einzigen Straße in London beginnen, enden, sich um diese Pepys Road zurren, ein Knäuel von Lebensläufen, Lügen, Hoffen und Scheitern, das John Lanchester sehr sorgfältig in der Hand hält.

Da ist Roger Yount, Pepys Road Nummer 51, Banker und Bonusmillionär, so denkt er jedenfalls eine Weile lang, es ist der Winter 2007, und die Welt des Kapitals scheint noch in Ordnung – jedenfalls wenn man in einem Büro in der Londoner City sitzt und die ersten Anzeichen, die leichten Vorbeben schon deswegen ignoriert, weil man zwei Häuser hat, die man teuer umbaut, weil man zwei Kinder hat, die teuer erzogen werden, weil man eine Frau hat, die Konsum mehr liebt als ihre Familie.

Da ist Ahmed Kamal, Pepys Road Nummer 68, Pakistaner und Kioskbetreiber, der eine Frau hat und zwei Kinder und vor allem einen Bruder, der nicht in Cambridge studieren wollte und lieber nach Tschetschenien ging, ohne gleich Terrorist zu werden, aber erzählen Sie das mal dem englischen Geheimdienst.

Da ist Petunia Howe, Pepys Road Nummer 42, eine alte Frau mit einem Hirntumor und einem Koffer voll Geld, und

von beidem weiß sie nichts, und einem Enkel, und auch den versteht sie nicht – ein Konzeptkünstler, der die Straße für politische Aktionen nutzt und so berühmt ist, weil keiner weiß, wer er wirklich ist: Lanchesters Vorbild für ihn ist Banksy, der anonyme britische Künstlerstar.

Da ist Freddy Kamo, Pepys Road Nummer 27, ein Junge mit dünnen Beinen und einem genialen Talent für Fußball, weshalb er jetzt nicht mehr im Senegal sitzt, sondern in London, für 20.000 Pfund die Woche bei einem Spitzenclub spielt, bis

ta“, den „New Yorker“, die „London Review of Books“, den „Observer“, er kann nicht anders, als Intelligenz und gutes Gewissen zu verbinden. Seine Moral hält er dabei einigermaßen angelsächsisch unter Kontrolle – und trotzdem ist „Kapital“ in gewisser Weise die Mittelklassevariante des Theoriewälzers „Empire“, mit dem Michael Hardt und Antonio Negri Anfang der nuller Jahre den herrschenden Geldgeist beschreiben und bekämpfen wollten.

Migration, Armut, Ungerechtigkeit und wie das alles mit dem System des globalisierten Kapitalismus zusammenhängt, Familie, Liebe, Alltag und wie das alles durcheinandergeworfen wird, Kunst, Geschäfte und Karrieren und wie das alles schiefgehen kann: Darum geht es in „Kapital“. Es ist, wie der Titel, ein effektives Buch, das einem nichts erzählt, was man nicht schon weiß – das aber auf eine klare und manchmal sogar spannende Art und Weise: ein bisschen wie Tom Wolfe ohne Ausrufezeichen und Bret Easton Ellis ohne Pop.

Lanchester, 50, ist dabei Journalist genug, um seine Figuren und deren Verhältnisse genau und nüchtern zu schildern, und er ist Schriftsteller genug, um

ihnen daraus Fallen zu bauen. Wo Charaktere sonst Psychologie haben, haben sie hier Motive und Strategien. Wo Identität sonst etwas ist, was einen trägt, ist sie hier etwas, was man tauscht oder erwirbt. Wo die Welt sonst groß und unübersichtlich ist, ist sie hier eine Straße, die die Widersprüche und Konflikte sauber bündelt.

„Am Ende der Straße“, so beschließt Lanchester sein unaufgeregt engagiertes Gegenwartspanorama, „drehte er sich noch einmal um und erhaschte einen letzten Blick auf seine ehemalige Haustür, und während er das tat, war das Einzige, was er dachte: Ich kann mich ändern, ich kann mich ändern, ich verspreche es hoch und heilig, ich kann mich ändern ändern ändern.“

GEORG DIEZ



ihn das Schicksal erwischt, so ist das eben, Romane brauchen Stoff.

Da ist Bogdan, der eigentlich Zbigniew Tomaszewski heißt, aber warum soll man einen polnischen Handwerker nicht Bogdan nennen? Da ist Quentina Mkfesi, die sich Kwama Lyons nennt, wenn sie als Politesse arbeitet, weil sie eine illegale Einwanderin aus Simbabwe ist.

Da ist Matya, das hübsche ungarische Kindermädchen, in das sich Roger Yount verliebt und das sich doch für Bogdan entscheidet, der Zbigniew heißt, obwohl er Handwerker ist und kein Banker – aber so ist das eben, ein linksliberales Weltbild braucht seinen moralischen Unterbau.

Dieser leicht sentimentale Gestus ist John Lanchester dabei gar nicht vorzuwerfen – Lanchester kommt eben aus der Mitte dieses Milieus, er schreibt für „Gran-

John Lanchester: „Kapital“. Aus dem Englischen von Dorothee Merkel. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart; 688 Seiten; 24,95 Euro. Erscheint am 24. Oktober.



# Das SPIEGEL-Testpaket:

10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



## Pierre-Cardin-Geldbörse

Stilvoll und praktisch – das klassische Portemonnaie aus dunkelbraunem Ziegenleder mit hellbraunen Ziernähten. Perfekt organisiert mit 8 Kreditkartenfächern, einem Netzfach, 2 Steckfächern, einem Kleingeldfach und einem zweiteiligen Scheinfach. Maße geschlossen (BxH): ca. 12x9 cm.



## Bresser-Fernglas „TOPAS“

Handliches und elegantes Fernglas aus Metall. Mit 10facher Vergrößerung, Mitteltriebfokussierung, manuellem Dioptrienausgleich und voller Vergütung der Optik für einen guten Kontrast. Naheinstellung ab 7 m. Objektiv-Ø: ca. 25 mm. Inkl. Tasche. Maße (BxHxT): ca. 11x3,6x11,4 cm.



## TFA-Wanduhr

Moderne Wanduhr mit Hygro- und Thermometer. Inklusive Batterie. Farbe: Silber. Maße: Ø ca. 26,5 cm, Tiefe ca. 3,5 cm.



## Keramik-Messerset

Praktisch und effizient. Kleines Schälmesser und Keramikschäler mit schwarzen Zirkon-Klingen – hygienisch und immer scharf, kein Nachschleifen erforderlich! Griffe aus schwarzem Kunststoff. Lieferung im Designkarton.

B&F - Borken

## Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

### Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ Wunschgeschenk sichern
- ☒ 10 x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- ☒ Nur im Testpaket über 30 % sparen
- ☒ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 42,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

### Mein Wunschgeschenk:

- ☐ Pierre-Cardin-Geldbörse (3571) ☐ Bresser-Fernglas „TOPAS“ (4230) ☐ TFA-Wanduhr (3852) ☐ Keramik-Messerset (4002)

☐ Frau ☐ Herr  
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift SP12-298

Einfach Coupon senden an:  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700  
Aktionsnummer SP12-298

Fax 040 3007-857085  
Einfach Coupon ausschneiden und faxen





GEORGEY SATELLITE IMAGE

## Steinlinien im Gras

Auf Satellitenbildern ist im Südlichen Ural eine riesige Struktur zu erkennen, die von einem Steinzeitvolk geschaffen wurde. Der Geoglyph ist aus großen und kleinen, hell schimmernden

Steinen geformt, stellt vermutlich einen Hirsch dar und ist neuesten Erkenntnissen russischer Forscher zufolge rund 5000 Jahre alt. Zum Vergleich: Die berühmten Nazca-Linien von Peru sind erst ab 500 vor Christus entstanden.

## KRIMINALISTIK

### Misstrauen gegen die Schönen

Bei attraktiven Opfern ehelicher Gewalt reagieren Ermittlungsbeamte häufig misstrauisch. Das geht aus einer Untersuchung hervor, bei der Sozialpsychologen von der Universität Granada 169 spanischen Polizeioffizieren zwei unterschiedliche Protokolle einer

erfundenen Geschichte vorlegten. Eine Frau hatte dabei ihren Mann nach jahrelangen körperlichen Misshandlungen angeblich in Notwehr getötet. Im einen Fall wurde die Täterin als mitgenommen, fragil und wirtschaftlich vom Mann abhängig geschildert. Im anderen war sie gutaussehend und verdiente ihr eigenes Geld als Finanzberaterin. Jeweils die Hälfte der Ermittler, die meisten davon Männer, bekamen entweder die eine oder die andere Variante der Geschichte zu lesen. Fazit der Forscher: „Wenn die

Frau attraktiv war, gaben ihr die Polizisten mehr Schuld am Geschehen, als wenn sie dem Prototyp des zerbrechlichen Opfers entsprach.“ Bei der Beurteilung spielte offenbar der unterschwellige Sexismus der Befragten eine Rolle: Je ausgeprägter er war, desto eher neigten die Teilnehmer zur Schuld der Schönen. Die Wissenschaftler ziehen daraus klare Schlüsse: Die Ermittler müssten besser geschult werden, damit vermieden werde, dass sie sich „von äußerlichen Merkmalen oder stereotypen Ansichten über häusliche Gewalt“ leiten lassen.



Weibliches Gewaltopfer, Ermittler (Filmszene)

MARTIN VALENTIN MEYER / ZDF

## TIERE

### Ultraschall-Gebrabbel der Fledermäuse

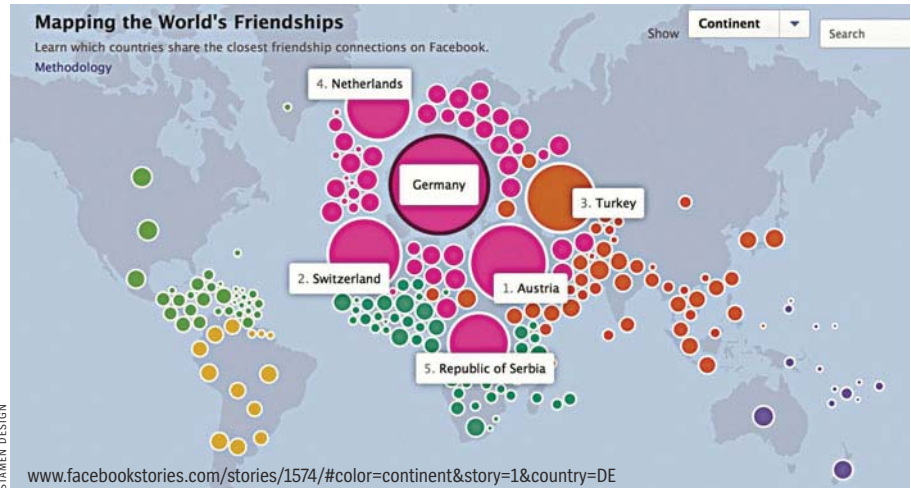
Mit Ultraschall und Echoortung können Fledermäuse nicht nur Jagd auf Motten machen und sich nachts orientieren. Jetzt haben Biologen von der Universität Ulm durch Frequenzanalysen bei Sackflügel-Fledermäusen herausgefunden, dass die Säuger über das Echoortungssystem auch kommunizieren. Bei den Feldexperimenten in Costa Rica erkannten die Forscher, dass in den Lauten Informationen über Geschlecht und sogar Körpergröße der Absender enthalten sind. Männchen bandeln per Ultraschall mit paarungswilligen Weibchen an. Auf deren spitze und kurze Signale reagieren sie mit freundlichem Liebesgesäusel. Die tiefer klingenden Rufe konkurrierender Freier, die es auf ihren Harem abgesehen haben könnten, beantworten sie dagegen mit aggressivem Protestgarnen. In einer früheren Studie hatte eine der beteiligten Forscherinnen bereits dokumentiert, dass sich schon Fledermausjunge früh in einer Art Ultraschall-Gebrabbel üben – mit immer wieder eingestreuten Balztrillern.



## QUERSCHNITT

## Weltweite Bande

Die amerikanische Politologin Mia Newman hat eine interaktive Grafik der internationalen Facebook-Freundschaften erstellt. Deutsche haben danach die meisten Partner in Österreich, US-Amerikaner in Mexiko. Vieles erklärt sich durch Migration oder alte Kolonialbande. Doch wer sich durchklickt, erlebt auch Überraschungen: Warum haben Ecuadorianer besonders viele Facebook-Freunde im Kongo, warum Kasachen in der Zentralafrikanischen Republik?

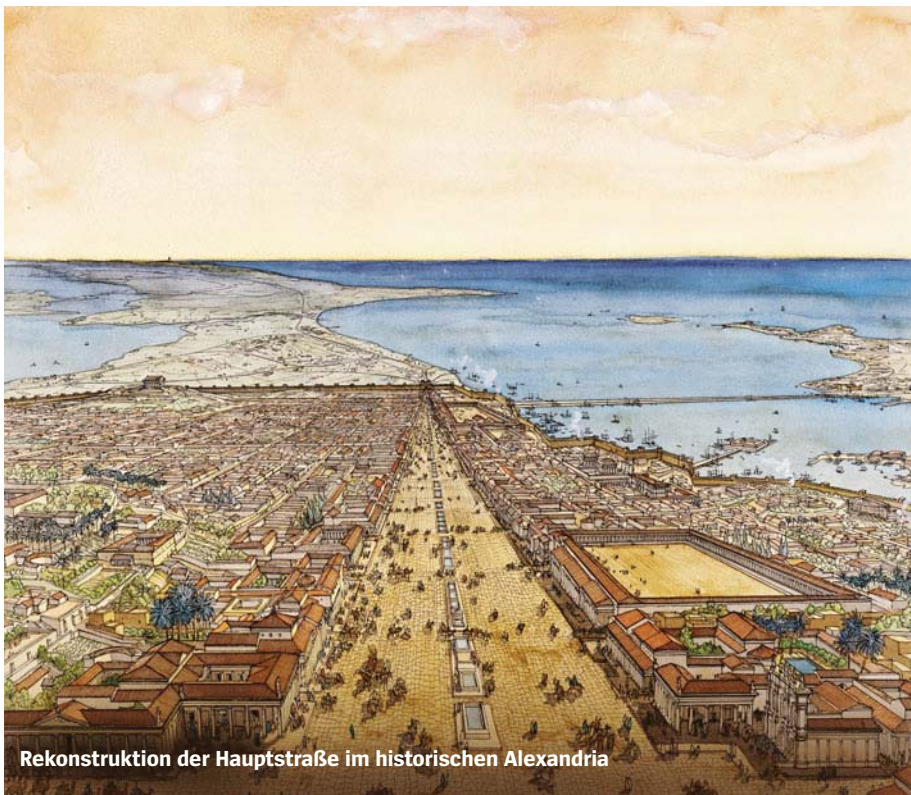


## ARCHÄOLOGIE

## Geburtstagsspektakel für den Feldherrn

Wurde die Hauptstraße Alexandrias auf den Punkt am Horizont ausgerichtet, an dem am Geburtstag des Stadtgründers, Alexanders des Großen, die Sonne aufgeht? Zumindest die Archäo-astronomen Luisa Ferro und Giulio Magli sind davon überzeugt, wie sie in der jüngsten Ausgabe des „Oxford

Journal of Archaeology“ schreiben. Auch Regulus, der Königsstern im Sternbild Löwe, schob sich ihren Berechnungen zufolge rund um den 20. Juli, den Geburtstag des Makedonen-herrschers, in der Verlängerung der Straße über den Horizont. Schon lange hatten Experten sich gewundert, warum das Straßenraster der wie auf dem Reißbrett entworfenen Stadt nicht der Küstenlinie folgt, sondern merkwürdig schräg in der Landschaft liegt. Mit den astronomischen Rekonstruktionen der italienischen Forscher könnte dieses Rätsel jetzt gelöst sein.



Rekonstruktion der Hauptstraße im historischen Alexandria

JEAN-CLAUDE GOLVIN

## NATURKATASTROPHEN

## Vulkanexplosionen durch Zündfunken

Britische Forscher glauben, den Auslöser für besonders verheerende Vulkanexplosionen entdeckt zu haben, bei denen ganze Bergkegel verschwinden. Die Geowissenschaftler von der University of Southampton untersuchten Kristalle in Ablagerungen von Glut-lawinen aus einem kesselartigen Einbruchskrater auf Teneriffa, in dessen Mitte sich der Vulkan Pico del Teide erhebt. Aus dem bei früheren Eruptionen an die Oberfläche geschleuderten Material lassen sich wie aus einer Blackbox Magmaprozesse ablesen, die unmittelbar vor der Katastrophe im Untergrund stattfanden. Demnach erreicht der Feuerberg immer dann einen kritischen Zustand, wenn durch Hitzezufuhr von unten die Schichten flüssigen Gesteins in der Magmakammer durcheinandergeraten. Älteres Magma von der Basis mischt sich so mit kühlerem Material von der Kammerdecke, das eine andere chemische Zusammensetzung hat. Dichteunterschiede und Entgasungen sind dann der Zündfunke für eine Explosion des Bergs, die den gesamten Kegel absprenge kann. Beim Vorläufer des heutigen Vulkans Teide auf Teneriffa ist es nach Erkenntnissen der Forscher in den vergangenen 700 000 Jahren mindestens achtmal zu solchen Megaexplosionen gekommen. Selbst bei den kleineren davon spie der Berg 25-mal mehr Asche und glühende Steine in den Himmel als der isländische Eyjafjallajökull vor drei Jahren.

MEDIZIN

# Die Nick-Kinder

Im Grenzgebiet zwischen Uganda und dem Südsudan ist eine rätselhafte Seuche ausgebrochen. Sie befällt Kinder, die erst unkontrolliert nicken. Es folgen Krämpfe, zuletzt fallen sie in Apathie. Was steckt dahinter?

**D**as Mädchen tanzt. Es wippt mit dem Po auf und ab, bellt, verdreht die Augen. Beine und Po sind nackt, es trägt ein pinkfarbendes, schmutziges T-Shirt. „High School Musical“ steht darauf. Die Mutter sitzt daneben auf dem Steinboden. „Was ist das, was mein Kind hat?“, fragt sie.

„Lucluc“ nennen sie mancherorts in Uganda die rätselhafte Seuche, die nur Kinder befällt. „Nick-Syndrom“ sagen Mediziner. Erst waren es nur wenige, ein paar Mädchen und Jungen. Inzwischen gelten mehr als 3000 Kinder im Norden Ugandas als krank, im Nachbarland Südsudan wahrscheinlich noch mal so viele.

Es beginnt mit dem Nicken: Plötzlich sackt der Kopf der Kinder auf die Brust, und jedes Mal, wenn sie ihn hochnehmen, fällt er wieder herab. Dann kommt das Zucken, das Krampfen.

Möglichst oft versucht Joyce Kaducu, die Kinder zu besuchen. Sie arbeitet als Kinderärztin an der Gulu University. Vier Stunden dauert es von dort bis in die betroffene Region. Kaducu ist ein fröhlicher Mensch, sie lacht, quietscht und prustet los. Wen sie mag, den herzt und umarmt sie. Während der Jeep durch den afrikanischen Busch rumpelt, erzählt sie von ihrem Heimatdorf Moyo an der Grenze; von ihrem Medizinstudium in der Hauptstadt Kampala; vom Mysterium, wie sie es nennt: den Nick-Kindern.

Je weiter der Weg nach Norden führt, desto mehr franst die Straße aus, ist zuletzt nur eine Piste aus rotem Sand. Frauen balancieren Kanister auf dem Kopf, mannshohes Elefantengras wuchert am Rand. Im Westen schimmern dunkelblau Berge, die Grenze zum Kongo.

Vor einem hohen Zaun stoppt der Wagen, dahinter liegen Baracken mit Wellblechdach. Von den Wänden bröckelt der Putz. Hier in der Atanga-Klinik leben das tanzende Mädchen und seine Mutter. Seit drei Monaten ist die Klinik auch das Zuhause von Richard.

Anfang Juni hat der Vater den 17-Jährigen, der aussieht wie zehn, in die Klinik gebracht. Arme und Beine sind abgemagert, die Knöchel schmal wie Handgelenke, die Knochen verdreht. Aus einem



**Kinderärztin Kaducu, Patient Richard**  
Ein 17-Jähriger, der aussieht wie zehn

Heft liest der Pfleger vor: Gewicht 21,5 Kilogramm, Größe unbekannt. Ein Maßband gebe es nicht. Aber es gehe dem Jungen besser, seitdem er Essen bekomme und Medikamente gegen die Anfälle. Es gebe nun Tage ohne Krämpfe.

In seinem Heft hat der Pfleger die Fälle drei Diagnosen zugeordnet: „Nur Epilepsie“, „Nur Kopfnicken“, „Kopfnicken Plus“. Bei Richard fangen die Anfälle mit dem Nicken an. Dann zuckt er, kämpft, schlägt um sich: „Kopfnicken Plus“.

Es sei eine Form von Epilepsie, sagen die Ärzte, darauf deuteten die Hirnströme im EEG hin. Sie wissen auch, wie das Nicken entsteht: Die Nackenmuskeln versagen für einen Moment, verlieren ihre Spannung. 20-mal pro Minute bei man-

chen. Doch das, so scheint es, ist nur ein frühes Zeichen für etwas, das nach und nach das ganze Gehirn zerstört.

„Junge“, ruft der Vater seinen Sohn. Aber der antwortet nicht. Richard hat aufgehört zu sprechen, auch hören kann er nicht mehr.

Er bewegt sich nur noch selten, meist liegt er auf der Matratze und starrt nach oben, den Mund leicht offen, die Lippen angeschwollen. Speichel fließt aus seinem Mund. Sein T-Shirt ist nass davon. Maiskörner kleben an seiner Backe.

Kaducu streicht Richard über das Haar, zupft an den wenigen Härchen, die er noch hat. Sie kniet hinter ihm, die Arme über seine Schultern gelegt, fährt ihm manchmal über den Kopf.

Ein Junge schiebt sich herein. Er rutscht auf dem Po, hebt den Körper mit den Händen auf dem Steinboden nach vorn. Die Beine hat er eng an den Oberkörper gezogen. Er kann sie nicht mehr strecken, seit er während eines Anfalls in ein Feuer gefallen ist. Als die Haut heilte, blieben seine Beine steif.

„Er braucht Physiotherapie“, sagt Kaducu. Sie schaut den Pfleger an und seufzt: „Ich weiß, ihr seid wenige.“

Nickende Kinder, das gab es schon einmal. 1962 tauchten erstmals Berichte aus Tansania auf. Der österreichische Mediziner Erich Schmutzhard und die Münchener Neurologin Andrea Winkler haben das Phänomen untersucht. Doch in Uganda, sagt Winkler, liege der Fall anders. In Tansania ist nur eine Bergregion betroffen, der Zustand der Kinder verschlechtert sich nicht so rasant, ein paar erholen sich sogar. Heute ist die Ärztin nahezu sicher: „Wir haben es mit zwei unterschiedlichen Krankheiten zu tun.“

Irgendwo im Grenzgebiet zwischen dem Südsudan und Uganda muss etwas Neues entstanden sein. Doch was ist es? Forscher wie Winkler und ihre Mitarbeiterin Kaducu wollen das jetzt herausfinden.

Als Kaducu bei einer zweiten Klinik ankommt, stürmt eine robuste Frau in Schwesternuniform heran. Sie schimpft auf Acholi, der Sprache der Region: „Keine Fremden. Und keine Fotos. Niemand darf hier hinein.“ Das Gesundheitsminis-





**Nick-kranker Junge:** Die Eltern fesseln ihn, ehe sie bei Sonnenaufgang zur Feldarbeit aufbrechen

BRIAN SOKOL / PANOS / DER SPIEGEL

terium hat das angeordnet. In Uganda ist das Nicken politisch geworden.

Die Krankheit hat alte Konflikte wiederbelebt zwischen dem reichen Süden und dem armen Norden, alte Ängste aus der Zeit, als die Acholi zwischen die Fronten des Bürgerkriegs geraten waren. „Erst haben sie uns Aids geschickt, jetzt das“, glauben manche zu wissen. Deshalb soll es keine Fotos geben von Kindern wie dem Jungen hinter dem Klinikgebäude.

Der Junge hängt in seinem Rollstuhl, sie haben seinen Oberkörper mit einem Gurt an den Stuhl fixiert, er würde sonst hinauskippen. Auf dem Boden liegt ein staubiger Urinbeutel. Der Junge starrt aus dunklen leeren Augen, sein Mund steht offen, ein paar letzte kaputte Zähne sind zu sehen, Speichel läuft.

„Das hier sind nicht alle kranken Kinder“, sagt Klinikleiterin Beatrice Odokonyero. Viele Familien schafften es nicht bis hierher. Es fahren keine Busse, wie sollen sie da ihre kranken Kinder bringen? Deshalb fährt Odokonyero mit ihrem Team zweimal wöchentlich zu ihnen.

Gemeinsam geht es tiefer in den afrikanischen Busch hinein. Vor ein paar Monaten, erzählt sie bei einer Flussüberquerung, sei sie mit ein paar Amerikanern

hier gewesen. Da war die Brücke verschwunden, vom Wasser weggerissen.

Die US-Amerikaner gehörten zum Centers for Disease Control (CDC). Seit drei Jahren untersuchen sie die Krankheit, sie haben ein paar Fährten aufgenommen, die meisten allerdings führten in Sackgassen. Vergiftetes Essen, Affenfleisch, Chemikalien aus dem Bürgerkrieg, verschmutzte Flüsse: alles negativ.

Nur wenig gilt bisher als gesichert: Die Kinder sind meist zwischen 5 und 15 Jahre alt, wenn die Krankheit beginnt. Oft löst der Anblick von Essen die Krämpfe aus. Oder sie beginnen, wenn es kalt wird. Viele der kranken Kinder sind während der Rebellenkriege in Lagern aufgewachsen, litten Hunger, sind traumatisiert. Manche mussten mitansehen, wie ihre Eltern erschossen wurden. Vielen fehlt es zudem an Vitamin B6. Eine Studie soll prüfen, ob es einen Zusammenhang gibt.

Die bislang vielleicht beste Spur: Die kranken Kinder sind häufig von einem bestimmten Fadenwurm befallen, übertragen von einer Mücke. Doch vieles bleibt rätselhaft: Warum sind nicht alle kranken Kinder mit dem Parasiten infiziert? Warum nicken nicht mehr Kinder in Afrika, wo der Parasit weit verbreitet

ist? Und wie soll er das Hirn schädigen, wenn doch nichts darauf hinweist, dass er bis dorthin vordringt?

Irgendwann deutet die Klinikleiterin aus dem Autofenster: Erwachsene mit Kindern, die alle in eine Richtung streben, laufen am Straßenrand. Bald taucht ihr Ziel auf: eine Lichtung zwischen Palmen, auf der sich die Menge in Reihen aufstellt.

Ein Mädchen hält Kaducu ein zerfledertes Schulheft hin. Die Ärztin liest die Diagnose: Kopfnicken. Ein Feuer hat dem Mädchen das rechte Auge genommen, Teile der Haut am Hals, an der Wange bis hoch an die Stirn. Weiße, vernarbte Haut ist zurückgeblieben. Anderen Kindern fehlen Hände. Manche stützen sich auf Krücken. Einer trägt ein Krankenblatt bei sich: „Wegbleiben von Wasser und Feuer“ steht darauf. Viele Kinder sterben, weil sie während eines Anfalls in Feuerstellen oder in den Fluss fallen.

Kaducu fragt, wie häufig die Anfälle sind, ob das Kind noch zur Schule gehen kann. Das Mädchen bekommt ein Medikament gegen die Anfälle, dazu zwei Kilogramm Bohnen und zwei Kilogramm Mehl.

An einer der Menschenschlangen breiten Frauen Tücher aus, jemand lässt Bohnen und Mehl hineinrieseln, schnürt zu





BRIAN SOKOL / PANOS / DER SPIEGEL

**Wartende vor der ärztlichen Untersuchung:** Für Kranke gibt es Bohnen, Mehl und Aufmerksamkeit

und hängt den Beutel an eine Waage, die an einem Ast baumelt. Ein anderer verteilt Nusspaste. Eine Frau mit Rastas zählt Pillen in ein Tütchen: Medikamente für die krampfenden Kinder.

Jeden Patienten trägt sie in ein Buch ein, groß wie ein Klassenbuch: Name, Dorf, Diagnose, Ration. Sie bekommen Tabletten, meist Natriumvalproat.

In einer Schubkarre liegt ein Mädchen eingewickelt in eine Decke. Es hustet, sein Atem geht schnell. Nicken, sagt die Mutter und verscheucht die Fliegen, die versuchen, auf ihrer Tochter zu landen.

Als Kaducu wieder in den Wagen sinkt, wirkt sie still. Immer diese Kinder zu sehen; zu sehen, wie sie hinfallen, sich verbrennen, wie es ihnen immer schlechter geht. „Das schmerzt“, sagt sie zu ihrer Kollegin. Diese berichtet, dass sie das Mädchen in der Schubkarre vor ein paar Wochen schon mal gesehen habe. Da konnte es noch laufen.

Damals wollten sie das Kind mit in die Klinik nehmen, aber die Mutter wehrte sich. Viele hier misstrauen den Ärzten. Lieber wenden sie sich an die traditionellen Heiler, die wenigstens eine Erklärung für das bieten, was die Kinder krank macht.

Eine Frau erzählt, wie ein Heiler versprach, ihre Kinder zu reinigen. Wie in vielen Familien hat es gleich mehrere ihrer Kinder getroffen. Zu dritt sitzen sie neben ihr, starren ins Leere. Nur ihre drei kleinen sind gesund.

Der Heiler, erzählt sie, schnitt eine Frucht in zwei Hälften, rieb die Paste den Kindern über die Lippen, bis die Nase tropfte. Damit, so versprach er, sei die Krankheit herausgespült.

„Es half nicht“, sagt sie. Sie fühle sich von der Welt vergessen. Vor vier Jahren kam sie in dieses Dorf. Vorher lebte sie in einem Camp, 4000 Menschen mussten sich eine Toilette teilen, es gab Übergriffe von Rebellen und auch von Soldaten, die sie eigentlich beschützen sollten. Ihre neuen Nachbarn meiden ihre Familie aus Angst vor Ansteckung.

## Von 50 Millionen Epileptikern weltweit leben 40 Millionen in Afrika.

Eins sei besonders schlimm, sagt sie. Sie könne nicht aufs Feld gehen, keine Bohnen, Kassava und Mais pflanzen, weil ihre Kinder verrücktspielten.

Darüber klagten viele Eltern. Ihre Kinder sind oft verwirrt, vor und nach den Anfällen. Sie verlieren die Orientierung, manche fühlen sich verfolgt, laufen weg und landen im Busch. Eine Mutter wusste sich nicht mehr zu helfen. Ihr Sohn sitzt vor ihr, um ihn herum Essensreste, es riecht nach Schweiß und Urin. Neulich rannte der Junge weg. Sie fanden ihn erst

am folgenden Morgen unter einem Baum. Seitdem fesseln seine Eltern ihn mit Stoffketten um die Knöchel, bevor sie bei Sonnenaufgang zur Feldarbeit aufbrechen.

Vielleicht könnten Autopsien zeigen, was vor sich geht. Doch den Körper eines Toten zu öffnen gilt hier als Tabu. Auch Kernspin-Untersuchungen brachten kaum Hinweise – womöglich deshalb, weil es nur zwei Geräte im Land gibt, und die sind veraltet.

Noch wissen die Wissenschaftler nicht, ob sich die Krankheit ausbreitet. Lange ließ es die Sicherheitslage nicht zu, einzelne Fälle zurückzuverfolgen. Außerdem leidet nicht jedes Kind mit der Diagnose wirklich unter der Krankheit. Manchmal wünschen sich die Eltern die Symptome allzu sehr. Denn sie wissen: Nick-Kinder bekommen Bohnen, Mehl und Aufmerksamkeit.

In einer Schule haben sich 152 Kinder krankgemeldet. „Nick-Krankheit“, sagen die einen; „Massenhysterie“, die anderen. Und manchmal ist es auch etwas, das schon immer da war: normale Epilepsie.

Auf dem Heimweg deutet Kaducu auf einen Jungen, der am Straßenrand am Boden liegt. Aufgeregte Kinder in Schuluniform stehen um den reglosen Körper herum. Der Junge rappelt sich auf, Blut läuft von seiner Stirn, wo er aufgeschlagen ist. Der Fahrer sagt, das erlebe er mehrmals pro Woche. Epilepsie eben.

Die Krankheit ist häufig in Afrika, aber niemand redet gern darüber. Eltern ver-



leugnen ihre Kinder, weil sie die Anfälle als Ausdruck des Bösen deuten, das ihre Kinder befallen hat.

Von den 50 Millionen Epileptikern weltweit leben über 40 Millionen in Afrika. Kaducu hat eine der großen Studien zum Thema betreut. Fast 43 000 Menschen haben sie und ihre Kollegen untersucht. Dabei zeigte sich: In Norduganda leiden Menschen noch häufiger an Epilepsie als in anderen Regionen Ostafrikas.

Vieles kann Epilepsie verursachen: Malaria, Hirnhautentzündung oder Stürze, alles, was das Gehirn schädigt. Warum die Zahlen aber höher sind als anderswo, weiß Kaducu nicht zu erklären. Es fügt dem Rätsel nur ein weiteres Fragezeichen hinzu.

Gerade haben die Experten auf der ersten internationalen Konferenz über das Nick-Syndrom nach Antworten gesucht. In Kampala sind sie zusammengekommen. Kaducu hat Andrea Winkler getroffen, die Männer und Frauen vom CDC und ihre Kollegen aus dem Südsudan.

Gemeinsam diskutierten sie über die dicken Lippen, die zu den typischen Symptomen zählen; sie erklärten, dass es bisher keine Hinweise auf Ansteckung gibt; sie rätselten über den Fall eines Mädchens, das anfang zu nicken, wenn es traditionelles Essen sah – nicht aber, wenn man ihm einen Schokoriegel hinhielt. Und Richard Idro von der Makerere University in Kampala zeigte, dass die Krankheit in fünf Stadien verläuft.

Erst fühlen sich die Kinder unwohl, dann beginnt das Nicken. In der dritten Phase kommen die Krämpfe. In der vierten verlieren sie ihre Fähigkeiten Hören, Sprechen, Laufen; die Knochen sind deformiert. Die fünfte und letzte ist eine tiefe Apathie. Ob das Syndrom zwangsläufig tödlich endet, ist noch ungewiss.

Idro zeigt Fotos von Kindern, die nur noch geradeaus starren, in sich versunken, jeden Kontakt zur Außenwelt verloren. Dass es so schlimm endet, war lange nicht bekannt. Doch auch Kaducu hat solche Kinder gesehen, Morris zum Beispiel.

Sie erinnert sich, wie er auf dem Steinboden im Jungenschlafsaal saß. Der 14-Jährige war nackt, unter ihm bildete sich eine kleine Pfütze. Wortlos hob ihn sein Vater hoch, zog ihn zu einer Matratze. Er nahm einen Lappen und wischte den Boden sauber.

Auf der Konferenz in Kampala sagte ein Neurologe: „Es kann Jahre dauern, bis wir wissen, was los ist.“

LAURA HÖFLINGER



**Video: Laura Höflinger  
über ihre Recherchen  
in Uganda**

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode  
scannen, etwa mit der App „Scanlife“.  
[spiegel.de/app432012nick](http://spiegel.de/app432012nick)

# Kinder SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt am Kiosk  
für 3,40 Euro  
oder im Abo unter  
[www.deinspiegel.de/abo](http://www.deinspiegel.de/abo)



Das Nachrichten-Magazin für Kinder.



**Forensiker Benecke bei Verbrennungsstudie\***  
Der Körper fängt Feuer wie Kerzenwachs

KRIMINALISTIK

## Lebende Fackel

Können Menschen spontan Feuer fangen und verbrennen?  
Und wenn ja, warum?  
Ein britischer Biologe will die Lösung gefunden haben.

**A**lt zu werden kann eine Plage sein; Rheuma, Herzbeschwerden oder Demenz lasten schwer auf einem Seniorenleben. Das so plötzliche wie unerklärliche Entflammen des Körpers bei lebendigem Leibe aber scheint ein noch weit grausigeres Schicksal zu sein.

Zuletzt war es der irische Pensionär Michael Faherty, den dieses groteske Ende heimsuchte. Im Winter 2010 entdeckten Ermittler die verkohlte Leiche des 76-Jährigen auf dem Boden seines Wohnzimmers. Überaus verwirrend: Die Forensiker vor Ort fanden keine Zündquelle, die den fatalen Brand hätte verursachen können.

In seiner Not gelangte der zuständige Rechtsmediziner Ciarán McLoughlin zu einer verblüffenden Diagnose: Der Tote sei Opfer einer spontanen Selbstentzündung geworden.

Schon im Jahr 1763 berichtete der Franzose Ionas Dupont in seinem Buch „De Incendiis Corporis Humani Spontaneis“ über Menschen, die ohne ersichtlichen Grund entflammten. Einige hundert Fälle

dieser Art sind bis heute bekanntgeworden. Am Ort des Geschehens bietet sich dem Betrachter zumeist ein übereinstimmendes Bild: Die Opfer sind zu einem Haufen Asche verbrannt, auf dem nicht selten ein unversehrtes Beinpaar liegt. Erstaunlich auch, dass die Umgebung des Brandherds in der Regel unbeschadet bleibt.

Etliche Theorien haben versucht, das verstörende Phänomen zu deuten. In der jüngsten Ausgabe des Fachmagazins „The Microscope“ beansprucht nun der britische Biologe Brian Ford für sich, das Rätsel gelöst zu haben.

Wie etliche Fachleute vor ihm haderte Ford mit einem grundsätzlichen Problem: Der menschliche Körper mit einem Wasseranteil von rund 60 Prozent lässt sich nur unter größten Mühen in Brand setzen. Wie also sollte beispielsweise eine herunterfallende Zigarette zu jenen entsetzlichen Brandleichen führen, wie sie in den Fällen der vermeintlichen Selbstentzündung zu beobachten sind?

Ford vermutet deshalb, dass die Ursache im Körper selbst zu finden sei. „Es gibt einen Faktor, den bislang jeder übersehen hat“, erklärt der Feuerforscher; gerät der Stoffwechsel in den Zellen durcheinander, können befremdliche biochemische Prozesse im Körper die Folge sein.

Verschiedene Krankheiten, an Kohlenhydraten arme Diäten oder auch exzessives Training können dazu führen, dass sich in den Zellen ein Stoff bildet, der feuergefährlich ist: Aceton.

Reiniger und andere Produkte, in denen diese Chemikalie enthalten ist, sind deshalb mit Warnhinweisen versehen.

Ford glaubt, dass bereits der winzige Zündfunke einer elektrostatischen Entladung – etwa während des Haarbürstens oder bei Kontakt mit aufgeladenen Synthetikfasern – ausreichen könne, um den in Aceton getränkten Körper in eine lebende Fackel zu verwandeln.

Nach Begutachtung der historischen Fälle sieht sich der Biologe auf der richtigen Spur: „Manche der Betroffenen waren Alkoholiker, manche Raucher und einige übergewichtig. Aber eines war allen gemein: Sie fühlten sich nicht wohl, bevor es geschah“, berichtet Ford.

Insbesondere Alte und Gebrechliche seien den züngelnden Flammen am Leib hilflos ausgeliefert. Den Qualen des langsamen Verbrennungstods entgingen sie indes jedoch vermutlich, weil sie zuvor wegen einer Rauchvergiftung in Ohnmacht gefallen seien.

Begeisterung löst der jüngste Debattenbeitrag zur menschlichen Selbstentzündung in der Szene allerdings nicht aus. „Das ist esoterischer Kram“, urteilt etwa der Kölner Kriminalbiologie Mark Benecke über die Aceton-Theorie. Die Opfer hätten dazu in dem körpereigenen Spiritus regelrecht ertrinken müssen. Das aber sei schlicht unmöglich: „Da ist man Jahre tot, bevor man brennt“, glaubt Benecke.

Er selbst hängt eher der sogenannten Docht-Theorie an. Demnach fängt der Körper eines Menschen Feuer wie das Wachs einer Kerze – allerdings nur dann, wenn eine Art Docht vorhanden ist, etwa in Form von Kleidung.

Bis vor kurzem war das Wissen um verbrannte menschliche Überreste noch spärlich gesät. Wohl auch deshalb ranken sich weiterhin so viele Mythen um den bizarren Verbrennungstod. Seit wenigen Jahren beobachten nun Forscher an der University of West Florida in Pensacola gezielt, auf welche Weise Leichen unter verschiedenen Umständen verbrennen. Benecke wiederum malträtierte in Hemden gewickelte Schweinekadaver mit dem Bunsenbrenner, um Einblicke zu gewinnen.

Haben sich die Flammen erst einmal unter die Hautschicht gefressen, finden sie im darunterliegenden Unterhautfettgewebe einen überaus geeigneten Brennstoff. „Die Kleidung wird dann mit dem Fettgewebe durchtränkt“, hat Benecke beobachtet.

Befinden sich genug Textilien am Leib des Betroffenen, fanden die Forscher in den USA heraus, züngeln kleine blaue Flammen bis zu sieben Stunden auf dem Körper, ehe dieser nahezu komplett in Asche gelegt ist.

\* Mit einer Leichennachbildung aus Latex.





Die Welt gehört denen,  
die lieber zu weit gehen  
als zurück.

DIE WELT GEHÖRT DENEN, DIE NEU DENKEN.

DIE  WELT





Autofahrer Kahn

Eineinhalb Meter vor der Linie

## VERKEHR

## Abgefälscht

Oliver Kahn wurde 2009 auf der Autobahn geblitzt. Gutachter glauben: Ein Lichtreflex könnte das Gerät ausgelöst haben. Sind auch andere Messungen fehlerhaft?

Der Tag, der die Tempüberwachung auf Deutschlands Straßen als unzuverlässig entlarven könnte, war heiter bis wolzig. Die Sonne schien am Chiemsee an diesem Mittwoch, dem 21. Oktober 2009, insgesamt sechs Stunden lang, es war trocken, etwas windig und zehn Grad warm.

Um 14.50 Uhr fuhr Oliver Kahn auf der Autobahn A8 Richtung München, und ob er es eilig hatte, ist nicht ermittelt. Der ehemalige Fußballprofi saß in einer weißen Mercedes-AMG-Limousine mit 650 PS, einem Auto, das von seinem Besitzer vor allem zwei Dinge verlangt: viel Benzingeld und Disziplin am Gaspedal.

Der angemessene Umgang mit dem rechten Fuß war dem dreimaligen Welttorhüter in der Vergangenheit nicht immer gelungen, mindestens zweimal hatte

Kahn das Tempolimit missachtet, dazu eine rote Ampel.

Auf der baufälligen Autobahnbrücke bei Bergen am Chiemsee sollten Reisende im Herbst 2009 auf 80 Stundenkilometer herunterbremsen. Überwacht wurde das Limit durch eine Tempofalle, die an der Brücke stationiert war. Kahns Mercedes wurde mit 163 km/h geblitzt; das Foto war gestochen scharf. An der Identität des Fahrers gab es keinen Zweifel.

Aber an der Messung. Drei Jahre lang beschäftigte Kahns Tempo auf der A8 das Amtsgericht Traunstein, vor kurzem kamen Gutachter zu einem erstaunlichen Ergebnis: Ein „vorausseilender Lichtreflex“ habe den Blitzler ausgelöst. Die weiße Front des Mercedes müsse das Sonnenlicht abgefälscht und Richtung Messgerät gelenkt haben. Wie schnell Kahn tatsächlich fuhr, stehe also nicht fest. Und deshalb könne es keinen gültigen Bußgeldbescheid geben.

Glück für den Ex-Bayern-Star, Pech für die Polizei. Denn inzwischen sind sich mehrere Sachverständige sicher, dass die Fehlmessung kein Einzelfall ist. Jedes Mal, wenn Sonnenlicht in einem bestimmten Winkel auf ein Auto fällt, könne das ermittelte Tempo des Fahrzeugs falsch sein. Das würde bedeuten: Quer durch die Republik wären womöglich massenweise ungültige Bußgeldbescheide verschickt und

bezahlt worden. Zu befürchten wäre eine Flut von Einsprüchen bei Gerichten.

Für Kahn lohnte sich der Protest. Als Wiederholungstäter hätte er für seine angebliche Raserei auf der A8 einige hundert Euro Bußgeld zahlen und für eine Weile den Führerschein abgeben müssen – für einen mobilen Prominenten eine durchaus harte Strafe. Kahns Münchner Anwalt Peter Christ kontaktierte deshalb einen Privatgutachter. „Wir wollten wirklich nur wissen“, erklärt Christ, „macht es technisch überhaupt Sinn, was zu unternehmen?“ Zumal sich sein Mandant sicher gewesen sei, an dieser Stelle Tempo 80 nicht überschritten zu haben.

Das Ergebnis des Sachverständigen sorgte beim Bußgeldverfahren vor dem Amtsgericht Traunstein für Aufsehen. Der Verkehrsexperte hatte jenen vorausseilenden Lichtreflex ausgemacht, der die Messung ausgelöst haben soll, bevor Kahns Wagen die Messlinie erreicht hatte. Dass Licht die Messungen stören kann, räumte der Polizeibeamte, der das Messgerät bedient hatte, vor Gericht ein, wie der „Münchner Merkur“ berichtete. Das gängige „Einseitensensor“-Gerät der Firma Eso GmbH habe manchmal keine Messung geliefert, wenn die Lichtverhältnisse die Fotoaufnahme beeinflussten: „Entweder es geht, oder es geht nicht.“

Von Falschmessungen wusste die Polizei nichts. Auch der vom Gericht bemühte Sachverständige Jochen Buck war bis zur Untersuchung des Falls Kahn davon ausgegangen, dass jedes Mal, wenn Lichtreflexe durch Sonnenstrahlen die Fotodioden des Messgeräts auslösen, kein Ergebnis vorliegt. Nun sprach Buck von einem „Sonderfall“: Möglicherweise habe die spezielle Front des Mercedes AMG das Licht in einem ganz besonderen Winkel zurückgeworfen. Kahns Wagen sei, so erklärte er dem Gericht, noch eineinhalb Meter vor der entscheidenden Linie gewesen, als das Foto geschossen wurde.

Buck hielt es zwar für wahrscheinlich, dass Kahn zu schnell unterwegs war. Über die tatsächliche Geschwindigkeit lasse sich indes keine präzise Aussage treffen. Es sei eben „dumm gelaufen“. Das Gericht entschied auf Freispruch.

Dagegen legte die Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht (OLG) München

## Reflex mit Folgen

Ein Messgerät mit waagrecht angeordneten Sensoren registriert Helligkeitsveränderungen durch ein vorbeifahrendes Fahrzeug.

Aus dem zeitlichen Abstand der Messsignale errechnet der Computer die Geschwindigkeit des Fahrzeugs.

Umstritten ist, ob reflektiertes Sonnenlicht, das auf den Sensor trifft, zu fehlerhaften Messergebnissen führen kann.



DER SPIEGEL



Rechtsbeschwerde ein. Anwalt Christ beklagte daraufhin den „totalen Promi-Malus“, unter dem sein Mandant in Traunstein zu leiden habe. Ein Gerichtssprecher erklärte dagegen, man habe Herrn Kahn nicht anders behandelt als „einen Herrn Meier oder Huber“.

Ein dritter Gutachter, der nach der Revision beim OLG beauftragt wurde, stärkte die Version der Verteidigung. Markus Tempel, öffentlich bestellter und vereidigter Sachverständiger für Messmethoden und Geräte zur Verkehrsüberwachung, wertete fast 500 Bilder aus, die am 21. Oktober 2009 an der Bergener Autobahnbrücke geschossen wurden. Dabei habe er festgestellt, so der Sachverständige, dass etwa 40 Autos ebenso wie das Fahrzeug von Kahn nicht erwartungsgemäß „geblitzt“ worden seien.

Konkret bedeute das, die Sensoren des Messgeräts seien von reflektiertem Sonnenlicht ausgelöst worden; sie hätten das nachfolgende Auto noch gar nicht gesehen. Sein Beleg, so Tempel: „Die Fahrzeuge waren auf den Bildern falsch positioniert.“ Es kann demnach nicht ausgeschlossen werden, dass das Tempo des Autos vom Messergebnis abweicht.

Bei Rasern, die an diesem Tag im Schatten der Wolken geblitzt worden seien, sei die korrekte Fotoposition erreicht, sagt Tempel. Wenn es also sein könne, dass Lichtreflexe eine Geschwindigkeitsmessung erzeugten, müsse grundsätzlich die Frage beantwortet werden, ob ein solches Messgerät dann noch seinem bestimmungsgemäßen und zugelassenen Einsatzzweck entspreche: „Messgeräte sollen nämlich die Geschwindigkeit von Fahrzeugen messen und nicht irgendwelche Lichtreflexionen oder -spiegelungen.“

Die Firma Eso GmbH im Bodensee-Kreis, einer der größten Hersteller von Geschwindigkeitsmessgeräten in Deutschland und ein Unternehmen mit weltweitem Kundenstamm, hält die Überlegungen der Sachverständigen für Unsinn. Falschmessungen durch reflektierte Sonnenstrahlen könne er ausschließen, sagte ein Eso-Ingenieur im Verfahren Kahn aus. Wenn das Gerät nicht richtig arbeiten würde, hätte die Polizei es längst aus dem Verkehr gezogen. Ein vorausseilender Effekt könne das System zwar auslösen, aber das nachkommende Fahrzeug werde erkannt und richtig gemessen.

Gegenüber dem SPIEGEL wollte sich Eso nicht äußern. Die Firma setzt auf die Physikalisch-Technische Bundesanstalt in Braunschweig. Von ihr erhofft man sich ein Gutachten. Es soll belegen, dass das Messgerät fehlerfrei arbeitet.

Auf die Fahrerlaubnis der Torwartlegende wird es keinen Einfluss mehr haben. Das Amtsgericht Traunstein hat das Verfahren gegen Kahn vor kurzem eingestellt.

CONNY NEUMANN

# „ICH BIN AUCH EIN WILDES HUHN!“

Anna, 12 Jahre,  
Lieblingsleser  
des Monats



## MITLESEN UND GEWINNEN!

Einfach die Frage „Ich bin ein Lieblingsleser, weil ...“ beantworten und ein Jahr lang Bücher-Pakete gewinnen! Mitmachen auf [www.lieblingsleser.de](http://www.lieblingsleser.de)\*

\*oder per Post an Dressler Verlag GmbH, Poppenbütteler Chaussee 53, 22397 Hamburg

## DIE LIEBLINGSLESER-EDITION

12 ausgesuchte Lieblingsbücher mit Lesespaß-Garantie für Kinder von 8 bis 13 Jahren. In limitierter Auflage zum einmaligen Preis von je € 9,95. Jetzt im Buchhandel oder auf [www.spiegel.de/lieblingsleser](http://www.spiegel.de/lieblingsleser)





NUKLEARTECHNIK

# Neuer Weg zur Bombe

Laser sollen die Herstellung von Brennstäben für Kernkraftwerke erleichtern. Doch die Technik eignet sich auch für den Bau von Atomwaffen.

Das Verfahren unterliegt der Geheimhaltung. Doch schon das wenige, das bekannt ist, dürfte Atomwaffen-Azubis Hoffnung machen.

„Höhere Effizienz“, „relativ niedrige Betriebskosten“, „niedriger Kapitaleinsatz“: Das sind die Vorzüge, mit denen die australische Firma Silex\* für ihre neuartige Methode zur Anreicherung von Uran wirbt. Was sonst könnte sich ein Diktator wünschen, der sein Waffenarsenal gern um Atombomben bereichern würde?

In den USA ist um die Technologie Streit entbrannt, seit die Firma General Electric (GE) Ende September von der US-Kernkraftregulierungsbehörde NRC die Lizenz zum Bau einer Uranfabrik erhalten hat, die nach dem Silex-Verfahren arbeiten soll. Vorangetrieben wird das Projekt vom GE-Ableger Global Laser Enrichment (GLE). Präsident Chris Monetta

preist die Silex-Technik als „nächste Effizienzstufe“ der Urananreicherung und verspricht AKW-Brennstoff aus heimischer Produktion, der die USA unabhängiger von Importen machen soll.

Sicherheitsexperten und Atomwaffenforscher jedoch sind besorgt. „Silex eignet sich gut für die Herstellung von Atombomben“, sagt Scott Kemp, Professor für Nukleartechnik am Massachusetts Institute of Technology bei Boston.

Und Tom Clements von der Alliance for Nuclear Accountability sieht in der Lizenz für die Uranfabrik geradezu eine „Lizenz zur Proliferation“, zur Weiterverbreitung von Atomwaffen. Silex sei nicht nur billiger und ertragreicher, sondern auch unauffälliger als die Urananreicherung mit ultraschnellen Gaszentrifugen: „Und genau danach halten Länder mit Interesse an Nuklearwaffen Ausschau.“

Natürliches Uranerz besteht zu etwa 99,3 Prozent aus dem Isotop Uran 238, das sich jedoch schlecht spalten lässt. Al-

lein die verbleibenden 0,7 Prozent aus dem leicht spaltbaren Isotop U 235 sind für Bombenbauer wie auch für AKW-Betreiber interessant. Wird die Konzentration von U 235 im Uran auf etwa 4 Prozent erhöht, eignet sich das Metall für die Brennstäbe von Atommeilern. Eine Anreicherung auf über 90 Prozent macht den Stoff atomwaffentauglich.

Die Urananreicherung ist daher der Schlüssel zum Atombombenbau. Bislang arbeiten fast alle Anlagen mit Ultrazentrifugen, die gasförmiges Uranhexafluorid im Kreis schleudern und dadurch das schwerere Uran 238 vom leichteren Uran 235 trennen (siehe Grafik). Eine einzelne Zentrifuge erhöht den Uran-235-Anteil jedoch nur um den Faktor 1,3. Tausende der teuren Spezialgeräte müssen zusammengesaltet werden, um waffentaugliches Uran herzustellen.

Mit der Silex-Methode haben Physiker nun einen einfacheren Weg zur Bombe eröffnet. Die Idee ist jahrzehntealt. Nennenswerte Mengen angereicherten Urans ließen sich damit aber nie herstellen. Erst den Silex-Experten gelang Mitte der neunziger Jahre in Australien der Durchbruch.

Die Details sind geheim, die Prinzipien indes bekannt. Ein Infrarot-Laser mit einer Wellenlänge von 16 Mikrometern feuert auf das Uranhexafluorid-Gas und ionisiert dabei jene Moleküle, die Uran 235 enthalten. Der so elektrisch markierte Stoff kann ausgesondert werden.

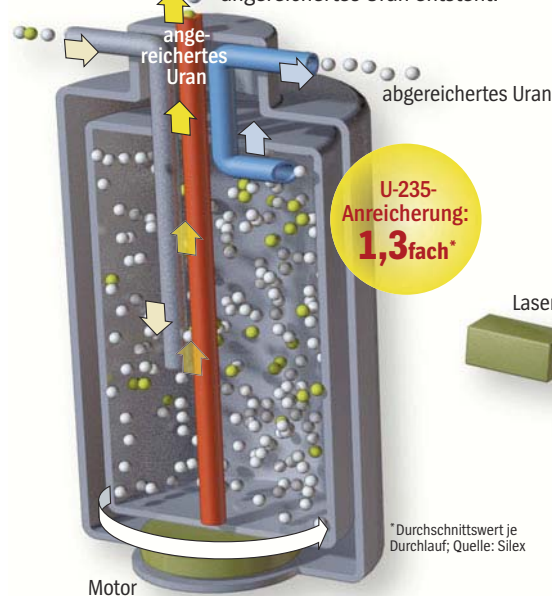
2006 kaufte General Electric die Rechte an der Technik. Seit 2009 betreibt GLE

\* Abkürzung für „Separation of isotopes by laser excitation“.

## Schleudern und bestrahlen

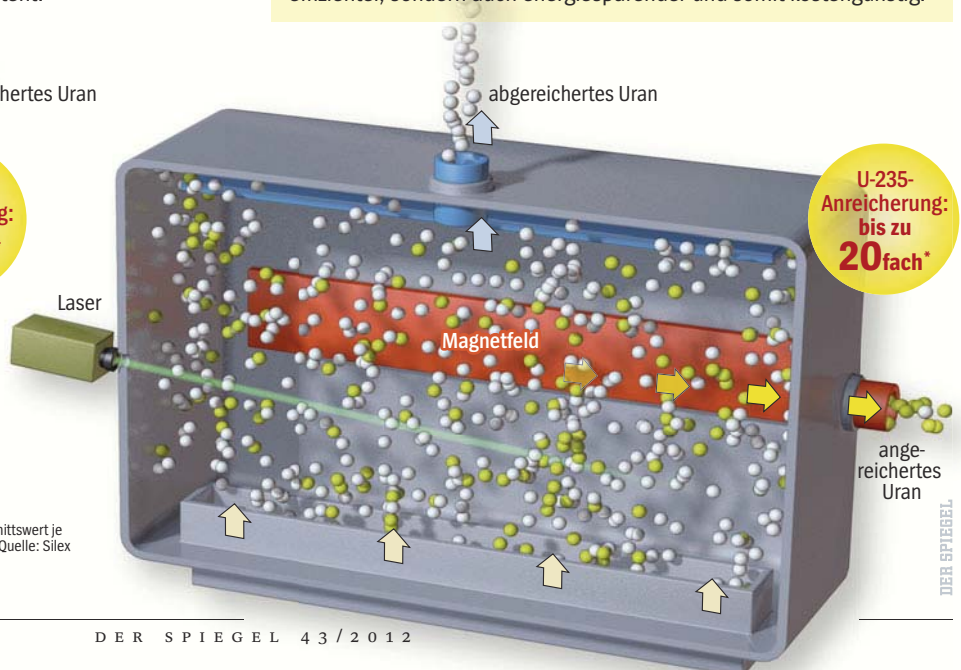
### Herkömmliche Zentrifugen-Anreicherung

Gasförmiges Uranhexafluorid wird in ultraschnell rotierende Zentrifugen geleitet. Die Fliehkraft drückt das etwas schwerere Uran 238 nach außen, wodurch die Konzentration des Uran-235-Isotops in der Behältermitte zunimmt. Allerdings sind durchläufe nötig, ehe genügend angereichertes Uran entsteht.



### Silex-Laser-Verfahren

Uranhexafluorid strömt in eine Kammer und wird dort mit einem Laserstrahl beschossen, wodurch das enthaltene Uran 235 ionisiert wird. Mit Hilfe von Magnetfeldern lassen sich die geladenen Teilchen vom übrigen Gasgemisch trennen. Gegenüber der Zentrifugentechnik ist das neue Verfahren nicht nur effizienter, sondern auch energiesparender und somit kostengünstig.





**ATTA5KE IST TELE 5**



**FEUER5PUCKER**

**BENJAMIN VON STUCKRAD-BARRE IST TELE 5.**

Der nimmt jeden unter Feuer, der Macht hat.  
**Stuckrad-Barre. Immer donnerstags, 23.10 Uhr.**  
**Und nur auf TELE 5.**

[tele5.de/attaque](http://tele5.de/attaque)

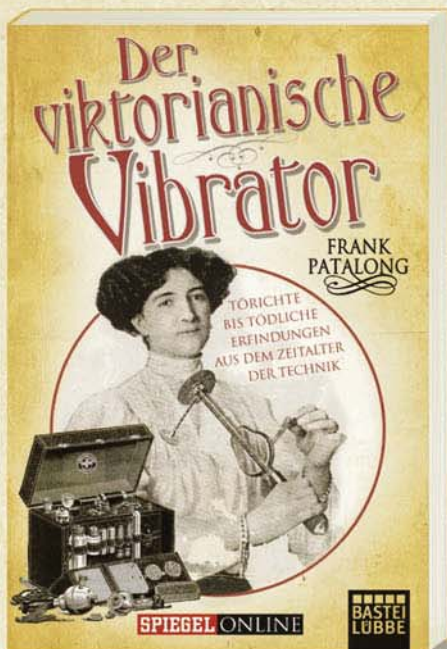
**TELE 5**



# Unglaublich, aber wahr!

## TÖRICHTE BIS TÖDLICHE ERFINDUNGEN AUS DEM TECHNIK- ZEITALTER

ISBN 978-3-404-60722-8 | € 9,99 [D] / € 10,30 [A] / sFr 14,90 (UVP)



Das frühe 20. Jahrhundert war das goldene Zeitalter der Technik: Erfinder und Tüftler warfen alles auf den Markt, was Phantasie und Produktionsmöglichkeiten hergaben. Frank Patalong hat sich auf die Spuren des Fortschritts begeben und unglaubliche Geschichten und haarsträubende Abenteuer vernünftig zusammengestellt. Über welche unserer heutigen technischen Errungenschaften werden wohl unsere Nachfahren eines Tages lachen? Begeben Sie sich auf eine Zeitreise der besonderen Art!

**SPIEGEL ONLINE**

www.spiegel.de

**BASTEI  
LÜBBE**

www.luebbe.de

### Technik

eine Forschungsanlage in Wilmington, North Carolina. Jetzt haben die GLE-Techniker offenbar genug gelernt, um die Laseranreicherung zu kommerzialisieren.

Die Vorteile im Vergleich zur Gaszentrifugen-Technik liegen auf der Hand: Silex-Anlagen brauchen nach GLE-Angaben nur ein Viertel des Platzes von Uranfabriken, die mit Zentrifugen arbeiten. Vor allem aber liegt der Anreicherungs-faktor vermutlich sehr hoch. Eine Silex-Präsentation von 2006 spricht von einem Wert zwischen „2 und 20“. Im Idealfall würde sich damit der Anteil des Urans 235 in einem Durchgang auf 14 Prozent erhöhen lassen.

Grund zur Freude für die Atomindustrie – doch auch Atombombenbauer dürften frohlocken. Eine Silex-Fabrik wie jene, die nun in Wilmington geplant ist, könnte in einem Jahr genug Sprengstoff für etwa tausend Nuklearwaffen produzieren, warnen Kritiker. Wer nur ein paar Bomben bauen wolle, komme vermutlich mit einer Anlage kleiner als eine Turnhalle aus, fürchtet Kemp, „und so etwas lässt sich ziemlich einfach bauen, ohne jemals entdeckt zu werden“.

Anreicherungsanlagen mit Gaszentrifugen dagegen sind auf Satellitenbildern relativ leicht zu erkennen. Auch lässt sich die Beschaffung von Zentrifugen schlechter mit unverdächtigen Forschungsvorhaben kaschieren als der Kauf von Lasern.

Mindestens 27 Länder haben laut Kemp bereits mit Varianten der Laseranreicherung experimentiert. Südkorea und China suchten erst jüngst das Gespräch mit US-Laserexperten. Indien kaufte im April einen Silex-tauglichen Laser.

Sorgen bereitet Sicherheitsfachleuten vor allem Iran, das bereits in den siebziger Jahren erste Versuche zur Laseranreicherung unternahm. „Iran hat eine Pilotanlage in Lashkar Ab'ad betrieben und importierte Ausrüstungsteile unter anderem aus China und Russland“, berichtet Jeffrey Lewis vom James Martin Center for Nonproliferation Studies.

Das Land beteuerte zwar, das Programm im Mai 2003 beendet zu haben. Doch Lewis ist skeptisch. Schließlich seien die Experimente lange Zeit vor der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) geheim gehalten worden.

Im Februar 2010 pries dann Irans Präsident Mahmud Ahmadinedschad urplötzlich die „unermüdlichen Anstrengungen“ iranischer Forscher, Laser für die Urananreicherung zu bauen. Seither versucht die IAEA vergebens, mehr Details zu erfahren. „Ich bin sehr besorgt“, sagt Lewis.

Andere Experten widersprechen. Kemp etwa sieht „derzeit keinen Grund“ für Iran, die Methode fortzuentwickeln. Für das Land sei es viel einfacher, sein Zentrifugen-Programm auszubauen.

\* Bei einem Besuch der Uranfabrik in Natans 2007.

Allerdings glaubt auch Kemp, dass die Uranfabrik in Wilmington die Lage verändern könnte. „Dutzende Länder stehen bereit, um Silex zu kopieren, wenn ein US-Projekt beweist, dass die Technik kommerziell funktioniert“, warnt Kemp. Fahrlässig findet es der Physiker da, dass die NRC die Silex-Anlage genehmigte, ohne das Proliferationsrisiko zu betrachten. Dafür, so erklärt die Behörde lapidar, sei man nicht zuständig.

Das Unternehmen GLE nimmt die Diskussion bislang gelassen. Man habe „einige der weltweit führenden Experten zu Rate gezogen“, berichtet Firmenchef Monetta. Keiner von ihnen habe ein signifikantes Proliferationsrisiko erkennen können. Die Anlage sei darauf ausgelegt, Uran maximal auf acht Prozent anzureichern.

Auch Nachahmer fürchtet GLE nicht. Schließlich hätten die weltbesten Forscher



**Irans Präsident Ahmadinedschad\***  
„Unermüdliche Anstrengungen“

über 40 Jahre lang erfolglos versucht, Uran mit Laserhilfe anzureichern, argumentiert die Firma: „Dies ist eine außerordentlich schwierige Methode.“

Die Kritiker der Technik mag das nicht beruhigen. „Die technischen Barrieren werden fallen“, sagt Physiker Kemp, „ein einziger Durchbruch zum Beispiel im Bereich der Diodenlaser würde die meisten Herausforderungen der Silex-Technik über Nacht eliminieren.“

Vor allem aber befürchten die Gegner der Technik Geheimnisverrat. Wie leicht es dazu kommen kann, zeigte sich, als der Pakistaner Abdul Qadir Khan die Zentrifugen-Technik der Firma Urenco gleich an drei Diktaturen verschachtelte: Iran, Libyen und Nordkorea.

„Ich halte es für unvermeidlich, dass die Details der Technik irgendwann nach außen dringen“, sagt Clements, „eine Firma kann uns viel versprechen; ob sich die Angestellten daran halten, ist eine ganz andere Frage.“

PHILIP BETHGE



# Exklusiv für Studenten:

## 12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



### Kopfhörer „Hurricane“

Komfortabler On-Ear-Kopfhörer in klassischem Design mit erstklassigem Sound. Verstellbare Überkopfbügel aus PVC und Aluminium, gepolsterte Ohrhörer und Halterungen aus ABS-Kunststoff.



Komplett  
für nur

**€ 19,90**

Über 60 %  
gespart!



B&F - Borken

### Beurer-Küchenwaage

Klein, handlich und stilvoll. Mit einer Wiegefläche aus gebürstetem Edelstahl, gut lesbarer LCD-Anzeige, rutschfesten Gummifüßen, Tara-Zuwiegefunktion und Abschaltautomatik. Für Mengen bis 3 kg. Maßeinheiten: Gramm und Unzen. Inkl. Batterie. Maße (B x H x T): ca. 11,5 x 2,7 x 17 cm.

### Halfar-Cross-Bag

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlagn mit Steckverschlüssen. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.



Inklusive 12 x den  
digitalen SPIEGEL,  
sonntags ab 8 Uhr  
auf Ihrem Smartphone,  
Tablet und PC/Mac.



UniSPIEGEL  
und  
KulturSPIEGEL  
gratis!



## Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!



**Einfach Coupon senden an:**  
**DER SPIEGEL, Kunden-Service,**  
**20637 Hamburg**



**Telefon 040 3007-2700**  
**Aktionsnummer SP12-299**



**Fax 040 3007-857085**  
**Einfach Coupon ausschneiden und faxen**

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

### Mein Wunschgeschenk:

☐ Kopfhörer „Hurricane“  
(4134)



☐ Halfar-Cross-Bag  
(3677)



☐ Beurer-Küchenwaage  
(3694)



☐ Frau  
☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BIZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift



SP12-299



## PSYCHOLOGIE

# Heiter dank Hausaufgaben

Kann man einem Faulpelz Taten-drang beibringen und einer Spaßbremse Humor? Psychologen versuchen, den Charakter zu trainieren wie einen Muskel.

Nein, sagt Willibald Ruch, 56, den Blick starr aus dem Fenster ins Zürcher Nassgrau gerichtet, nein, er habe keinen Lieblingsswitz. Der Psychologe seufzt; die Frage musste ja kommen. Alle Besucher stellen sie früher oder später, und dann schauen sie ihn so einfältig-erwartungsvoll an.

Tatsächlich sind die Studien, die Ruch und seine Mitarbeiter am Psychologischen Institut der Universität Zürich betreiben, eine ernste Angelegenheit. Mehr noch: Sie sind ein großes, kühnes Unterfangen. Denn Willibald Ruch, Österreicher, Hobbygitarrist und seit über 30 Jahren Humorforscher, will nicht länger untersuchen, ob Lachgas erheitend wirkt und wie Lachen der Gesundheit nützt. Der Psychologe hat es sich zum Ziel gesetzt, die Menschen glücklicher zu machen.

Bei diesem Stichwort allerdings zucken Ruchs Mundwinkel leicht nach unten. Er sitzt zurückgelehnt in seinem Sessel, ein kräftiger Mann mit dunklem Sakko und graugesprenkeltem Bart, der seine Sätze ernst und mit Bedacht formuliert. Es gehe ihm nicht um Glück im landläufigen Sinne, korrigiert er. Seine Disziplin, die Positive Psychologie, fasse den Begriff weiter: „Die Menschen sollen blühen und gedeihen“, erklärt Ruch, „und dabei spielen fünf Komponenten eine wesentliche Rolle, nicht bloß das Glücklichein.“

Die fünf Komponenten, die den Menschen erblühen lassen, sind: Liebe, Dankbarkeit, Neugier, Optimismus und Taten-drang. Hätten wir alle mehr davon, so lautet das Credo der Positiven Psychologen, dann wären wir – nun ja, glücklicher. Oder jedenfalls zufriedener. „Es sind Charakterstärken, die mit der Lebenszufriedenheit korrelieren“, so sagt es Ruch.

Die Frage ist, ob jeder Mensch über ein bestimmtes Maß dieser Stärken verfügt, bedingt durch Gene und Erfahrungen. Oder ob man an den Stärken herum-schrauben kann, den Charakter trainieren wie einen Muskel, auf dass der Mensch besser und fröhlicher werde.

Heiter durch Hausaufgaben? Ruch glaubt, dass das geht. Er und sein Team haben das „Zürcher Stärken Programm“ entwickelt, mit dem sich die einzelnen Stärken trainieren lassen. Die Methode basiert auf einem Modell der amerikanischen Psychologen Martin Seligman und Christopher Peterson, die den menschlichen Charakter in sechs Tugenden zerlegt haben – Weisheit, Mut, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Transzendenz – und diese wiederum in 24 Stär-

friedenheit einhergehen. In einer ersten Studie haben Ruch und sein Oberassistent René Proyer, 36, kürzlich untersucht, ob sich Dankbarkeit, Neugier, Optimismus und Taten-drang durch Training stärken lassen. Die fünfte Stärke, die Liebe, schien ihnen zu heikel. Deshalb haben sie sie vorsichtshalber durch Humor ersetzt.

178 Probanden wurden nach dem Zufallsprinzip in drei Gruppen eingeteilt. Die erste Gruppe trainierte zehn Wochen lang diese fünf Stärken, die zweite fünf andere (Sinn für das Schöne, Kreativität, Freundlichkeit, Liebe zum Lernen und Weitsicht), und die dritte trainierte gar nicht. Alle zwei Wochen kamen die beiden ersten Gruppen zum Training ins Institut. Sie bekamen themenspezifische Aufgaben, etwa einen „Neugier-Par-

cours“, bei dem sie über vorgegebene Themen diskutieren sollten.

Zu Hause füllten die Probanden zu verschiedenen Zeitpunkten Fragebögen aus. Außerdem bekamen sie Aufträge, mit denen sie jeweils eine Stärke trainieren sollten – für Taten-drang zum Beispiel einen Stundenplan mit Aufgaben: Spaziergänge, Konzertbesuche oder auch die Anweisung, morgens die Treppe zu benutzen.

Und Humor? Kann man Humor wirklich lernen? Ruch blickt aus dem Fenster und schweigt. Dann sagt er: „Ja.“ Das Training beginne mit einfachen Aufgaben – sich mit lustigen Dingen zu umgeben, Sitcoms zu schauen und darüber nachzudenken, wie die Komik darin zustande komme. Wortspiele seien eine weitere Übung, komische Über- und Untertreibungen. Fortgeschrittene übten dann, über sich selbst zu lachen. Witze dagegen, meint Ruch, würden gemeinhin überschätzt. Er runzelt die Stirn. „Man sollte Humor nicht mit einem überschäumenden Naturell verwechseln.“

„Wir haben von jedem Teilnehmer 8000 Kreuzchen, die er irgendwann auf Fragebögen gemacht hat“, berichtet Mitarbei-

ter Proyer stolz. Noch seien nicht alle Daten ausgewertet, doch eines stehe bereits fest: Bei der Gruppe, die Neugier, Dankbarkeit, Optimismus, Humor und Taten-drang trainiert habe, sei die Lebenszufriedenheit auch zwei Monate danach noch signifikant erhöht gewesen; bei der zweiten Trainingsgruppe geringfügig, bei der Kontrollgruppe gar nicht.

Das Training, sagt Proyer, scheine zu wirken.

SAMIHA SHAFY



Humortrainer Proyer, Ruch: „Der Mensch soll blühen und gedeihen“

ken. Schwächen sind in dem Modell nicht vorgesehen.

„Vielleicht haben wir noch nicht die endgültige Anzahl der Stärken definiert“, räumt Ruch ein, „und vielleicht sind sie auch noch nicht richtig zugeordnet.“ Das Konzept sei schließlich erst wenige Jahre alt und werde noch fortentwickelt.

Die Zürcher Forschungsgruppe interessiert sich vor allem für jene fünf Stärken, die in Befragungen mit hoher Lebenszu-

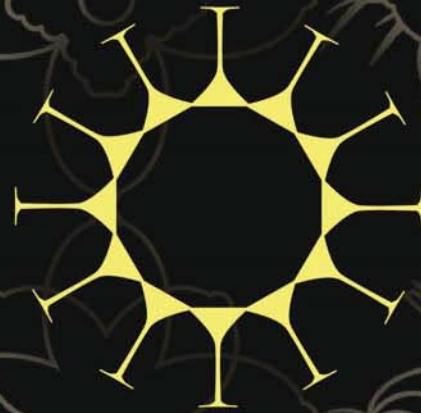
SALLY MONTANA / DER SPIEGEL



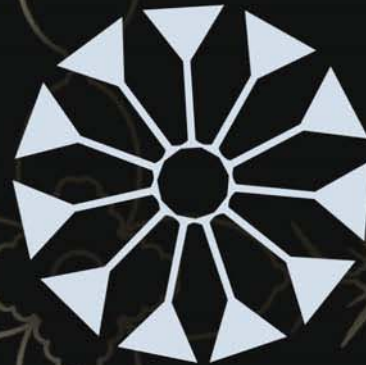
Frühling



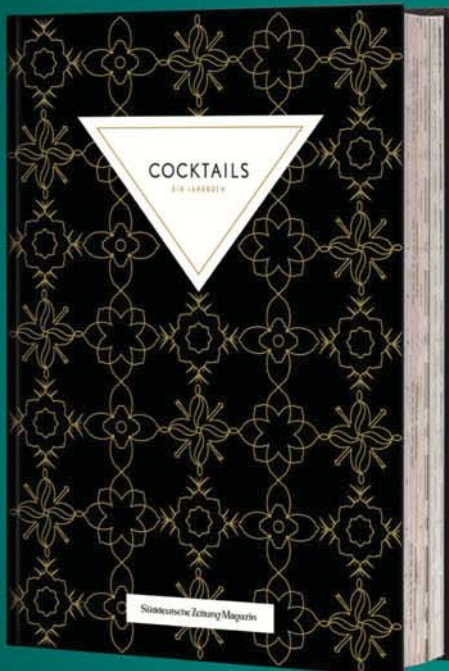
Sommer



Herbst



Winter



## Mixen Sie den Sommer auch im Winter.

Was kommt dabei heraus, wenn das **Süddeutsche Zeitung Magazin** dem stilvollen Trinken ein Buch widmet? Ganz klar: Ein anregender Cocktail, gemixt aus ausgefallenen Rezept-Ideen und klugen Texten. „Cocktails – Ein Jahrbuch“ bietet Anleitungen, Tipps und Tricks für besondere Getränke zu jeder Jahreszeit – kreiert von den besten Barkeepern Europas. Ein Streifzug durch das Jahr mit den besten Drinks für laue Sommerabende oder winterliche Kamingespräche. Darauf: Prost, Santé, Cheers!

Seien Sie anspruchsvoll.

**Süddeutsche Zeitung**

Jetzt für 19,90 € überall im Handel, unter [www.sz-shop.de](http://www.sz-shop.de) oder im Service Zentrum der Süddeutschen Zeitung, Fürstenfelder Str. 7, 80331 München.



# Die entscheidende App der Wirtschaft.



Jetzt im App Store  
downloaden!

Mehr sehen. Mehr erleben. Mehr wissen.  
Die WirtschaftsWoche für das iPad.

- Der Inhalt der Printausgabe im handlichen Tablet-Format mit interaktiven Grafiken und Videos
- Das ganze Magazin schon am Samstagmorgen
- Gratis für alle WirtschaftsWoche-Abonnenten\*

Jetzt mehr erfahren unter: [www.wiwo.de/ipad](http://www.wiwo.de/ipad) oder direkt im App Store



Apple, the Apple Logo und iPad are Trademarks of Apple Inc., registered in the U.S. and other countries. App Store is a Service mark of Apple Inc.

**Wirtschafts  
Woche**

\* Ausgeschlossen sind Probe-Abonnenten.

Nichts ist spannender als Wirtschaft.



## SPORTPOLITIK

## „Die beste Lösung“



PETER KNEFFEL / DPA

*Michael Vesper, 60, der Generaldirektor des Deutschen Olympischen Sportbunds (DOSB), über die Förderung der Ruderin Nadja Drygalla als Sportsoldatin*

**SPIEGEL:** Sie hatten Nadja Drygalla empfohlen, von den Olympischen Spielen in London abzureisen, als die Beziehung der Athletin mit einem Rechtsextremen bekannt wurde. Nun setzte der DOSB sich dafür ein, dass Frau Drygalla Sportsoldatin bei der Bundeswehr wird. Wie kam es zu dieser Kehrtwende?

**Vesper:** Das ist keine Kehrtwende. Dass Nadja Drygalla damals nach ihren Wettkämpfen abreiste, war ihre eigene Entscheidung. Ich begrüße, dass sie nun als Sportsoldatin weiterhin auf Spitzenniveau rudern kann. Frau Drygalla hat sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie hat klipp und klar gesagt, dass sie mit der rechtsextremen Szene nichts zu tun hat und haben will, dass sie ihren Freund dafür kritisiert und ihn zum Ausstieg ermutigt hat.

**SPIEGEL:** Schon bei dem Gespräch mit Ihnen in London hatte Frau Drygalla

diesen Standpunkt glaubhaft vertreten. Warum musste sie trotzdem abreisen?

**Vesper:** Sie musste nicht, aber es war bei dem Medienhype die beste und vernünftigste Lösung – für sie wie für die anderen Sportler, die sich noch auf ihre Wettkämpfe vorbereiteten. Man stelle sich vor, was da im und um das olympische Dorf losgewesen wäre, der sogenannte Fall Drygalla hätte alles andere in den Hintergrund gedrängt. Ich finde ihren Schritt richtig, auch im Nachhinein. Er war ja kein Schuldbekenntnis und auch nicht mit einem Vorwurf verbunden.

**SPIEGEL:** Haben Sie nach London persönlich mit Frau Drygalla gesprochen?

**Vesper:** Ich habe mehrfach mit ihr telefoniert.

**SPIEGEL:** Sie mussten sich für nichts entschuldigen?

**Vesper:** Nein.

**SPIEGEL:** Was lernen Sie aus dem Fall?

**Vesper:** Dass es besser ist, ein solches Problem vorher anzugehen als in der Hektik Olympischer Spiele. Dazu muss man es aber kennen, und wir haben erst durch eine Presseanfrage davon erfahren. Zudem, dass man Menschen auch in solchen Drucksituationen gerecht werden muss.



JIM YOUNG / REUTERS

Drygalla

## DOPING

## Kein Comeback ohne Geständnis



ANTHONY BOLANTE / REUTERS

Armstrong

Einem verurteilten Doping-Betrüger sollte die Rückkehr in den Radsport erschwert werden, fordert der britische Profi David Millar, der von 2004 bis 2006 wegen der Einnahme von leistungssteigernden Mitteln gesperrt war, sagt: „Jeder

verdient eine zweite Chance, aber die muss man sich verdienen. Man kann nicht ein Comeback starten und so tun, als wäre nichts gewesen.“ Die Regeln des Internationalen Radsportver-

bands UCI sehen zwar vor, dass ein überführter Doper nicht mehr für ein Profiteam fahren darf, aber es gibt Ausnahmen. Wenn ein Ersttäter für weniger als zwei Jahre gesperrt wird, kann er nach einer bestimmten Frist wieder für eine Top-Mannschaft antreten. Millar, der für das amerikanische Team Garmin-Sharp fährt, verlangt: Nur derjenige sollte seine Lizenz zurück erhalten, der sich auch des Dopings für schuldig bekannt hat. Der Kasache Alexander Winkourow etwa wurde nach

seiner Sperre in London Olympiasieger im Straßenrennen, hat aber nie offen Doping zugegeben. Auch der siebenfache Tour-de-France-Sieger

Lance Armstrong, der von der amerikanischen Anti-Doping-Agentur überführt wurde, weigert sich, Abbitte zu leisten. Etliche Sponsoren, darunter der Sportartikelhersteller Nike, haben ihre Verträge mit Armstrong in der vergangenen Woche gekündigt, der Texaner aber sagt, es werde von ihm „kein tränenreiches Geständnis“ geben.

30

Millionen Dollar

an Sponsorengeldern werden Lance Armstrong nach Einschätzung von Marketingexperten entgehen, weil Unternehmen nicht mehr mit ihm zusammenarbeiten wollen.



A full-page photograph of Joachim Löw, the German national football coach, sitting on a wooden bench on a football pitch. He is wearing a dark coat and a scarf, looking directly at the camera with a serious expression. His hands are clasped in his lap. The background shows the green grass of the pitch and the blurred stands of a stadium.

FUSSBALL

# Fließendes Dreieck

Die Beziehung zwischen Bundestrainer Joachim Löw und der Öffentlichkeit ist nicht mehr intakt. Ein wildes Länderspiel gegen Schweden offenbart aber auch ein tiefsitzendes Problem: Die Deutschen haben das Verteidigen verlernt.



Von der Haupttribüne aus war der Mann nur von hinten zu sehen, wie er sich mit wehendem Mantel ein paarmal dem zentralen Innenraum näherte, mit forschem Schritt der Spielfläche entgegen, als hätte er da gleich einen Auftritt. Der lange dunkle Mantel mit extravagant hellerem Längs-Mittelstreifen erinnerte ein wenig an die Bekleidung von Rockstars. Es hätte gepasst, wenn der Mann im Berliner Olympiastadion eine E-Gitarre an einen Verstärker angeschlossen und ein Solo gespielt hätte.

Aber der Mann war Joachim Löw.

Früher galt im technischen Stab der Fußballnationalmannschaft einmal die Verabredung, dass die Trainer identisch angezogen sein sollten, zumindest der Chef und sein Assistent trugen uniformierte Hemden und Jacken, das gehörte seit Jürgen Klinsmanns Zeiten zum Corporate Design des DFB. Nun aber, beim denkwürdigen 4:4 der Deutschen gegen Schweden in der WM-Qualifikation am vergangenen Dienstag, trug Löw-Assistent Hansi Flick einen unauffälligen Blouson, und zumindest von hinten war klar, wer der Leadgitarrist in dieser Band sein würde, wenn sie denn rockte.

In diesen Tagen wurde der Bundestrainer in einer Pressekonferenz gefragt, ob er „ein anderer“ geworden sei, wie Kritiker nach der für viele enttäuschenden Europameisterschaft behauptet hatten. Löw verwahrte sich dagegen, er sprach entschlossen und laut: Das glaube er „definitiv nicht“. Als Beleg führte er an, dass seine Mannschaft, vor dem Schweden-Kick, 13 Qualifikationsspiele in Folge gewonnen habe und schließlich „Nummer zwei der Welt“ sei – warum solle man sich angesichts einer solchen Bilanz verändern?

Vielleicht gerade deshalb. Vielleicht wegen der Erfolge und der vermeintlichen Belege dafür, alles richtig zu machen.

Nicht, dass dem Fußballlehrer Joachim Löw etwas zu Kopf gestiegen sein könnte oder dass er gern Rockstar wäre – aber im Wissen um seine Bilanz tat er sich zuletzt schwer, gegenüber Kritik nicht angespannt und genervt zu wirken. Es ist die blasiert wirkende Gereiztheit eines Menschen, der meint, alles schon mal erklärt zu haben, und der obendrein ständig bestätigt wird, durch die Bilanz.

Klar ist, dass sich das Verhältnis zwischen dem obersten deutschen Übungsleiter und der bewertenden Öffentlichkeit eingetrübt hat, nicht erst nach dem wilden Spektakel von Berlin, das am Ende zur Lachnummer für die deutsche Auswahl geriet, dem historischen 4:4 nach 4:0-Führung. Die Fußballnation hat ein Beziehungsproblem.

Nach dem Aus bei der EM, im Halbfinale gegen Italien, fühlten sich viele Kritiker gleichsam betrogen. Das sei die „ungestillte Sehnsucht nach dem Titel“,

sagte am Donnerstag DFB-Präsident Wolfgang Niersbach, schließlich habe ja auch im Vereinsfußball seit elf Jahren kein deutsches Team international etwas gewonnen.

Allmählich gleichen sich die Bilder. Entgeistert kauerten deutsche Spieler nach dem Abpfiff der Partie gegen Schweden auf dem Rasen, das sah aus wie das kollektive Entsetzen beim FC Bayern München nach dem verlorenen Finale der Champions League im Mai gegen den FC Chelsea. Hatte da nicht auch das deutsche Team den Gegner scheinbar beherrscht?

Die Enttäuschung ähnelte der Reaktion der Profis von Borussia Dortmund, als sie nach hinreißendem Offensivspiel gegen Manchester City Anfang des Monats

beschwören. „Wo sind die Kerle?“, ruft Ex-Weltmeister Jürgen Kohler im „Kicker“. Ex-Stars wie Oliver Kahn schimpften über angeblich mangelnde Einstellung, zu flache Hierarchien.

Das sind exakt die Themen, die Joachim Löw angeblich ermüden und in Wahrheit zur Weißglut treiben.

Es gibt jedoch noch andere Experten, die nicht im Fernsehen auftauchen. Der eine oder andere hat Zugang zum inneren Zirkel der Nationalelf, Erfahrung als Spieler, eine Ausbildung zum Trainer. Diese Experten stellen andere Defizite fest, kleine Schwächen, die sich erst auswirken, wenn auf internationalem Niveau Gegenwind bläst.



MARKUS GILLIAR / GESS-SPORTFOTO



PETER SCHÄTZ



DEFODILDE

Deutsche Spieler\*: „Das Gebilde ist zu fragil“

nur ein 1:1 erreicht hatten. Aufregende Kombinationen hatten sie vorgeführt, Doppelpässe fast wie Löws Männer nun in der ersten Halbzeit gegen Schweden, aber sobald der Gegner den Ball erwischt hatte und einen gescheiterten Angriff startete, kam er zur Torchance.

Haben deutsche Mannschaften, von der Konkurrenz früher ehrfürchtig „Panzer“ genannt, das Verteidigen verlernt?

Natürlich treten jetzt wieder die Experten auf, die noch die krachenden Tugenden kannten und die Vergangenheit

Es mangle an „defensiver Kompetenz“, sagt einer, der im Hintergrund bleiben will. Es geht dabei nicht bloß um Abwehrspieler, denn die Defensive ist das Geschäft aller, sobald der Gegner den Ball besitzt. Im deutschen defensiven Mittelfeld spielen Bastian Schweinsteiger und Toni Kroos, gelernte Offensivkräfte, die den robusten Zweikampf nicht im Repertoire haben. Und Sami Khedira, der gegen Schweden verletzungsbedingt fehlte, interpretiert seine zentrale Rolle bei Löw weisungsgemäß anders als bei Real Madrid. Dort trägt ihm Trainer José Mourinho auf, strikt die Ordnung zu wahren, in neuralgischen Zonen Aufsicht zu führen.

In Löws System dagegen sollen offensive und defensive Mittelfeldspieler eine Einheit bilden, der Trainer, der die Schönheit schätzt, spricht von einem „fließen-

\* Oben: beim Länderspiel gegen Schweden am 16. Oktober in Berlin; unten links: Bayern Münchens Profi Bastian Schweinsteiger nach dem Finale der Champions League am 19. Mai gegen den FC Chelsea in München; unten rechts: Borussia Dortmunds Abwehrspieler Mats Hummels nach dem 1:1 bei Manchester City am 3. Oktober.



den Dreieck“ im Zentrum. Jeder der Punkte, jeder dieser drei Spieler, soll sich mal mit nach vorn bewegen.

Aber so bekam die Mannschaft schon gegen Österreich Probleme, wie stets in letzter Zeit bei aggressiv störenden Widersachern, die schnell kontern können. So ging Deutschlands Elf bei der EM gegen Italien und dessen stürmendes Kraftpaket Mario Balotelli unter, so kassierte sie sogar gegen die harmlosen Griechen zwei Gegentore. So geriet sie noch gegen Holland in Not.

Löw orientiert sich gern am FC Barcelona, dem weltweit besten Ensemble. Das kommt weitgehend ohne kernige Grätschen und dazugehörige Zweikampfhühen aus. Doch bei Barcelona und auch in Spaniens Nationalmannschaft, dem Weltmeister, sind selbst die Angriffsspieler perfekt darin geschult, wie sie sich bei einem Ballverlust zu verhalten haben. Sie wissen, wann sie den Gegner stellen, wie groß ihr Abstand zu den Mitspielern sein darf. Im modernen Fußball hat jeder Schritt eine Bedeutung, kein Spieler läuft ungestraft auch nur ein paar Meter sinnlos übers Feld.

Bei Mesut Özils Treffer gegen Schweden hätte Toni Kroos am Dienstag beinahe auf der Torlinie im Weg gestanden – warum rannte er dort überhaupt hin? Vielleicht ist der Anspruch Barcelona doch noch zu hoch.

Wiederholt hat Löw nun das Lernziel ausgegeben, wie die Spanier den Gegner weit in dessen Hälfte zu attackieren, 20 Meter vor dessen Tor. Das, räumte jetzt Mannschaftskapitän Philipp Lahm ein, habe schon gegen Österreich im September nicht funktioniert. Man solle sich lieber „an die Basis“ erinnern: „kontrolliert spielen, das Zentrum schließen“.

So wie zuletzt jedenfalls, mit dem hohen ästhetischen Anspruch und den Löchern in der Organisation, scheint man nicht weiterzukommen. „Das Gebilde ist zu fragil“, sagt der Experte im Hintergrund. Die Handlungsanweisungen an die Spieler seien lückenhaft.

Aber machen deutsche Trainer generell etwas falsch? Schließlich wurde auch Bayern München neulich von der weißrussischen Mannschaft Bate Borisow beim 1:3 in Minsk überrannt.

Oder wird im Jugendbereich falsch ausgebildet? Der neue DFB-Sportdirektor Robin Dutt fragt sich bereits, ob die Schwerpunkte noch stimmen.

In den Nachwuchsleistungszentren der deutschen Proficlubs wurden all die kreativen Techniker herangezogen, Mario Götze, Marco Reus, Toni Kroos. Die Talente haben den Aufschwung des deutschen Fußballs nach der Rumpel-Ära um

die Jahrtausendwende möglich gemacht. Aber inzwischen gibt es schon zu viele von den Wirblern und Dribblern, die im zentralen Mittelfeld oder auf den Flügelpositionen einsetzbar sind. Im Nationalteam zum Beispiel können gar nicht alle gleichzeitig aufgestellt werden. Hingegen fehlen Stürmer und Außenverteidiger. Dieses Muster, so Dutt, „zieht sich auch durch die Bundesliga“.

Nun muss Löw die Versäumnisse ausbaden. Die Defensive ist eigentlich nicht sein Ressort. Zwar war es 2006 der Assistent Löw, der unter Cheftrainer Klinsmann noch nach Beginn der Weltmeisterschaft auf dem Trainingsplatz das Stellungsspiel der Abwehr korrigierte. Aber neuerdings hat er schon Probleme, wenn er sich selbst verteidigen muss.

So war es nach der EM, als die Kritik an seiner Mannschaftsaufstellung gegen

jährigen Partner nicht mehr so spannend zu finden: Erst wird seine Unfehlbarkeit aufgespürt, dann nach Schwächen gesucht. Und in seiner Gereiztheit begeht der andere wirklich Fehler.

Als Löw neulich über den Dortmunder Verteidiger Marcel Schmelzer schwadronierte, wollte er ihn eigentlich gegen die geballte Kritik an den zuletzt gebotenen Leistungen in Schutz nehmen – den Spieler und auch sich selbst gegen den Vorwurf, dass er den Mann weiter aufstellt. So hatte er es nach dem Spiel gegen Österreich gehalten, in dem Schmelzer alles misslang.

Und so wiederholte er es vor dem nächsten Spiel gegen Irland: Der Spieler werde mit der Zeit schon lernen, sagte Löw, „in der Bundesliga gibt es ganz, ganz wenige Alternativen, und ich kann sie mir auch nicht schnitzen“.

Das war nicht diplomatisch ausgedrückt. Aber jeder wusste, dass er keine „Breitseite verteilen“ („Bild“) oder Schmelzer „schwach reden“ wollte, wie es ihm Dortmunds Clubchef Hans-Joachim Watzke unterstellte.

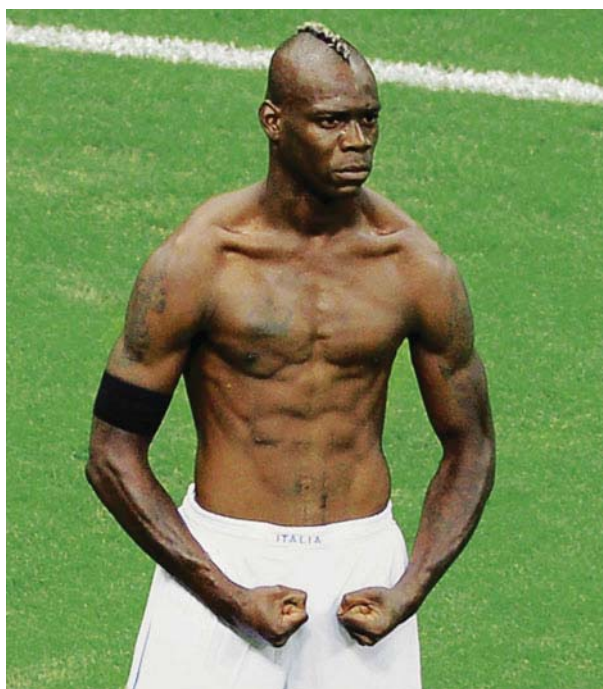
Auch nach vermeintlichen Rissen im Gefüge seiner Mannschaft wurde zuletzt akribisch gestöbert. Als der Abwehrspieler Mats Hummels nach dem schmeichelhaften 2:1 gegen Österreich am Fernsehbild eine Szene analysierte und das Stellungsspiel des Kapitäns Philipp Lahm erwähnte, ortete der Boulevard einen speziellen Konflikt, einen Anschlag auf die Hierarchie des Teams. „Philipp muss als Außenverteidiger natürlich ein bisschen höher stehen“, hatte Hummels dazu erklärt, dass Lahm weiter vorn, „höher“, als die Innenverteidiger stand. Er sagte nicht: Er hätte höher stehen müssen. Hummels erklärte nur, was zu sehen war: Lahm steht, wo er steht, weil er es „muss“.

Zwei Tage nach der emotionalen Achterbahnfahrt von Berlin war Wolfgang Niersbach im Zug unterwegs, er reiste nach Augsburg zur Beerdigung des Ex-Nationalspielers Helmut Haller. Der DFB-Chef wusste, dass der rätselhafte Fußballabend wieder dem Bundestrainer angelastet werde. Es erinnere ihn an die Zeiten von Berti Vogts, als jedes Gegenort „personalisiert“ worden sei.

Löw, betonte Niersbach, sei derselbe „akribische Arbeiter“ wie zuvor, mit einer „klaren Linie“, auch das Klima in der Nationalmannschaft sei „absolut in Ordnung“, er sage das „voller Überzeugung“.

Ursprünglich wollte Niersbach das gar nicht zitiert wissen. Sonst sähe es womöglich aus, als hielte er die Lage für so brenzlich, dass er den Trainer stärken müsste.

JÖRG KRAMER



Italiens Angreifer Balotelli: Aggressive Widersacher

Italien für ihn so unbegreiflich heftig ausfiel. Wenige Tage zuvor war er für den Boulevard noch der „geborene Sieger“ („Gala“) gewesen. Nun wurde er als Vollidiot dargestellt, der sich „gnadenlos verzockt“ hatte, wie „Bild“ tadelte.

Statt zu reagieren, tauchte er sechs Wochen lang ab, das wirkte beleidigt. Dann nutzte er eine Pressekonferenz zu einem Monolog, der viel zu laut und zu scharf ausfiel, wie eine Anklage. Er versuchte abzulenken, die Diskussion auf Nebenschauplätze zu verlagern wie zum Beispiel auf die Debatte um die Frage, ob die Spieler die Hymne mitsingen sollten. Die Strategie war durchsichtig.

So richtig können sie nicht mehr miteinander, Löw und die Öffentlichkeit. Wie in einer sich abkühlenden Beziehung hat die eine Seite angefangen, den lang-



Die neue  
Gemütlichkeit  
kommt. Besser,  
Sie sind zu Hause.

**STYLISH UND TROTZDEM ZUM WOHLFÜHLEN:  
UNSERE WOHNIDEEN IN DER NOVEMBER-AUSGABE.**

Außerdem: Wie neue Farben und Materialien  
jetzt die Seele wärmen, das Haus des Jahres 2012 und  
eine Reise zu dem faszinierenden Hotel Brücke 49.

**EUROPAS GRÖSSTES WOHNMAGAZIN**





# Eine Top-Prämie für Ihre Empfehlung!

## Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formsprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil designte Wilhelm Wagenfeld 1924. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.  
**Zuzahlung: nur € 149,-**



## TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation

Ideal für alle Radfahrer, Wanderer, Fußgänger und Geocacher. Großes transflectives 3,2"-Display, integrierter Tripcomputer inkl. GPS-Kompass, individuelle Streckenwahl, profilabhängiges Routing u. v. m.  
**Ohne Zuzahlung**



**NEU**

## HP Wifi-Multifunktionsdrucker „Officejet 4500 W“

Perfekter Allrounder: 4-in-1-Multifunktionsgerät mit Druck-, Kopier-, Scan- und Farbfaxfunktion. Mit integriertem WLAN. Druckt und kopiert bis zu 28 S./Min. in Schwarzweiß. Maße (BxHxT): ca. 43,35x21,67x40,15 cm.  
**Ohne Zuzahlung**



## BOSCH Schlagbohrmaschine und Akku-Schrauber IXO

Schlagbohrmaschine „PSB 500 RE“ mit Rechts-/Links-Lauf und zwei hülsenigem Schnellspannbohrfutter. 500 Watt mit 7,5 Nm Nenndrehmoment. Akku-Schrauber mit Lithium-Ionen-Technologie, Rechts-/Links-Lauf und Powerlight.  
**Ohne Zuzahlung**



## Artemide „Tolomeo Micro Tavolo“

Zeitlos schöne Tisch- oder Nachttischleuchte aus der Tolomeo-Reihe. Mit regulierbaren Armen und einem in alle Richtungen verstellbaren Leuchtkörper. Material: Aluminium. Länge: ca. 73 cm. Lieferung ohne Leuchtmittel.  
**Zuzahlung: nur € 29,-**



## Maxi-Cosi Rodi XP – schwarz

Geeignet für Kinder von 3,5 bis 12 Jahren (15–36 kg). Müheloser Wechsel zwischen verschiedenen Fahrzeugen dank geringen Gewichts. Mit Standard-Dreipunktgurt-Befestigung, kinderfreundlicher Kopfstütze, breiter Sitzfläche und Gurthaken.  
Maße (BxHxT): ca. 68x46x40 cm.  
**Ohne Zuzahlung**



**Telefon 040 3007-2700**  
Aktionsnummer SP12-163



**Fax 040 3007-857085**  
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



**www.spiegel.de/praemien**  
Weitere Prämien im Internet







## Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de) · Facebook [www.facebook.com/DerSpiegel](http://www.facebook.com/DerSpiegel) · SPIEGEL ONLINE [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEURE** Georg Mascolo (V. i. S. d. P.), Mathias Müller von Blumencron

**STELLV. CHEFREDAKTEURE** Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

**ART DIRECTION** Uwe C. Beyer

*Politischer Autor:* Dirk Kurbjuweit

**DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO** *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Ulrike Demmer, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

*Redaktion Wirtschaft:* Sven Böll, Markus Dettmer, Gerald Trauffetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann *Meinung:* Dr. Gerhard Spörl

**DEUTSCHLAND** *Leitung:* Alfred Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstädt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

*Berliner Büro* *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Decker, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

**WIRTSCHAFT** *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klavitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

**AUSLAND** *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg. *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Daniel Steinorth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyer, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuther

*Diplomatischer Korrespondent:* Dr. Erich Follath

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

**KULTUR** *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Ochmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Dier, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

*KulturSPIEGEL:* Marianne Wellershof (verantwortlich), Tobias Becker, Anne Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

**GESELLSCHAFT** *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Späth (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbart Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mings, Alexander Osang

**SPORT** *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

**SONDERTHEMEN** *Leitung:* Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

**MULTIMEDIA** Jens Radü, Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

**PRODUKTION** Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

**BILDREDAKTION** Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

**GRAFIK** Martin Brinker, Johannes Unsel (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Würst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufer, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

*Besondere Aufgaben:* Michael Rabanus *Sonderhefte:* Rainer Sennwald

**TITELBILD** Stefan Kiefer, Suzie Barrett, Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND**

**BERLIN** Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

**DRESDEN** Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Georg Bönisch, Frank Dohmen, Fidelius Schmid, Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**

**ABU DHABI** Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

**ATHEN** Julia Amalia Heyer, Pindarou 23, Kolonaki, 10673 Athen, Tel. (0030) 2103621412

**BRÜSSEL** Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (0032) 2306108, Fax 2311436

**ISTANBUL** PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

**LONDON** Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FP, Fax (004420) 34902948

**MADRID** Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

**MOSKAU** Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

**NAIROBI** Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

**NEU DELHI** Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

**NEW YORK** Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

**SHANGHAI** Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

**TEL AVIV** Juliane von Mittelstaedt, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

**WARSAU** P.O. Box 31, ul. Wasyngtona 26, PL- 03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** Marc Hujter, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Elitzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immsch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerhies, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Taisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, [www.spiegel-qc.de](http://www.spiegel-qc.de)

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus

verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

**VERLAGSLEITUNG** Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Ove Saffa



MIX  
Papier  
FSC® C020233

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.

Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:

Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

### Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: [artikel@spiegel.de](mailto:artikel@spiegel.de)

### Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: [nytsyn-paris@nytimes.com](mailto:nytsyn-paris@nytimes.com)

Telefon: (00331) 41439757

### für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966

E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

### SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titellustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter [www.spiegel.de/shop](http://www.spiegel.de/shop)  
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

### SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-4888

Fax: (040) 3007-857050

E-Mail: [nachbestellung@spiegel.de](mailto:nachbestellung@spiegel.de)

### Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196

E-Mail: [spodats@t-online.de](mailto:spodats@t-online.de)

### Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

### Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-0

### Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 234,00

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

### Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung

Eilboten Zustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht

besteht nicht.

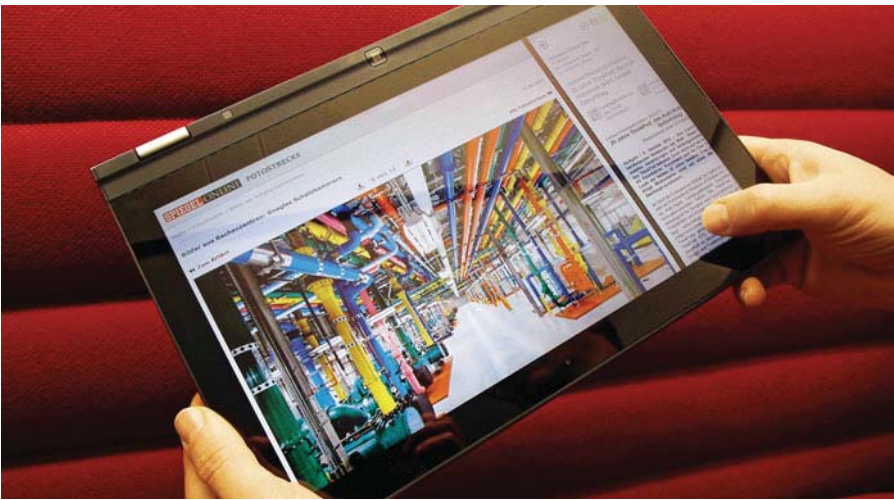
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP12-001

SD12-006

SD12-008 (Upgrade)





**THEMA DER WOCHE**

## Anfassen, bitte!

Diese Woche steht im Zeichen der Touchscreen-Computer: Erst will Apple sein Mini-iPad präsentieren, dann startet Microsoft den Verkauf von Windows 8 – zeitgleich kommen Dutzende neuer PC, Notebooks und Tablets in den Handel. Alle neuen Geräte sind per Finger steuerbar. SPIEGEL ONLINE stellt die Touch-Rechner vor und testet, wie gut sie wirklich sind.

**POLITIK UND WIRTSCHAFT | Finale in Florida**

Das erste TV-Duell gewann Mitt Romney, das zweite Barack Obama – wer siegt in der dritten Debatte? Unsere US-Korrespondenten berichten von der letzten Redeschlacht der US-Präsidentschaftskandidaten vor der Wahl. Und wir vergleichen die Wirtschaftspolitik der Bewerber: Wie wollen sie die Themen Steuern, Energie und Arbeitsmarkt anpacken?

**GESUNDHEIT | Fit durch den Herbst**

Sommer vorbei, weniger Sport, Gewichtsalarm? Nicht mit Achim Achilles! Unser Kolumnist zeigt, wie Sie mit einfachen Fitnessübungen eine gute Figur machen – sogar im Büro.

**SCHULSPIEGEL | Ab ins Abenteuercamp**

Die Bundeswehr versucht, Jugendliche für eine Karriere beim Militär zu begeistern, schickt sie auf Bergtouren, zu Wasserschlachten und in den Flugsimulator. Wir begleiten die Truppe auf ihrem fragwürdigen Werbefeldzug.

**einestages.de | Paradies aus Abfall**



Im Jahr 1996 zog der britische Zimmermann Richard Sowa nach Mexiko, um sich eine eigene Privatinsel zu erschaffen: Spiral Island. einestages.de über eine schwimmende Oase mit Stränden und Palmen – gebaut aus Tausenden Flaschen, Plastiktüten und Holzpaletten.

**www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist**

**SPIEGEL TV**

**SONNTAG, 28. 10., 22.25 – 23.10 UHR | RTL**  
**SPIEGEL TV MAGAZIN**

**Kein Geld, kein Eigenheim** – Baufirma stürzt Häuslebauer in den Ruin; **Wer bin ich?** – Amerikaner auf der Suche nach ihren Ahnen; **Immobilien, Gitarren, Oldtimer** – Der Mittelstand flieht in Sachwerte.

**SAMSTAG, 27. 10., 20.15 – 0.25 UHR | VOX**  
**DIE GROSSE SAMSTAGSDOKUMENTATION**  
**Ich kann nicht anders! – Wenn Zwänge das Leben bestimmen**

Ist die Tür abgeschlossen? Der Herd wirklich ausgeschaltet? Fragen wie diese belasten viele. Bei etwa zwei



**Patientin mit Waschzwang**

Millionen Menschen in Deutschland lösen solche Zweifel große Qualen aus. Sie leiden an psychischen Zwängen und beschäftigen sich oft stundenlang damit, ihre Handlungen zu überprüfen. Sie kontrollieren Türschlösser, Bügeleisen und Herdplatten, andere duschen und putzen mehrere Stunden täglich, aus Angst vor vermeintlich gefährlichen Keimen. Viele verheimlichen ihre Krankheit, um nicht als verrückt abgestempelt zu werden. Oft mit verheerenden Folgen: Eine Teilnahme am normalen Leben ist kaum mehr möglich. SPIEGEL TV sprach mit Betroffenen sowie mit Psychologen, Psychiatern und Neurologen.

**DONNERSTAG, 25. 10., 21.10 – 22.05 UHR | SKY**  
**SPIEGEL GESCHICHTE**

**Türken gegen Armenier – Der erste Völkermord des 20. Jahrhunderts**

Am 24. April 1915 besiegelte die nationalistische Jungtürken-Regierung des Osmanischen Reichs das Schicksal der Armenier in Anatolien. Mehr als 600 hochangesehene Persönlichkeiten und Intellektuelle wurden damals bei einer Razzia in Konstantinopel verhaftet. Die Türkei, die im Ersten Weltkrieg Partei für Deutschland und Österreich-Ungarn ergriffen hatte, beschuldigte die Armenier, mit Russland gegen sie zu paktieren. Mehr als eine Million Armenier fielen dann zwischen 1915 und 1916 Verschleppungen und Massakern zum Opfer.



# Jetzt im Handel



## ■ RECRUITING

Exklusivstudie – so sieht die Zukunft der Personalauswahl aus

## ■ CEO-GEHÄLTER

Welchen Einfluss die Vergütung auf die Risikobereitschaft hat

## ■ SELBSTMANAGEMENT

Wie Software uns produktiver und glücklicher macht



## Die digitale Ausgabe

- Einmal online heruntergeladen, jederzeit offline lesen

- Für Tablet und PC/Mac



[www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital](http://www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital)



# Harvard Business manager

DAS WISSEN DER BESTEN

## Register

GESTORBEN

**Norodom Sihanouk**, 89. Er war Polit-Profi und Playboy, Patriot und Poet, Träumer und Tatmensch. Und dafür, dass er, vom Luxus verwöhnt, Champagner wie Foie gras liebte, hatte Sihanouk erstaunliche Freunde: die kommunistischen Massenmörder Mao Zedong, Kim Il Sung und Pol Pot, den Anführer der Roten Khmer. Mit 18 Jahren kambodschanischer König, mit 30 Exilant, mit 32 wieder Premier, mit 37 Staatsoberhaupt, mit 54 Gefangener, mit 69 Exilant, mit 70 wieder Monarch – was für ein Leben, was für eine Berg-und-Tal-Fahrt durch die Geschichte Indochinas. Dem Selbstbewussten gelang es oft, die übermächtigen fremden Mächte zum Wohl Kambodschas gegeneinander auszuspielen, die französischen und japanischen Besatzer etwa, lange auch die begehrlichen Weltmächte. Doch die Bombardements der USA auf seine Heimat konnte er letztlich ebenso wenig verhindern wie die Machtübernahme durch die Steinzeitkommunisten. Mit den Roten Khmer arbeitete er zusammen, obwohl sie für den Tod von etwa 1,7 Millionen Menschen, darunter Verwandte Sihanouks, verantwortlich waren. Das Volk verliebte sich in ihn, „König-Vater“ alle Winkelzüge. Er selbst hielt sich „nicht für einen guten, aber den am wenigsten schlechten Politiker“. Sihanouk starb am 15. Oktober in Peking.



SEPP SPIEGEL / IMAGO

**Sylvia Kristel**, 60. Die gebürtige Holländerin war einer der größten europäischen Kinostars der siebziger Jahre, Hunderte Millionen Zuschauer sahen ihre Filme. Allerdings spielte sie fast immer nur eine Rolle, nämlich die erotische Abenteuerin, eine Globetrotterin des Sex. Die „Emmanuelle“-Softpornos, die sie berühmt machten, waren Triebbefriedigungskino. Doch Kristel strahlte in ihnen eine unbekümmerte Lebenslust aus. Regisseure wie der Franzose Just Jaeckin rückten ihr oft mit dem Weichzeichner auf den Leib, das war die Mode der Zeit. Doch dass ihrer Schönheit nicht nachgeholfen werden musste, war immer dann zu sehen, wenn sich in einem Film wie etwa „Airport ’80 – Die Concorde“ die Kamera auf ihr Gesicht konzentrierte. Sylvia Kristel starb am 17. Oktober in Amsterdam.



CINELEZ / ALLPIX / LNP

**Käthe Reichel**, 86. Sie spielte Hauptrollen in seinen Stücken und teilte für einige Zeit als Geliebte sein Leben: Käthe Reichel, Proletariertochter aus dem Osten Berlins, war 1950 an Bert Brechts Berliner Ensemble gekommen. Dort fand sie ihre künstlerische Heimat, bis sie von Helene Weigel, Brechts Witwe, brüsk entlassen wurde. Von 1961 an war sie am Deutschen Theater in Ost-Berlin engagiert. Ihre gerade und ungekünstelte Art gab ihren Auftritten Glaubwürdigkeit. Als die DDR ins Wanken geriet, sprach auch Reichel, inzwischen eine der prominentesten Schauspielerinnen des Landes, am 4. November 1989 auf dem Alexanderplatz für Freiheit und Demokratie. Zuletzt trat sie vor allem mit Lesungen in Erscheinung. Käthe Reichel starb in der Nacht zum 19. Oktober im brandenburgischen Buckow.

**Wolfgang Menge**, 88. Als Fernsehautor hat er so viele Preise gewonnen, dass er für viele zum Synonym für besseres Fernsehen wurde. Legendar war nicht nur die Serie „Ein Herz und eine Seele“ um



TEUTOPRESS / IMAGO

den Familienpatriarchen und Motzknochen „Ekel Alfred“. Mit „Das Millionenspiel“ schrieb Menge einen der hellstichtigsten Filme über das Fernsehen. In ihm geht es um eine fiktive Show, in der ein Kandidat von Killern gejagt und vom Publikum gehetzt wird. Der Film wurde 1970 ausgestrahlt und gilt als Menetekel für alle Kandidaten-Schaurigkeiten, die seitdem im Programm stattfanden. Menge konnte wunderbar über das schlechte Fernsehen nörgeln, das nach ihm kam. Als er in einem seiner letzten Interviews gefragt wurde, ob ihn das Alter nicht weiser werden lassen sollte, antwortete er: „Nörgler und Weise sind keine Gegensätze.“ Wolfgang Menge starb am 17. Oktober in Berlin.

**Harry Valérien**, 88. Das Getöse, das manche Sportreporter verursachen, wurde ihm in den letzten Jahren ein Gräuel. Sein eigenes Auftreten hingegen war „formvollendet im Ton, doch unerbittlich in der Sache“, so beschrieb es sein Kollege Dieter Kürten. Valérien mit dem rollenden R und den wollenen Pullis war eine Autorität. Paul Breitner ließ sich von ihm vor laufender Kamera für seine Hitzigkeit tadeln, Franz Beckenbauer nannte ihn einen „väterlichen Freund“. Vom „Aktuellen Sport-Studio“, das er 1963 im ZDF mitbegründet hatte, verabschiedete Valérien sich 1988; seinem Nachfolger Günther Jauch war er ein Vorbild. Harry Valérien starb am 12. Oktober.



**Der digitale  
SPIEGEL.**

Jetzt für iPad/  
iPhone, Android  
und Mac/PC\*



**Tiefer gehen.  
Mehr verstehen.**

**Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.**

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen. Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr.

[www.spiegel.de/digital](http://www.spiegel.de/digital)

**DER  
SPIEGEL**

\* Einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen – egal, wo Sie gerade sind





## Kampf der Stellvertreter

So hatten sich die Sängerin **Gwen Stefani**, 43, und ihre Band No Doubt das nicht vorgestellt. Vor drei Jahren kam das Computerspiel „Band Hero“ der Firma Activision auf den Markt, in dem diverse Popbands als Avatare auftreten. Die Spieler können die Figuren steuern – und zwar über die Maßen, wie Stefani fand. Ihr Avatar ließ sich so manipulieren, dass er mit männlicher Stimme sang; die digitalen No Doubt konnten auch Songs anderer Bands darbieten. Eine „virtuelle Zirkusnummer“, schimpfte die Musiker, im Übrigen sei der Kontrakt auf drei Lieder beschränkt gewesen – sie verklagten Activision. Das Unternehmen führte das Recht auf freie Meinungsäußerung ins Feld; ein Videospiel biete



so viel kreatives Potential, dass eine „Transformation“ der Figuren in Kauf genommen werden müsse. Ein US-Gericht stellte schließlich klar, dass die virtuellen Stellvertreter mit Respekt zu behandeln seien, denn sie repräsentierten echte Menschen. Das Recht auf Meinungsfreiheit könne hier nicht geltend gemacht werden.

## Ertappter Saubermann

Er ist nicht der erste Politiker, der sich im Wahlkampf bei wohltätigen Organisationen fotografieren lässt. Aber der Termin von **Paul Ryan**, 42, US-Vizepräsidentenskandidat der amerikanischen Konservativen, in der Armenküche von Youngstown, Ohio, erwies sich als Desaster. Zusammen mit seiner Gattin **Janna**, 43, ließ er sich beim Geschirrspülen ablichten. Der Leiter der Suppenküche, Brian J. Antal, berichtete

nun, wie die Fotos entstanden sind: Ryans Entourage habe die Räumlichkeiten ohne Absprache okkupiert; wenn er vorher, so Antal, gefragt worden wäre, hätte er es abgelehnt, Ryan zu empfangen, denn er lege Wert auf politische Unabhängigkeit. Zu allem Überfluss sei das Kochgeschirr gar nicht schmutzig gewesen. Ein PR-Beauftragter der Partei kommentierte lau: „Wir waren glücklich, die Aufmerksamkeit auf die wichtige wohltätige Arbeit der Organisation zu lenken.“



## Uncoole Zicke

Die Antwoord, ein schrilles HipHop-Trio aus Südafrika, tanzen **Lady Gaga**, 26, auf der Nase herum. Der amerikanische Superstar hatte Yo-Landi, Ninja und DJ Hi-Tek als Vorgruppe für ihre Konzerte in Kapstadt und Johannesburg gewinnen wollen. Doch die drei Musiker lehnten schroff ab: „Gagas

Musik ist oberflächlicher Scheiß“, sagte Ninja. Im neuesten Die-Antwoord-Video wird noch nachgelegt: Ein Gaga-Double taumelt im berühmten Fleischkleid der Diva durch Johannesburg und erlebt den vorurteilsgespeisten Alptraum eines ahnungslosen Amerikaners auf dem Schwarzen Kontinent: Hyänen, die im Müll wühlen, tanzende Riesenkondome, einen bewaffneten Raub-

überfall. Schließlich wird der Gaga-Darsteller von einem Löwen gefressen. „Ihr seid freakig. Aber ihr habt keine Hits und noch nie 100 000 Tickets in Südafrika verkauft“, zickte die so Geschmähte auf Twitter. Die Antwoord: „Lady, wir sind nicht so groß, aber viel cooler als du.“ Die Gruppe soll mit ihren wilden Raps jetzt im Vorprogramm der Red Hot Chili Peppers auftreten.





VITTORIO ZUNINO CELOTTO / GETTY IMAGES

## Duftende Doktorin

Diktatorenkinder haben es nicht leicht. Wie soll man sich gegen den mächtigen Papa, der foltert, wegsperert, unterdrückt, in der öffentlichen Wahrnehmung durchsetzen? **Gulnara Karimowa**, 40, Tochter des usbekischen Staatschefs Islam Karimow, hat einiges probiert. Sie betätigte sich als Mode- und Schmuckdesignerin, auch als Popsänge-

rin trat sie auf; nebenher fungiert sie seit 2008 als Botschafterin Usbekistans bei den Vereinten Nationen in Genf. Die Harvard-Absolventin und Doktorin der politischen Wissenschaft hat nun eine zusätzliche Beschäftigung gefunden: Sie verkauft ab sofort auch Duftwasser. „Mystérieuse“ ist für die „sinnliche Frau aus dem Osten“ bestimmt, „Victorious“ heißt das männliche Pendant für „starke Männer“.

**Monika Heinold**, 53, Finanzministerin in Schleswig-Holstein, amüsierte mit der Buchstabenverwechslung von „v“ und „w“ ihre grünen Parteifreunde. Sie hatte sie per Rundmail um Unterstützung bei der Abschaffung der „Möwenpick-Steuer“ gebeten. Unter heftiger öffentlicher Kritik war 2010 der Mehrwertsteuersatz für Hotelübernachtungen von 19 auf 7 Prozent gesenkt worden. Die auf Drängen der FDP in den Koalitionsvertrag mit der CDU/CSU aufgenommene Steuererleichterung verdankt ihren Namen einem Großspender der Liberalen, einem Möwenpick-Miteigentümer. Der nordrhein-westfälische Fraktionschef Reiner Priggen warnt seine Parteifreundin in einem launigen Brief vor einer Diskriminierung der Seevögel, „da die Möwen an dieser raffigierigen Operation völlig unbeteiligt sind“. Trotz der Schreibschwäche seiner Kollegin werde er die Bundesratsinitiative weiterhin unterstützen.

**Peter Ramsauer**, 58, Bundesverkehrsminister (CSU), muss ab Anfang kommenden Jahres auf seine persönliche Referentin verzichten. Julia Reuss übernimmt einen deutlich höher dotierten Posten bei der Deutschen Bahn AG. Ramsauer verliert eine langjährige Mitarbeiterin; Reuss war schon an seiner Seite, als er Chef der CSU-Landesgruppe in Berlin war. Die Personalie hat durchaus ein Geschmäckle, immerhin ist der Bund Eigentümer der Bahn. Ramsauer hatte sich bereits zu Beginn des Jahres dafür rechtfertigen müssen, innerhalb seines Ministeriums Beförderungen nach Parteibuch zu betreiben. In diesem Fall allerdings, heißt es in Berlin, sei Bahn-Chef Rüdiger Grube von sich aus auf Reuss zugekommen. Der Vorsitzende des Bundestags-Verkehrsausschusses, Anton Hofreiter (Grüne), kritisiert den Wechsel dennoch: „Das ist ein weiteres Beispiel dafür, wie die Bahn seit Jahren von einem Teil der Parteien dazu benutzt wird, Mitarbeiter zu versorgen.“

## Kontroll-Lust

Der Chef des Modelabels Abercrombie & Fitch, **Michael Jeffries**, 68, umgibt sich auf Reisen gern mit kurzbehosten jungen Männern. Im „Knigge“ für seinen Privatjet steht, dass die Stewards Boxershorts, Poloshirts, Flip-Flops und einen Spritzer Parfüm der Hausmarke Abercrombie & Fitch zu tragen haben; beim Auflegen des Silberbestecks müssen schwarze, beim Eindecken mit Porzellan weiße Handschuhe getragen werden. Jeffries, vor dessen



ROLF VENNENBERG / DPA

Läden weltweit gutgebaute Jungs mit freiem Oberkörper stehen (Foto), regelt in dem Leitfaden auch die Kommunikation des Personals mit den Fluggästen. „Kein Problem“ wird als einzig angemessene Reaktion auf etwaige Wünsche anempfohlen. Das delicate Dokument wurde im Zuge eines Gerichtsverfahrens gegen das Modeunternehmen bekannt: Ein ehemaliger Pilot klagt wegen Altersdiskriminierung; der 55-Jährige ist seiner Meinung nach zugunsten eines Jüngeren entlassen worden.



Aus einer Werbebroschüre der Firma Porta: „Handgeknüpfter Wollteppich aus hochwertiger Neuseelandwolle, gemischt mit Wolle aus Sardinien.“

## Polizei sucht nach Zahnücke

Aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“

Aus der „Allgemeinen Zeitung Mainz“: „Feldhofer werden 19 schwere Straftaten vorgeworfen. Neben mehreren Banken hatte er im Dezember auch einen Linienbus entführt.“



Flyer einer Hamburger Firma

Aus der „taz“: „Mehrere Dutzend Menschen warfen mit Flaschen und Steinen auf Polizisten und versuchten, Schaufensterscheiben zu zerstören. Diese reagierten mit Pfefferspray und Blendgranaten.“

## Fußballer im Glück Reisebus brennt auf der A 1 aus

Aus dem „Delmenhorster Kreisblatt“

Bildunterschrift aus einer Reisebeilage der „Wetzlarer Neuen Zeitung“: „Der Berliner Reichstag und seine Kuplung werden jährlich von tausenden Touristen aus aller Welt besucht.“



Schild in Bremerhaven

## Zitate

„The Independent“ zum SPIEGEL-Bericht „Dann sollen sie doch gehen“ über wachsende Differenzen zwischen der EU und Großbritannien (Nr. 42/2012):

Eine Regierungssprecherin wies eine Einschätzung des angesehenen deutschen Nachrichten-Magazins SPIEGEL zurück. Das Blatt hatte Großbritannien mit Statler und Waldorf verglichen, den beiden alten Männern aus der Muppet Show, die von der Zuschauertribüne herab unentwegt nörgeln. Das Magazin ... schrieb, Frau Merkel wolle die europäische Entwicklung ohne Großbritannien vorantreiben mit Maßnahmen wie einem eigenen Haushalt für die 17 Staaten der Euro-Zone und einem gemeinsamen EU-Hauptquartier für Militäreinsätze. Merkel habe lange geglaubt, die Tür für London offen halten zu müssen, damit es sich enger an die EU binden könne. Diese Hoffnung sei nun angesichts des Verhaltens der Regierung von David Cameron dahin.

Die „Welt am Sonntag“ über den Umzug der denkmalgeschützten SPIEGEL-Kantine in das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe:

Über viele Jahre hinweg leuchteten vorbeileidenden Passanten und Autofahrern die knalligen Orangetöne der SPIEGEL-Kantine schon von Weitem entgegen ... Das Interieur, geschaffen 1969 von dem dänischen Architekten und Kult-Designer Verner Panton (1926–1998), verkörpert auf einzigartige Weise die ästhetischen Maxime der psychedelischen Pop- und Raumfahrt-Ära der 60er-Jahre. Nach dem Umzug des Verlagshauses 2011 in die Hafencity ging das denkmalgeschützte Ensemble als Geschenk an das Museum für Kunst und Gewerbe. Hier erstrahlt nun der originalgetreu wiederhergestellte Speiseraum samt Pantons visionären Wand- und Deckenelementen, Lampen, Tischen und Stühlen in frischem Glanz.

## Der SPIEGEL berichtete ...

in Nr. 40/2012 „Bittere Wahrheit“ über einen Auftritt von Paul Lerbinger, Vorstandsvorsitzender der HSH Nordbank, in einer vertraulichen Sitzung des Ausschusses „Öffentliche Unternehmen“ der Hamburgischen Bürgerschaft. Dort hatte der Bankchef eingeräumt, sein Institut habe Probleme, die von der Bankenaufsicht geforderte Kernkapitalquote von neun Prozent bis zum Jahresende zu halten.

Am vergangenen Mittwoch teilte der HSH-Aufsichtsrat überraschend mit, Lerbinger werde seine Tätigkeit als Vorstandsvorsitzender zum 31. Oktober beenden.

**1**

Bei Staatsanleihen ist mir die Rendite zu niedrig.  
Wohin mit meinem Geld?

**Jetzt richtig investieren – z.B. mit dem DWS Covered Bond Fund.**

**DWS INVESTMENTS**  
Deutsche Bank Gruppe

\*Die DWS/DB-Gruppe ist nach verwaltetem Fondsvermögen der größte deutsche Anbieter von Publikumsfonds. Quelle: BVI, Stand: Ende Juli 2012. Die Verkaufsprospekte mit Risikohinweisen und die wesentlichen Anlegerinformationen sowie weitere Informationen erhalten Sie kostenfrei bei der DWS Investment GmbH, 60612 Frankfurt am Main. Gesamtkostenquote p.a. (Stand: 30.09.2011): 0,69% zzgl. 0,026% erfolgsbez. Vergütung aus Wertpapierleihe-Eträgen.



# Inklusion heißt: Schmetterlinge im Bauch.

Alle Menschen sollen gleichberechtigt am Leben teilnehmen – mit oder ohne Behinderung.  
Damit gemeinsames Lernen selbstverständlich wird.

[www.aktion-mensch.de](http://www.aktion-mensch.de)



# Aktion MENSCH



Exklusion



Integration



Inklusion

**DAS WIR GEWINNT**





HERBST/WINTER

Wenn's gut werden muss.

WERKZEUG/MASCHINEN  
EISENWAREN  
ELEKTRO-INSTALLATION  
LEUCHTEN  
SANITÄR  
FLIESEN  
HOLZ  
BAUELEMENTE  
BAUSTOFFE  
FARBEN  
AMBIENTE  
GARTEN

Wenn's gut werden muss.



[www.bauhaus.info](http://www.bauhaus.info)

# Der neue Katalog ist da!

Über 1200 Seiten Top-Auswahl, beste Qualität, Tiefpreise – garantiert!

Alle Informationen zur Firma und Anschrift Ihres **BAUHAUS** Fachcentrums finden Sie unter [www.bauhaus.info](http://www.bauhaus.info) oder kostenlos unter Tel. 0800-3905000.



[www.facebook.com/bauhaus](http://www.facebook.com/bauhaus)  
[www.youtube.com/bauhausinfo](http://www.youtube.com/bauhausinfo)